A 640976

GENERAL LIBRARY
UNIVERSITY OF MICHIGAN.

THE

Hagerman Collection

OF BOOKS RELATING TO

HISTORY AND POLITICAL SCIENCE

BOUGHT WITH MONEY PLACED BY

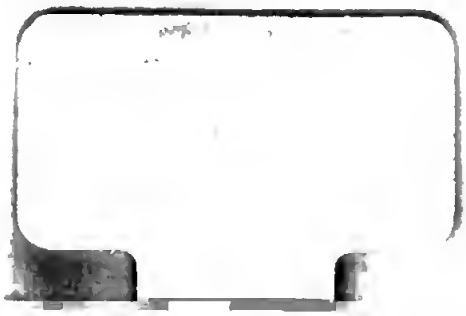
JAMES J. HAGERMAN OF CLASS OF '61

IN THE HANDS OF

Professor Charles Kendall Adams

IN THE YEAR

1883.



DD
365
.V42

Digitized by Google

Geſchichte

der

deutſchen Höfe

ſeit der

Reformation.

Von

Dr. Eduard Vehſe.

5r Band.

Erſte Abtheilung:

Preußen.

Fünfter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1851.

19939

Geſchichte

des

preußiſchen Hofs und Adels

und

der preußiſchen Diplomatie.

Von

Dr. Eduard Vehſe.

Fünfter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1851.

Inhalt.

Seite.

VI. Friedrich Wilhelm II. 1786—1797.

1. Die Jugenddebauchen. Zeugniſſe Lord Malmesbury's und Graf Mirabeau's. Friedrich's Meinung über ſeinen Neffen beim Abſchied vom Miniſter Hoym auf der letzten ſchleſiſchen Revue . 3
2. Heirath mit Eliſabeth von Braunſchweig, Scheidung und zweite Heirath mit Luiſe von Darmſtadt. Madame Wilhelmine Rietz, geborne Encke, Gräfin Lichtenau. Perſonalien derſelben. Perſonalien des Kämmerers Rietz. Die Kinder der Lichtenau: Graf Alexander von der Mark und Gräfin Mariane von der Mark, vermählte Stolberg. Die Tänzerin Schulski. Fräulein Julie Voß, Gräfin Ingenheim und ihr Sohn, der Graf Guſtav Ingenheim. Fräulein Gräfin von Dönhoff und ihre Kinder Graf Wilhelm Brandenburg und Gräfin Julie Brandenburg, vermählte Fürſtin von Köthen. Alleinherrſchaft der Gräfin Lichtenau. Ihre Reiſe nach Italien, Liaiſons mit dem Chevalier de Saxe,

Seite.

Hofrath Hirt, Lord Briſtol, dem dicken Cupido Geh. Rath Schmidts u. ſ. w. Aufführung der morte di Cleopatra auf dem Theater der Gräfin Lichtenau in ihrem Palais unter den Linden. Glänzende Badeſaiſon in Pyrmont. Wiederherſtellungsfeſt des Königs: Gräfin Lichtenau als Polyhymnia und Berliner Sappho. Proceß gegen ſie nach dem Tode des Königs, Gefangenſchaft in Glogau, Heirath mit Franz Holbein, Aufenthalt in Paris und letzte Lebensſchickſale. Ihre Apologie und ihr Briefwechſel. Würdigung des Einfluſſes der Zirkel der Gräfin Lichtenau auf die Entwickelung der feineren und freieren Geſelligkeit in Berlin. Ein merkwürdiger Brief an ihren Schwiegerſohn, Graf Stolberg: „Je n'aime pas à me déshabiller avant de me coucher.“

Das Cabinet. Beyer, der erſte geadelte Cabinetsrath in Preußen. Perſonalien des Generals Biſchofswerder, des „Laubfroſches.“ Seine Fortüne durch die Diavolini und die Roſenkreuzerei. Darſtellung des damaligen Roſenkreuzer-, Illuminaten- und Freimaurerweſens in Deutſchland. Die Geiſtercitirung in Charlottenburg. Die Generalin Biſchofswerder, geborne Tarac, verwittwete Gräfin Pinto; die Güterkauf-Induſtrie in Weſtpreußen.

Perſonalien Wöllner's „des kleinen Königs.“ Sein Geheimer Secretair, der Viſionair und Apokalyptiker Mayr. Das Religionsedict von 1788.

Das große Gnadenjahr 1786 für den preußiſchen „neugebacknen“ Adel 13

3 Der Champagnefeldzug. Aufenthalt des Königs in der Favorite bei Mainz mit dem Miniſter Schulenburg-Kehnert. Das Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig. Rückzug von Valmy. Faſt einjähriger Aufenthalt des Königs in Frankfurt. „Unſer

Seite.

lieber dicker Wilhelm.“ Liaiſon mit Fräulein Bethmann. Haugwitz, an Schulenburg's Stelle Miniſter und mit Luccheſini bei dem König. „Wir haben, was wir haben wollen, wir haben einen Theil von Polen.“ Anſinnen einer jährlichen Subſidie von dreißig Millionen an den Wiener Hof. — Subſidienunterhandlungen Hardenberg's mit Lord Malmesbury: „der preußiſche Hof auf gleicher Höhe mit dem Dey von Algier.“ — „Praga raucht, Warſchau zittert! Auf den Wällen von Praga. Suwarow.“ „Eine ſtarke Färbung von Demokratie unter den preußiſchen Offizieren und Mannſchaften.“ Der Basler Friede. — Schreckensſyſtem und geheimes Polizeiamt gegen den Jacobinismus. Beamtendespotismus. Einkerkerungsgeſchichte des Kriegsraths Zerboni di Spoſetti. Die Militairbrusquerie. Letzte Unterhaltungen im Salon Friedrich Wilhelm's II. im Marmorpalais zu Potsdam mit franzöſiſchen Emigranten und Emigrantinnen. Die Waſſerſucht des Königs. Herſtellungsverſuche durch Ausdünſtung ungeborner Kälber, und Lebensluft. Ein Reglement des Pariſer Magnetiſeurs Mr. de Beaunnoir. Abſchied des Königs von ſeiner Familie und einſamer Tod 116

4. Die Familie Friedrich Wilhelm's II. 148

VII. Friedrich Wilhelm III. 1797—1840.

1. Seine Erziehung und erſten Umgebungen: der Miſanthrop Beniſch, der Autor des Fürſtenſpiegels Engel und der Sonderling Leuchſenring; der Oberhofmeiſter Graf Brühl und der Adjutant Major Köckeritz. Urtheil Mirabeau's 155

2. Die ſchöne Königin Luiſe. Bekanntſchaft in Frankfurt und Hochzeit in Berlin. Urtheile Goethe's und des Ritters von Lang über die Königin. Die Car-

Seite.

neval-Luſtbarkeiten von 1799 u. 1800. Kinderball beim Hofmarſchall Maſſow vom Jahre 1803. Die Schlittage der Gensdarmen-Offiziere 1805. Die Romane Lafontaine's. „Der König wird von den Einkünften des Kronprinzen leben müſſen!“ . . . 162

3. Perſonalien des Generaladjutanten Köckeritz und des Cabinetsraths Mencken. Cabinetsordre gegen „die unnützen Brodeſſer.“ Die auswärtige Politik Preußens, das ſchlimme Neutralitätsſyſtem. Letzte Unterredung Friedrich Wilhelm's mit ſeinem großen Groß-Oheim 183

4. Hof-, Civil- und Militair-Etat und diplomatiſches Corps am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts. Perſonalien des Cabinetsraths Beyme und der Miniſter Schulenburg-Kehnert, Struenſee, Baron Schrötter, Buchholz ꝛc. Armee-Etat: Braunſchweig, Möllendorf, Fürſt Hohenlohe, Kalkreuth, Rüchel ꝛc. Die Geſandten: Carl Finkenſtein in Wien, der Geliebte Rahel's, Graf Görtz u. ſ. w. 195

5. Sittenſpiegel der preußiſchen Hauptſtadt und des preußiſchen Volks nach den „vertrauten Briefen.“ Perſonalien des Triumvirats Haugwitz, Lombard und Luccheſini. Die Kriegspartei unter dem Prinzen Louis Ferdinand. Perſonalien des preußiſchen Alcibiades nach dem Tagebuch ſeines Adjutanten Carl Noſtitz. Madame Pauline Wieſel. Demoiſelle Fromm und ihre Kinder Louis und Blanche von Wildenbruch. Rahel Levin, Gentz, Johannes Müller, Duſſeck u. ſ. w. Leben in Schrike 258

Der Hof

Friedrich Wilhelm's II.

1786—1797.

Friedrich Wilhelm II.

1786—1797.

1. Personalien und Jugendbebauchen.

Der Nachfolger Friedrich's des Großen war sein Neffe Friedrich Wilhelm II., gewöhnlich wegen seines starken Körperumfangs der Dicke genannt: er war von athletischer ja herculischer Figur und auch einen Kopf länger als andre Menschen; nur entsprach der Kopf nicht der großen Figur. Er war der Sohn des zweitgebornen Sohns König Friedrich Wilhelm's I. August Wilhelm und der braunschweigischen Prinzessin Luise Amalie, der Schwester der Gemahlin Friedrich's des Großen. Die Mutter, eine eben so unbedeutende Dame, wie die Gemahlin Friedrich's des Großen, war sechs Jahre vor seinem Regierungsantritt gestorben, der Vater schon seit 1758. Prinz Wilhelm starb an gebrochenem Herzen, in der Ungnade seines großen Bruders: dieser hatte ihm 1757 nach der Niederlage bei Collin die Abhaltung der östreichischen Armee von den Grenzen Sachsens aufgetragen, der Prinz aber war so unglücklich gewesen, daß Daun, der ihn umging, in die Lausitz eingebrochen war und Zittau bombardirt hatte. Darauf unmittelbar hatte

der König ihn aus der Armee entlaſſen, noch nicht ein Jahr darauf war er todt. „Prinz Wilhelm, ſchreibt Bielefeld im Jahre 1740, iſt der ſchönſte Mann, den ich je ſah, er iſt groß und vollkommen regelmäßig gebaut. Er hat braunes Haar und blaue Augen und ſehr angenehme Züge. Aber er drückt ſich nicht gut aus, ſeine Erziehung ſcheint vernachläſſigt worden zu ſein; er hat dabei etwas Schüchternes.“ Der ſchöne ſchüchterne Prinz, der Liebling des Vaters, dem dieſer auf Koſten des großen Friedrich die Krone hatte zuwenden wollen, hatte eine entſchiedene Leidenſchaft für die Freuden der Liebe gezeigt; „unaufhaltſam vor und nach ſeiner Vermählung, ſagt der engliſche Touriſt Wraxall, waren ſeine Galanterien mit Frauen von Diſtinction nicht weniger öffentlich bekannt als zahlreich.“ Ein plötzlicher Tod raffte ihn 1758 hin, er ward kaum ſechsunddreißig Jahr alt.

Friedrich Wilhelm II. war beim Tode ſeines Vaters vierzehn Jahr alt und ward nun ſofort zum Prinzen von Preußen erklärt. Seine Gouverneure waren in den Jahren 1756 bis 1764 im Militairiſchen der Oberſt und erſte Graf Heinrich Adrian von Borck, der Sohn des Cabinetsminiſters Adrian Bernhard unter Friedrich Wilhelm I., der, wie oben erwähnt, auf draſtiſche Weiſe entlaſſen wurde — im Staatswirthſchaftlichen des Königs Liebling und Regie-Factotum, der Geheime Finanzrath de Launay, ſeit 1772 der Präſident der Oberrechenkammer Roden und ſeit 1782 der famoſe Wöllner; in den ſonſtigen Wiſſenſchaften Béguelin, Mitglied der Akademie,

früher Legationssecretair in Dresden und in der Religion der Hofprediger Sack.

Der Prinz von Preußen hatte unter den Augen seines Oheims eine strenge Soldatenerziehung erhalten. Alle Tage mußte er auf der Parade in Potsdam erscheinen, nur mit ausdrücklicher Erlaubniß des Königs konnte er nach Berlin gehn. Selten aber nur ward er, obgleich er in Potsdam sich aufhalten mußte, nach Sanssouci zur königlichen Tafel geladen und dies fiel um so mehr auf, als der König seinen andern Neffen, dem Erbprinzen und dem Prinzen Friedrich von Braunschweig Appartements in Sanssouci gegeben hatte. Friedrich der Große liebte Friedrich Wilhelm II. nicht, er hatte eine sehr geringe Meinung von seinen Fähigkeiten. Das Verhältniß ward noch übler, als der Prinz, wie wir aus der oben aus dem Tagebuche Lord Malmesbury's angeführten Stelle zum Jahre 1775 wissen, sich gegen den alternden König zu fühlen anfing. So viel bestätigen alle glaubwürdigen Zeugnisse und unter andern das des Lords, daß Friedrich Wilhelm sehr untergeordneten Umgang. sowohl männlichen als weiblichen hatte, und daß, da er niemals lernte, Ordnung und Folge in seine Reden zu bringen und stets in seiner Art sich auszudrücken, etwas Unzusammenhängendes blieb, diejenigen ihm am liebsten waren, die am leichtesten den Sinn seiner Worte verstanden. Selten sprach der Prinz über Politik, noch seltener über Künste und am seltensten über die Literatur. Dagegen war er leutselig und höflich, grüßte alle Menschen und nannte alle „Sie".

Der Zwang des Gepränges des königlichen Stands war ihm von Jugend auf zuwider. Seine gewöhnliche Tracht, auch als er den Thron beſtiegen hatte, war die Gardeuniform oder noch lieber ein einfacher blauer Frack. Von der Welt hatte er wenig geſehen: er hatte den bairiſchen Erbfolgekrieg mitgemacht und war nachher mit dem General Grafen Görtz in einem diplomatiſchen Auftrag nach Petersburg gegangen.

Friedrich Wilhelm II. war bereits zweiundvierzig Jahre alt, als der Thron an ihn kam.

Die Urtheile über ihn ſind verſchieden ausgefallen, jenachdem man ihn als Menſchen oder als Regenten aufgefaßt hat, jenachdem die Pietät der Unterthanen oder die von keiner Rückſicht beſchränkte Strenge auswärtiger Staatsmänner den Maßſtab angelegt hat. Die preußiſche Pietät hebt bei der Beurtheilung Friedrich Wilhelm's die menſchlich guten Seiten der Milde und eines gütigen, wohlwollenden Herzens hervor; die fremden Diplomaten, die am Hofe zu Berlin lebten, faßten mit unerbittlicher Rückſichtsloſigkeit die Eigenſchaften ins Auge, die bei dem Regenten in Frage kommen. Wir beſitzen hier unter andern die Urtheile eines engliſchen und eines franzöſiſchen Staatsmanns, die längere Zeit am Berliner Hofe verweilten. Der engliſche Staatsmann iſt James Harris, der nachmalige erſte Graf von Malmesbury, der nach dem Hubertsburger Frieden bis 1767 und in den Jahren 1771—1776 bei Friedrich dem Großen als Geſandter accreditirt war. In ſeinen im Jahre 1845 herausgekommenen Tagebüchern und Briefwechſel iſt wieder-

holt von dem Thronfolger die Rede, von ſeinen vielen Schulden, ſeinen unköniglichen Umgebungen und Vergnügungen mit Maitreſſen und einer Rotte luſtiger Offiziere, von ſeiner gedrückten Stellung gegenüber ſeinem Oheim. Man erfährt, daß der Prinz gern ein Anlehen bei der engliſchen Regierung gemacht hätte, worauf dieſe aber nicht einging. Ein Vertrauter des Prinzen entdeckte dem Geſandten ſchon Ende des Jahrs 1774, daß er 300,000 Thaler in Berlin und eben ſo viel im Auslande ſchuldig ſei, daß er nicht einmal ſeine Wäſcherin bezahlen könne, daß er alles mit den Mädchen durchgebracht habe; er habe unter andern eine, die ihm jährlich 30,000 Thaler koſte und auf eben ſo viel belaufe ſich das Geld, das er brauche, um die Spione ſeines Onkels zu gewinnen. 1775 ſchreibt Harris: „Es iſt unmöglich die Geldverlegenheit des Prinzen zu ſchildern. Sein Credit iſt ganz erſchöpft und dies in Verbindung mit dem Zuſtande von Unterwürfigkeit, in dem er ſich befindet, drückt ſeinen Geiſt ſchon merklich nieder, und als ob das Schickſal nicht müde würde ihn zu verfolgen, hat ſein Ungeſtüm ihn während des Carnevals in eine ſchlimme Geſchichte verwickelt, deren unangenehme Wirkung er noch fühlt und welche er auch wahrſcheinlich noch nicht ſo bald wieder los werden wird, da ſein Onkel vielleicht boshafterweiſe ihn nöthigt, ſeinen militairiſchen Obliegenheiten weit ſtrenger als gewöhnlich nachzukommen. Der Biſchof von Ermeland (Grabowsky ein Spezial des großen Königs), war voriges Jahr in derſelben Lage und der König hätte ihn beinahe getödtet,

indem er ihm fortwährend ungariſchen Wein zutrank, wovon er als Pole, wie Friedrich ſagte, ſowohl Liebhaber als Kenner ſein müſſe." — „Der Prinz von Preußen hat in ſeinem Aeußern nichts was großes Talent anzeigte. Lang und ſtark, aber ohne Gewandtheit, ſieht er mehr einem tüchtigen Grenadier, als einem großen Fürſten gleich. Da er von ſeinem Oheim auf das Aeußerſte überwacht und eingeengt iſt, ſo iſt es ſchwer zu ſagen, ob ſeine Zurückhaltung und Schweigſamkeit natürlich oder angenommen iſt. Gewiß iſt freilich, daß er ſich ſo verhält nicht nur vor dem Hofe und in Gegenwart von Vornehmen, ſondern auch dann, wenn er den Prinzen vergißt und in der ſchlechten Geſellſchaft lebt, welche ihn zu unterhalten ſcheint, indem er ſie beſtändig um ſich zu haben ſucht. Auch hier drückt er aber ſeine Zufriedenheit nie anders aus, als daß er ſeine Genoſſen aufmuntert, möglichſt laut und lärmend zu ſein und alle Achtung bei Seite zu ſetzen, welche ſie ihrem künftigen Könige ſchuldig ſind. Seine erſte Maitreſſe (die ſpätere Gräfin Lichtenau, auf die ich zurückkomme) führt bei dieſen Gelagen den Vorſitz und geht bei allen Unanſtändigkeiten, die dabei vorfallen, mit dem beſten Beiſpiele voraus." 1776 ſchreibt Harris: „Der Prinz von Preußen bringt in jeder Woche vier bis fünf Nächte in Berlin zu und ſeine franzöſiſchen und deutſchen Maitreſſen beſchäftigen ihn ſo ſehr, daß er an nichts weiter denkt. Die niedrigſten Auftritte fallen zwiſchen dieſen Heldinnen vor. Die Franzöſin zeichnet ſich durch Liſt und Coquetterie aus, während

die andere auf ununterbrochene Herrschaft pocht, die sie durch Drohungen und offene Gewaltthätigkeit zu behaupten sucht." — „Der Prinz ist stets um Geld verlegen, von seinem Oheim verfolgt, der Unterhaltung mit anständigen und gebildeten Leuten gänzlich beraubt und von einer Rotte sittenloser Offiziere umgeben."*) „Hieraus, schließt Harris, ergiebt sich, daß in dem Prinzen die großen Anlagen nicht sind, welche dem Erben eines Reichs, wie das preußische beschaffen ist, nothwendig wären und es wird schwer halten, das Ganze zusammen zu halten, wenn die Mittel anderswo als in dem Fürsten gefunden werden müssen. Unter einem Volke, das früher wegen seiner Ehrlichkeit eben so bekannt war, als es jetzt wegen seinem Mangel an Grundsätzen ist, finden sich wenig hervorragende Geister und selbst wenn ein solches Phänomen auftauchen sollte, müßten seine Operationen nothwendig durch Eigennutz und Privatabsichten geleitet werden, denn ein wahrer Patriot kann hier nicht existiren."

Dieses englische Urtheil, das schon zehn und mehre Jahre vor der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's II. ausgesprochen wurde, bestätigt das französische des Grafen Mirabeau, der als Agent der französischen Regierung im Jahre 1786, dem Jahre der Thronbesteigung des neuen Königs, sich in Berlin aufhielt und von hier aus die berühmte geheime Ge-

*) „Man fühlt sich fast versucht, zu glauben, daß der König einen schlechteren Nachfolger zu haben wünscht, damit man ihn um so mehr vermisse. Wie könnte er sonst dem Prinzen erlauben, in so schlechter Gesellschaft zu leben?" — so urtheilte der früher schon mehreremale angeführte dänische Diplomat, der Berlin 1773 sah.

ſchichte des Berliner Hofes bekannt machte. Der alte Herzberg hatte unmittelbar nach dem Tode Friedrich's des Großen, nachdem Friedrich Wilhelm II. ihm die Auszeichnung des ſchwarzen Adlerordens hatte zukommen laſſen, dieſem den guten Rath ertheilt, um ſeiner Regierung einen beſtimmten, von der ſeines Vorgängers unterſchiedenen Charakter gleich von Anfang an einzuprägen, die franzöſiſche Richtung zu verlaſſen, ſich ganz als Deutſcher zu bezeigen, um damit eine ſtarke Popularität unter ſeinen Unterthanen ſich zu verſichern. Der neue König ſchien auf dieſen Rath einzugehen, aber alles was er in dieſer Beziehung zu thun wußte, war, einige Deutſche in die Akademie der Wiſſenſchaften aufzunehmen und dem Dichter Ramler eine Penſion von 800 Thalern zu bewilligen. „Der neue König, ſagt Mirabeau, anſtatt ſein Volk zu ſich zu erheben, ſtieg zu ihm herunter.“

„Friedrich Wilhelm, fährt er fort, haßt nichts und kaum liebt er etwas. Sein einziger Widerwille ſind die Leute, die Geiſt haben. Im Innern des königlichen Hauſes herrſcht eine vollkommene Unordnung. Die Bedienten haben das Regiment in Händen. Kein Haus-Hofmeiſter, kein Ober-Intendant, für nichts ſind Fonds angewieſen.“ Mirabeau erzählt unter andern einen ſpeziellen Fall, wo im Palais der Königin ſich nicht genug Holz zum Einheizen gefunden habe. Der Intendant deſſelben bat den Intendanten des Palaſtes des Königs ihm auszuhelfen, aber dieſer entſchuldigte ſich mit dem kleinen Vorrath, den er ſelbſt nur noch beſitze. Die unſchickliche Unordnung kam daher, daß der Verbrauchs-Etat die Königin nicht weſentlich in Berlin wohnend vor-

ausſetzte, wie es zu Zeiten Friedrich's des Großen Brauch geweſen war. Seit dem Tode des Königs hatte man noch nicht daran gedacht, den fehlenden Bedarf anzuweiſen. „Ueberall Verwirrung und Zeitvergeudung, fährt Mirabeau fort. Die Bedienten fürchten die Heftigkeit des Königs und doch ſind ſie die erſten, die ſeine Unfähigkeit verſpotten. Kein Papier iſt in Ordnung, auf keine Eingabe erfolgt ein Beſcheid, keinen Brief eröffnet der König perſönlich, keine menſchliche Gewalt wäre im Stande, ihn dazu zu bringen, vierzig Zeilen hinter einander weg zu leſen. Auf ſtoßweiſe ausbrechende Heftigkeit folgt Abſpannung und gänzliches Nichtsthun.“

Mirabeau ſchreibt ferner unterm 1. Januar 1787: „Von Tag zu Tage ſteigt die Verachtung gegen den neuen König. Man iſt ſchon über die Beſtürzung hinweg, die der Verachtung vorhergeht. Im Anfang ſtaunte man, als man ſah, daß der König ſeiner Vorliebe treu blieb für's Theater, für's Concert, für die alte und für die neue Maitreſſe. Man ſtaunte, als er Stunden fand, um Bilder, Meubles, Kaufmannsläden zu beſehen, um auf dem Violoncell zu ſpielen, um über die Händel der Hofdamen ſich zu unterrichten — und Minuten, um ſeine Miniſter zu hören, die unter ſeinen Augen die Intereſſen des Staates lenken. Gegenwärtig ſtaunt man, wenn irgend eine Thorheit einer neuen Art oder irgend eine Gewohnheitsſünde nicht einen ſeiner Tage in Anſpruch genommen hat. — Und dennoch konnte die Wuth, ſelbſt zu regieren, ohne ſelbſt etwas zu thun,

nicht höher ſteigen. Seit zwei Monaten ſchon hat der König mit keinem Miniſter gearbeitet.“

Gegen das Ende ſeiner Regierung mußte ſelbſt ein Preuße das von dem Franzoſen und von dem Engländer geſtellte Urtheil als wahr bezeugen. Oberſt von Maſſenbach ſchrieb im Jahre 1795 in einem Fragment aus ſeinem Tagebuche, das er in ſeinen Memoiren zur Geſchichte des preußiſchen Staates mittheilt: „Der König hat die größte Aehnlichkeit mit einem aſiatiſchen Fürſten, der ſich in das Innere ſeines Serails zurückgezogen hat und mit ſeinen Sclaven und Sclavinnen lebt, die Regierungsgeſchäfte aber ſeinen Vezieren überläßt. Die Ringmauer, welche jetzt zwölf Fuß hoch um den neuen Garten in Potsdam gezogen wird, erinnert an die Mauern des Serails; kein fremdes Auge ſoll ſehen, was in dem Bezirke vorgeht.“

Ganz richtig hatte nach den „vertrauten Briefen“ Friedrich der Große die Dinge kommen ſehen. Als er 1785 bei der letzten Revue in Schleſien von Miniſter Hoym Abſchied nahm, ſagte er ihm: „Lebe Er wohl, Er ſieht mich nicht wieder. Ich werde Ihm ſagen, wie es nach meinem Tode gehen wird. Es wird ein luſtiges Leben bei Hofe werden. Mein Neffe wird den Schatz verſchwenden, die Armee ausarten laſſen. Die Weiber werden regieren und der Staat wird zu Grunde gehen. Dann trete Er auf und ſage dem Könige: „„Das geht nicht, der Schatz iſt dem Lande, nicht Ihnen.““ Und wenn mein Neffe

auffährt, dann ſage Er ihm: „„ich habe es ſo befohlen.““ Vielleicht hilft es, denn er hat kein böſes Herz. Hört Er?“ Hoym hörte, hütete ſich aber wohlweißlich, ſpäter zu reden.

---

2. Die Gräfin Lichtenau. Wöllner und Biſchofswerder. Die Roſenkreuzer, Illuminaten und Freimaurer.

Friedrich der Große war ein Selbſtherrſcher im eminenteſten Sinne des Wortes geweſen, das gerade Gegentheil davon war Friedrich Wilhelm II. Der ſchwache und ſinnliche König wurde ohne es zu merken das willenloſe Werkzeug ſeiner Favoritinnen und Favoriten. An der Spitze der Hofpartei ſtanden die Damen Rietz-Lichtenau, Voß und Dönhoff, die Diplomaten Haugwitz und Lucchesini, der General Biſchofswerder und Wöllner. Herzberg erhielt ſchon 1791 ſeine Entlaſſung, nachdem man von Wien aus erkärt hatte, daß es zu keinem innigen Einverſtändniß zwiſchen beiden Höfen kommen könne, ſo lange Herzberg die Hand in den Geſchäften habe. Darauf hatte man auf jede Weiſe ihn gedrückt, ihn umgangen, ihm die Kenntniß deſſen, was in Wien verhandelt ward, entzogen, um ihn zum Abgehen zu drängen. Herzberg hielt dem König mit Feſtigkeit die Politik entgegen, ſich den Conſtitutionellen in Frankreich zu

nähern, um dadurch Rußlands drohender Uebermacht zu begegnen. Aber Friedrich Wilhelm wollte sich mit dem Wiener Hofe gegen die französische Constitution verbinden. Herzberg erging es, wie es seinem allerdings weit größeren Zeitgenossen, dem Fürsten Kaunitz in Wien erging. Er mußte, weil er allerdings zuletzt wie dieser durch Radotiren starke Blößen gab, wie Kaunitz es dulden, daß ihm der Graf von Schulenburg-Kehnert und der Baron von Alvensleben in seinem Departement zur Seite gesetzt wurden. Er blieb demohngeachtet fest auf seinem Posten. Endlich ging man so weit, ihm unter dem Vorwande, ihn zu erleichtern, förmlich zu untersagen, die von Wien eingehenden Depeschen zu eröffnen. Da gab der tiefgekränkte Herzberg im Mai 1791 seine Entlassung, zog sich zurück und starb 1795 auf seinen Gütern in Pommern.

Unter allen Umgebungen Friedrich Wilhelm's wurde die Rietz, die Gräfin Lichtenau gewöhnlich genannt, Bischofswerder und Wöllner die einflußreichsten Personen, in deren Hände die Regierung fast ausschließlich gelangte.

Schon als Kronprinz, zwei Jahre nach dem Hubertsburger Frieden 1765 hatte sich Friedrich Wilhelm II., damals noch nicht einundzwanzig Jahr alt, vermählt, mit einer Nichte Friedrich's des Großen, Elisabeth, der neunzehnjährigen liebenswürdigen Tochter Herzog Carl's von Braunschweig, der Schwester Carl Wilhelm Ferdinand's, des berühmten Generalissimus des preußischen Heeres, der bei

Auerſtädt fiel. Dieſe Ehe dauerte aber nur vier Jahre, ſie ward bereits 1769 getrennt. „Die Prinzeſſin, ſagt Thiébault in ſeinen Souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin, glaubte Urſache zu haben, ſich über ihren Gemahl beklagen zu dürfen. Zum Unglück war ſie zu ſtolz, um ſich nicht gekränkt zu fühlen, zu offen, um nicht ihre Empfindlichkeit zu zeigen, zu exaltirt, um ſich nicht zu rächen und ſie trieb die Sache bald ſo weit, unverholen die Zeichen ihrer Nichtachtung ihrem Haſſe hinzuzufügen. Ihr Bruder, Prinz Wilhelm (preußiſcher General, geſtorben 1770) gab ſich alle Mühe, ſie zu ruhigeren und gemäßigteren Geſinnungen zurückzuführen und zugleich ihren Fehltritt zu verbergen. Ich ſpreche hier mit Schmerz das Wort Fehltritt aus, das in dem Proceſſe eingeſtanden wurde. Der Gemahl wußte noch nichts, als er auf einem glänzenden Balle, den Prinz Heinrich alle Jahre am 24. Januar zur Feier des Geburtstages des Königs zu geben pflegte, unter die Verſammlung trat, wo ihn eine der anweſenden Masken bei Seite zog und mit hinlänglichen Beweiſen verſehen, den Schleier vor ſeinen Augen lüftete. Der erzürnte Prinz trug auf Scheidung an. Friedrich der Große liebte ſeine Nichte ſehr, ihr Geiſt, ihre Lebhaftigkeit, ihre Offenheit gefielen ihm nicht minder als ihre Schönheit und Anmuth. Aber der Prinz hatte den Schritt einmal gethan und wollte ihn nicht zurücknehmen. Er ging ſogar ſo weit, die Drohung fallen zu laſſen, ein Memoire an alle Höfe Europas zur Rechtfertigung ſeines Schrittes zu ſenden und feierlich

zu erklären, daß er die Prinzeſſin nie mehr für ſeine Gemahlin anerkennen werde. Man mußte demnach nachgeben und ein Verfahren einleiten, deſſen Schluß die Eheſcheidung war. Die Prinzeſſin legte den Titel „Königl. Hoheit“ wieder ab, nahm den „Durchlaucht“ von Neuem an und erhielt die Weiſung, den Reſt ihres Lebens in Cüſtrin zuzubringen. Sie betrat (obgleich ſie ihre Tochter nicht mitnehmen durfte und ihr nur eine geringe Penſion angewieſen war) dieſen Kerker ganz fröhlich und brachte ſelbſt die Heiterkeit mit dahin, die ihr ſo natürlich war. Ein Zeitvertreib, den ſie ſich in Cüſtrin häufig machte, beſtand darin, eine Menge Stühle in zwei Reihen in einen Saal zu ſetzen, dieſe für Tänzer und Tänzerinnen anzuſehen und dann zwiſchen ihnen hindurch die Touren einer Anglaiſe zu tanzen; ein Vergnügen, das ſie leidenſchaftlich liebte, weil ſie dabei die ganze Leichtigkeit und Anmuth ihrer Bewegungen zeigen konnte. Doch zuletzt ſchlich ſich bei ihr die Langeweile ein; wie man ſagt, ſoll ſie nach einigen Jahren verſucht haben, ſich nach Venedig zu retten. Die Sache ſoll entdeckt worden und ein Huſarenoffizier, der ihr als Begleiter hatte dienen wollen, verſchwunden ſein.“ Die Prinzeſſin ſtarb hochbetagt, vierundneunzig Jahr alt, erſt 1840 in Stettin.

Unmittelbar nach der Scheidung heirathete Friedrich Wilhelm noch in demſelben Jahre, 1769, Luiſe von Darmſtadt, die Tochter der berühmten Landgräfin Caroline, der Freundin Friedrich's des Großen. Obgleich die Mutter dies war, konnte Friedrich die Tochter

nicht leiden. Sie war die Schweſter der Gemahlin Kaiſer Pauls von Rußland.

Schon während ſeiner erſten Ehe war Friedrich Wilhelm mit der Gräfin Lichtenau bekannt geworden. Die Gräfin Lichtenau, die preußiſche Pompadour, hieß früher Wilhelmine Encke. Sie war eine volle, herrlich gebaute Brünette und die Tochter eines Trompeters bei einem in Berlin garniſonirenden Regimente, Elias Encke, der aus Hildburghauſen ſtammte. Er hatte nach erhaltenem Abſchiede eine kleine Wirthſchaft eingerichtet und war nachher als Waldhorniſt unter den Kammermuſikern der Capelle Friedrich's des Großen angeſtellt worden. Sie war noch nicht vierzehn Jahr alt, als der zweiundzwanzigjährige Prinz ſie ohngefähr 1766 kennen lernte. Sie war damals im Hauſe ihrer älteren Schweſter, welche die Eltern als Figurantin bei der großen italieniſchen Oper auf's Berliner Theater gebracht hatten und durch die Gunſt mancher Herren aus den erſten Ständen in die Lage gebracht worden war, ein eignes Hausweſen zu haben. Der Prinz fand an dieſer älteren Schweſter viel Geſchmack und beſuchte ſie öfters. Bei einer dieſer Gelegenheiten bemerkte er einſt, daß die jüngere Schweſter von der älteren eine wahrhaft grauſame Behandlung erfahren mußte. Der gutmüthige Prinz ward darüber auf's Höchſte entrüſtet und beſchloß die Gemißhandelte unter ſeinen unmittelbaren Schutz zu nehmen. Er führte die Kleine noch in derſelben Nacht ihren Eltern wieder zu und befahl ihnen, für ihre ſorgfältige Erziehung auf ſeine Koſten bedacht zu ſein.

Ungefähr nach einem Jahre, als die ältere Schweſter mit einem reichen ruſſiſchen Grafen Mattuſchka aus Berlin nach Venedig entflohen war, verlangte der Prinz ſeinen Schützling wieder zu ſehen. Wilhelmine war unterdeſſen zu einer blühenden Schönheit herangewachſen. Der Prinz ward von ihrer Grazie, Naivität und kunſtloſen Dankbarkeit bezaubert. Er übernahm nun ſelbſt ihre weitere Ausbildung, entfernte ſie aus dem elterlichen Hauſe und brachte ſie ganz im Geheimen nach Potsdam, in das Haus eines ſeiner Getreuen. Hier wurde ſie einer beſonderen Aufſeherin, einer Madame Girard von der franzöſiſchen Colonie, und geſchickten Lehrern übergeben und der Prinz beſuchte ſie faſt täglich. Er trieb ſelbſt mit ihr Geſchichte und Geographie und las mit ihr die alten und neuen Dichter, namentlich Rousseau's Nouvelle Héloise und Shakespeare in Eſchenburg's Ueberſetzung: Sir John Falſtaff war des Prinzen Lieblingsfigur. Sie erzählt in ihrer im Jahre 1808 herausgegebenen Apologie darüber Folgendes: „Es iſt keine Prahlerei, wenn ich ſage, daß unter tauſend Geliebten der Fürſten, welche die Geſchichte aufweiſt, vielleicht nicht Eine iſt, die ſich mit mir vergleichen läßt. Sie können mich an Reizen des Körpers, an Vorzügen des Geiſtes bei weitem übertroffen haben: aber ihr Geiſt war nicht durch den Geliebten ſelbſt gebildet. Gleich im erſten Jahre unſrer Bekanntſchaft bei Gelegenheit dieſes Unterrichts geſchah es, daß ſich einſt das Herz des Kronprinzen auf eine äußerſt liebevolle Weiſe gegen mich ergoß. Indem er mir geſtand, daß er viele

Fehler und mitunter Laſter gegen mein Geſchlecht begangen, gab er mir die heiligſte Verſicherung, daß er mich nie verlaſſen werde. Bei ſeinem fürſtlichen Ehrenworte betheuerte er, mir, wenn ich früher als er ſterben ſollte, als derſelbe zärtliche Freund, wie bisher, die Augen zuzudrücken. Mit einem Federmeſſer, das er eben, um meine Feder zu corrigiren, in der Hand hielt, machte er ſich einen Ritz in den Ballen der linken Hand, drückte das Blut aus und ſchrieb mir dieſe Verſicherung auf einen kleinen Zettel von ungefähr drei Zeilen nieder. Dieſe Handlung erſchütterte mich ſo ſehr, daß ich mich hierüber nicht zu faſſen wußte. Er verlangte von mir ein Gleiches. Die Worte, die ich mit meinem Blute niederſchrieb, waren die Erwiederung ſeiner eignen, nämlich, daß ich ebenfalls bis zu ſeinem Tode ſeine unveränderliche Freundin bleiben und ihn nie verlaſſen wolle. Nach ſeinem Tode wird man zuverläſſig unter ſeinen Papieren meinen Zettel gefunden haben.“ Nach den Mittheilungen, welche Friedrich Förſter theils ſelbſt von der Gräfin ſelbſt, theils durch den Hofrath Hirt, einen ihrer Vertrauten, erhielt, lauteten die Worte des Prinzen: „Bei meinem fürſtlichen Ehrenworte, ich werde dich nie verlaſſen. Fr. W., Prinz von Preußen.“ Die Gräfin zeigte noch nach dreißig Jahren die Narbe von der Wunde am Ballen ihrer linken Hand. Nachdem Wilhelmine ſo drei Jahre lang von dem Kronprinzen ſelbſt in Potsdam erzogen worden war, ſchickte er ſie zu ihrer völligen Ausbildung nach Paris. Ihre Schweſter, die Gräfin Mattuſchka,

die unterdeſſen von ihren Reiſen zurückgekehrt war und ſich von ihrem Gemahl wieder getrennt hatte, begleitete ſie mit einer zahlreichen Bedienung. In Paris blieb Wilhelmine ſechs Monate, ſie wohnte bei Mademoiselle de Launay und ward nicht nur Schülerin des großen Veſtris, ſondern unter Anleitung ihrer ſchon kunſterfahrenen Schweſter, die abwechſelnd von den Fürſten Baratinski und Bellaſinski, den Grafen Schuwaloff und Buturlin und andern ruſſiſchen Herren unterhalten wurde, die vollkommenſte franzöſiſche Courtiſane. Bei ihrer Rückkehr ward der Prinz durch ihre neu erworbenen Vollkommenheiten mehr als vorher gefeſſelt, er unterhielt ſie auf die glänzendſte Weiſe; wie ſein Vertrauter an James Harris ſagte, koſtete ſie ihm jährlich 30,000 Thaler.

Sie gewann jetzt einen ſo entſcheidenden Einfluß auf ihn, daß auf ihre bloße Empfehlung Perſonen ohne alles weitere Verdienſt die anſehnlichſten Staatsämter erhielten. Friedrich der Große aber, der das geheime Spiel der Intrigue durchſchaute, ließ damals eine ernſthafte Weiſung an alle Collegien ergehen: „nicht mehr auf die Empfehlungen einer gewiſſen hohen Perſon bei Anſtellungen Rückſicht zu nehmen.“ Um dieſelbe Zeit fügte es der Zufall, daß die Encke, ohne ausweichen zu können, im Schloßgarten mit dem großen König zuſammentraf. Er ertheilte ihr eine derbe Weiſung und zu gleicher Zeit den Befehl, den erſten beſten Mann zu nehmen, in welchem Falle für reichliche Ausſteuer geſorgt werden ſolle. Die Wahl

fiel nach langen Debatten auf den Sohn eines königlichen Gärtners in Potsdam, den Kammerdiener Rietz.

Die „vertrauten Briefe“ — von dem preußischen Kriegsrath von Cölln zu Glogau, einem Zeitgenossen — enthalten über diesen Rietz, der zwar nur Kammerdiener, aber zugleich Freund des Kronprinzen war und als er König geworden, alles vermögender Günstling, folgende Charakteristik: „Der Kämmerer Rietz war ein ganz gemeiner Mensch. Als Bedienter ertrug er alle Launen des Kronprinzen. Friedrich Wilhelm war jähzornig und mißhandelte oft seine Leute; dies that ihm sehr leid, sobald die Hitze verflogen war und er machte es durch Geschenke wieder gut. Rietz ließ sich nun von seinem Herrn Ohrfeigen, Stockprügel, Fußtritte und Mißhandlungen jeder Art gefallen und war ein geduldiges Instrument. Er entschädigte sich dadurch, daß er die ihm untergebenen Bedienten wieder eben so mißhandelte. Nachdem er sich für seinen Herrn zum Deckmantel seiner Lüste, zum Ehemann für seine Maitresse hergeben hatte müssen, da saß er fest auf seinem Posten. Rietzen's Genuß bestand in Essen und Trinken, in der Befriedigung seines Hochmuths, im Sammeln eines Kapitals fürs Alter. Im neuen Garten zu Potsdam, in dem Hause am Eingange, feierte Rietz seine Bacchusfeste: hier floß der Champagner und alle edle Weine, wie Wasserbäche.“ Dennoch hielt sich dieser „Leibdiener“, im Vollgefühl der Gunst seines dicken königlichen Freundes für nichts weniger, als so eine Art Genie. Goethe hatte ein artiges Abentheuer mit ihm

in Mannheim, er erzählt es in ſeiner „Campagne in Frankreich 1792 und 1793“: „An der langen, ſehr beſetzten Wirthstafel, ſchreibt er, ſaß ich an einem Ende, der Kämmerer des Königs von Preußen, Rietz, an dem anderen, ein großer, wohlgebauter, ſtarker, breitſchultriger Mann, eine Geſtalt, wie ſie dem Leibdiener Friedrich Wilhelm's II. ganz wohl geziemte. Er mit ſeiner nächſten Umgebung waren ſehr laut geweſen und ſtanden frohen Muthes von Tafel auf; ich ſah Herrn Rietz auf mich zukommen, er begrüßte mich zutraulich, freute ſich meiner langgewünſchten, endlich gemachten Bekanntſchaft, fügte einiges Schmeichelhafte hinzu und ſagte ſodann: „ich müſſe ihm verzeihen, er habe noch ein perſönliches Intereſſe mich hier zu finden und zu ſehen. Man habe gegen ihn bisher immer behauptet: ſchöne Geiſter und Leute von Genie müßten klein und hager, kränklich und vermickert ausſehen, wie man ihm denn dergleichen Beiſpiele genug angeführt. Das habe ihn immer verdroſſen, er glaube doch auch nicht auf den Kopf gefallen zu ſein, ſei aber dabei geſund und ſtark und von tüchtigen Gliedmaßen; aber nun freue er ſich, an mir einen Mann zu finden, der doch auch nach etwas ausſehe und den man deßhalb nicht weniger für ein Genie gelten laſſe. Er freue ſich deſſen und wünſche uns Beiden lange Dauer eines ſolchen Behagens.“

Nach den „vertrauten Briefen“ kitzelte Rietz ſeinen Hochmuth beſonders auf den Reiſen des Königs, wo er alle Commiſſarien, beſonders die Landräthe tyranniſirte. So kam er einſt in den Sternbergiſchen

Kreis, ſprang wüthend aus dem Wagen, ſchrie nach Pferden, ſchimpfte auf den Landrath, auf ſeine Langſamkeit u. ſ. w. Es war finſter, der Landrath, ein Mann voll Feuer nnd Ehrgefühl, erſchien und rief im ſtärkſten Baß: „Wer will hier Befehle ertheilen außer mir? dem ſoll ja der Teufel auf den Kopf fahren. Will der Schuhputzer wohl in ſeinen Wagen?“ Rietz, der größte Poltron, ſchwieg mäuschenſtill und ſetzte ſich ganz unbemerkt in den Wagen, fuhr fort und hütete ſich wohl, den Landrath zu verklagen; der König hätte ihn mit Fußtritten regalirt.“

Die Heirath Rietzens mit Wilhelmine Encke erfolgte nur dem Namen nach: Rietz übernahm die Verbindlichkeit, nie mit ihr unter einem Dache zu wohnen.

Madame Rietz erhielt hierauf ein Landhaus in Charlottenburg, das dem Grafen Schmettau gehörte und nachher an den Baron Eckartſtein*) kam, es ward damals für 20,000 Thaler, welche der König anwies, erkauft und neu montirt. Der Prinz beſuchte hier mit Genehmigung ſeines Oheims Madame Rietz fortwährend bis zu deſſen Tode. Friedrich der Große ſtellte nur die Bedingung, daß ſein Neffe fortfahren ſolle, mit ſeiner Gemahlin zu leben, um einen Thronerben zu erwecken, denn er hatte bisher nur eine 1767

*) Ernſt Jacob Eckart, ein Hannoveraner, der im Kriege unter dem Herzog von York ſehr einträgliche Lieferungsgeſchäfte gemacht hatte, ſich in Preußen poſſeſſionirte und vom König 1799 baroniſirt ward. Sein Sohn parvenirte in der diplomatiſchen Carriere.

geborne Tochter, die nachherige Herzogin von York, mit ihr erzeugt. Aber die Prinzeſſin (die erſte braunſchweigiſche Gemahlin) wies höchſt entſchieden allen Umgang mit ihrem Gemahle ab. Nun griff Friedrich der Große zu einem Mittel, das nach dem notoriſchen Vorgang des franzöſiſchen Hofs allerdings auch an den deutſchen Höfen nicht ungewöhnlich war. Ueber dieſes Mittel berichtet ein franzöſiſcher Emigrant, Oberſt Dampmartin, der der Hofmeiſter des Sohns der ſpäter zur Gräfin Lichtenau erhobenen Madame Rietz war, in der 1811 von ihm veröffentlichten Schrift: „Züge aus dem Leben Friedrich Wilhelm's II.“ „Friedrich der Große, treu ſeiner tiefen Menſchenverachtung, überredete ſich leicht, daß eine leichtfertige Frau ohne alles Ehrgefühl ſei. Ein alter Kammerherr eröffnete der Prinzeſſin, daß er im Auftrage des Königs ſie erſuche, den Lieutenant der Leibgarde N. N. *), der durch die Schönheit ſeiner Formen, ſein Betragen und durch ſeinen ausgezeichneten Muth die Aufmerkſamkeit Sr. Maj. auf ſich gezogen habe, zu

*) Die Unterrichteten nennen den Namen Schmettau, wahrſcheinlich war dieſer Schmettau Graf Friedrich, der noch unter Friedrich dem Großen bis zum Oberſten ſtieg, unter Friedrich Wilhelm II. 1790 in Ungnade fiel und entlaſſen ward, dann aber ſpäter zum General ſtieg, deſſen Spitzname „Minna von Barnhelm oder Soldatenglück“ war, der ſehr viel bei Prinz Louis Ferdinand galt und in Folge der bei Auerſtädt erhaltenen Wunden ſtarb. Er war einer der tapferſten Generale, aber ein eben ſo paſſionirter Spieler, wie ſein Vater, der Graf Samuel, Grand Maître der Artillerie. (Band 3. S. 189. 190.)

vertraulichem Umgange bei ſich aufnehmen möge. Der Kammerherr wendete ſeine ganze Beredtſamkeit auf, aber weder guter Rath, noch Bitten, noch die angedrohten Folgen einer Weigerung machten den geringſten Eindruck. Als er ſeine Aeußerungen verdoppelte, unterbrach ihn die Prinzeſſin mit den Worten: „„Mein Herr, wenn Sie es wagen, eine Unterhaltung fortzuſetzen, die ſo ſehr mich verletzt, ſo werde ich Ihnen ſelbſt auf der Stelle befehlen, für den Thronfolger zu ſorgen, den der König begehrt. Harte Strafe würde folgen, wenn Sie ſich ungehorſam bezeigten!““ Der Kammerherr, hoch in die ſechszig, entfloh vor Schrecken und kam bleich zum Könige. Dieſer beſchloß nun die Scheidung.“

Es hat nicht fehlen können, daß dieſe ſcandalöſe Geſchichte ins Läugnen geſtellt worden iſt — das Empörendſte dabei iſt, wenn Grund da iſt, daß man gerade über ſo etwas ſich beſonders im Namen der Hoheiten empört, der Mangel an aller Discretion von Seiten der nächſten Diener dieſer Hoheiten, durch den allein es gekommen iſt, daß ſie ſo ruchbar wurde. Das Zeugniß Dampmartin's iſt nicht ſchlechtweg zu verwerfen, denn aus den Briefen, die die Gräfin Lichtenau in ihrer Apologie von ihm hat drucken laſſen, geht deutlich hervor, daß er ein ernſter und beſonnener Mann war. Allerdings ſind ſolche und ähnliche Dinge im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert an den Höfen vorgekommen. Man ſetzte ſich ſehr leicht über ſie hinweg. Der wohleingeweihte kürzlich verſtorbene Lord Holland ging ſogar ſo weit, daß er zu ver

nehmen gab, er zweifle an aller Geburtslegitimität in den höchſten Kreiſen, wie ſeine von ſeinem Sohn herausgegebenen Memoiren bezeugen. Notoriſch iſt es, daß Cardinal Richelieu aus politiſcher Vorſorge Mazarin an den Hof brachte und nur zu wahrſcheinlich, daß Ludwig XIV. ein Sohn von Anna von Oeſtreich durch ihn war. Auf die Abſetzung des vorletzten Königs aus der Waſa-Dynaſtie in Schweden 1809 wirkte nicht wenig der Umſtand, daß man ſeine Geburt nicht für echt hielt. Die Engländer perhorrescirten bei ihrer Revolution von 1688 den angeblichen Prinzen von Wales aus der Stuart-Dynaſtie und beriefen die Hannover-Dynaſtie. Die neuen Aufklärungen, die uns durch die von Palmblad mitgetheilte Original-Correſpondenz der unglücklichen zweiunddreißig Jahre lang nach ihrem Fehltritte gefangen gehaltenen erſten Königin dieſer neuen Hannover-Dynaſtie, der Prinzeſſin von Ahlden mit dem Grafen Königsmark, zugegangen ſind, erweiſen es aber, daß die Geburts-Legitimität ihrer Kinder König Georg's II. von England und Dorotheen Sophiens, der Gemahlin Friedrich Wilhelm I. von Preußen und Mutter Friedrich's des Großen allerdings auch ſehr zweifelhaft iſt. Der Proceß des Oberſten d'Agdolo in Sachſen und die Gefangenſetzung der Herzogin von Würtemberg durch ihren Sohn, den Stifter der Carlsſchule, drehen ſich um das Project zweier deutſcher Fürſtinnen, Marie Antonie von Baiern und Marie Anguſte von Taxis, ihre Söhne ſelbſt für Baſtarde zu erklären. Endlich

zählt hierher die freilich unter einem sehr dunkeln Schleier mit der Geschichte Caspar Hauser's zusammenhängende Succession der Grafen von Hochberg in Baden und das eben so dunkle Verhältniß ihres Bruders zu seiner Stiefmutter. Ich erwähne diese Momente bloß, um zu erweisen, daß das von Dampmartin erzählte und neuerlichst von Förster in seiner neuesten Geschichte Preußens wiedererzählte Factum wenigstens nicht isolirt steht, was ein ganz schlimmes Licht auf Preußen werfen könnte. Die Moral an den Höfen war immer eine sehr homogene — und der preußische Hof ist und bleibt immer der, der bei allem Schatten noch das meiste Licht hat.

Madame Rietz blieb Favoritin, auch als der Prinz 1769 sich zum zweitenmale vermählte, auch als 1770 der Nachfolger Friedrich Wilhelm III. geboren war. „Sie ist, schreibt Lord Malmesbury im Jahre 1776, groß von Person, munter von Aussehen, nachlässig in ihrer Kleidung und gewährt eine wahrhaftige Vorstellung von einer vollkommenen Bacchantin. Der Prinz ist gegen sie äußerst freigebig und sie allein verthut das ganze Einkommen, das er von dem Könige erhält. Sie erwiedert allerdings diese Großmuth auf die beste Weise, die in ihren Kräften steht, denn, indem sie ihm versichert, daß er im alleinigen Besitz ihrer Liebe und Zärtlichkeit stehe, verlangt sie keineswegs dieselbe Treue von ihm, sondern bemüht sich im Gegentheil, so viel sie kann, seine Wünsche zu befriedigen, so oft dieselben aus Unbeständigkeit oder Uebersättigung an einem neuen Gegenstande haften.

Dabei iſt ſie ſo gewandt, daß ſie ihn niemals mit einem Frauenzimmer bekannt werden läßt, von der zu erwarten ſtände, ſie werde ihr den Rang ſtreitig machen in der Herrſchaft über den Prinzen. Ihre Wahl und glücklicherweiſe für ſie auch die ſeinige fällt gewöhnlich auf Frauenzimmer von der niedrigſten Gattung. Dieſe Vergnügungen, die einzigen, an denen er Geſchmack findet, nehmen den größten Theil ſeiner Muße in Anſpruch; der Reſt ſeiner Zeit vergeht entweder auf der Parade, in Begleitung des Königs, oder an der Toilette, welche er, ſo oft es ihm möglich wird, ſeine Uniform bei Seite zu legen, mit raffinirter Kunſt handhabt. Er iſt ſogar genöthigt, einen Kammerdiener zu halten, der Espère en Dieu heißt und beſtändig zwiſchen Potsdam und Paris unterwegs iſt, um die zeitigſte Nachricht von jeder Aenderung in den Moden zu bringen. Da nun Espère en Dieu ſeine Erkundigungen bloß bei ſeinen Collegen, den Friſeuren, einzieht, ſo iſt es ſehr leicht möglich, daß die, die ſeinen Inſtructionen folgen, fälſchlich als zu dieſer Claſſe gehörig betrachtet werden."

Die Unterhofbedienten ſpielten bei Friedrich Wilhelm II. keine unbedeutende Rolle. Das Factotum war Rietz, aber auch mehrere Kammerdiener hatten Einfluß.

Der Franzoſe, der als Secretair und als le Bel fungirte, war Dufour, er ward als heimlicher Correſpondent Kaiſer Leopold's II. und als Demagog 1792 auf die Feſtung nach Stettin geſchafft. Ihm folgte in der Gunſtſtellung ein anderer Franzoſe, der

Chevalier Saint-Paterne, der 1795 den Kammerherrnſchlüſſel erhielt und ſeitdem die parties fines arrangirte, er hieß bei Hofe Leporello oder der „Chambellan des coulisses.“

Als Friedrich Wilhelm den Thron beſtiegen hatte, wurde der Einfluß der Madame Rietz ſehr bald faſt allmächtig. Ihr nomineller Gemahl ward ſofort von dem neuen Könige, der ſeinen „lieben Rietz“ noch an der Leiche des großen Friedrich's umarmte, mit einer anſehnlichen Hofſtelle bedacht: als Geheimer Kämmerier und Treſorier des Hauſes und der Chatoulle des Königs. Rietzens Bruder ward Kammerdiener und Cabinetsſecretair. Madame Rietz ließ der König ihr Landhaus zu Charlottenburg zu einem prächtigen Palais mit anſehnlichem Garten ausbauen. Ihrer Schweſter, der Gräfin Mattuſchka, wurde durch ſtattliche Mitgift ein neuer Gemahl, der Hauptmann Albrecht Ernſt von Schönberg vom Regiment Arnim verſchafft und ein prächtiges Wohnhaus in der neuen Leipziger Straße eingerichtet. Auch die Brüder von Madame Rietz erhielten einträgliche Stellen: der eine ward Stallmeiſter des Königs, der andere Oberjäger.

Madame Rietz ſtand jetzt im vierunddreißigſten Jahre. Sie verſichert in ihrer Apologie, daß bereits von dem Regierungsantritte des Königs deſſen Liebe ſich in bloße Freundſchaft verwandelt habe, daß die vertrauten Verhältniſſe ſeitdem nie wieder eingetreten ſeien. Aber ſelbſt eine halbjährige Trennung, von ihren Feinden veranlaßt, hätte dieſe Freundſchaft nicht

trennen können. Das ſtärkſte Band machten die Kinder: dieſe beiden Kinder hätten ſie nach wie vor in der Gunſt des Königs befeſtigt. Sie waren geboren in den Jahren 1770 und 1778 — der Graf Alexander von der Mark gleichzeitig mit Friedrich Wilhelm III. — und die Gräfin Mariane von der Mark 1778. Einen zweiten Sohn Wilhelm wollte Friedrich Wilhelm II. aber nicht anerkennen: er ward deßhalb auf den Namen des Scheingemahls, des Kämmeriers Rietz getauft.

Der vom König anerkannte Sohn, der Graf Alexander von der Mark, war, wie Mirabeau ſchreibt, der einzige Menſch, welcher den König aus ſeiner habituellen Lethargie ziehen konnte, er liebte ihn bis zur Adoration. „Sein Angeſicht glänzt, berichtet Mirabeau, wenn er ihn nur ſieht, am Morgen beſchäftigt er ſich lange mit dieſem Kinde; unter allen ſeinen fortwährend wechſelnden Launen iſt dieſe Zuneigung die einzige, die ſich regelmäßig erhält.“ Der kleine Graf ſah ſeiner Mutter ſehr ähnlich, nur war er blond, er wohnte in Potsdam in dem Hauſe, wo ehemals Lord Mariſhal gewohnt hatte. Ein Franzoſe Chappuis war ſein Gouverneur.

Madame Rietz war, wie ſchon die angeführte Stelle von Malmesbury es bezeugt, klug genug, den König nicht in ſeinen neueren und jüngeren Liebſchaften zu ſtören, ſie trat ganz in die Stellung der Madame Pompadour ein, ſie ſuchte nur zu verhindern, daß ihr eigner Einfluß beeinträchtigt werde und traf deßhalb ſelbſt die Auswahl: erſt erhielt eine

Mdlle. Minette (Horst), früher Waſchmädchen, die Gunſt des Königs, die ſpäter 1796 mit 10,000 Thlr. Ausſteuer einen Mann fand, dann Madame Baranius, vom Theater, die nachher Herrn Rietz heirathete, endlich vom Corps de ballet eine ſchöne friſche Brünette ohne viel Geiſt, die Tänzerin Schulsky. Dieſe wohnte ſogar mit Madame Rietz in Potsdam im neuen Garten zuſammen und erhielt ſich bis zum Tode des Königs als erklärte Favoritin unter der Hauptfavoritin. Die Schulsky ward, wie Dampmartin berichtet, dem König in der Eigenſchaft zugegeben, wie Abiſag von Sunem dem König David, um ſeine alten erſtarrten Glieder zu wärmen. So hatte der berühmte Börhave einſt einem alten ſchwachen deutſchen Kurfürſten zwei junge Mädchen ausdrücklich zuverordnet, um ihn zu erfriſchen und zu verjüngen. Nach des Königs Tode heirathete ſie einen Gardelieutenant, ſie war eine reiche Partie geworden.

Unter den neuen Liebſchaften des Königs befand ſich doch aber auch eine Dame aus dem Hofadel, das Fräulein Julie von Voß, eine Nichte des Oberhofmeiſters der Gemahlin Friedrich's des Großen. Friedrich Wilhelm hatte ihre Bekanntſchaft ſchon drei Jahre vor dem Tode ſeines Oheims gemacht und dieſe drei Jahre lang, bis er ſelbſt König ward, ſie mit ſeiner unausgeſetzten Neigung verfolgt, ohne zum Ziele ſeiner Leidenſchaft zu kommen. Mirabeau ſchreibt unterm 26. Juli 1786 kurz vor dem Tode Friedrich's des Großen: „Immer dieſelbe reſpectvolle Leidenſchaft für Fräulein von Voß. Auf einer kleinen Reiſe, die ſie

mit ihrem Bruder machte, begleitete ein vertrauter Kammerdiener des Prinzen ihren Wagen in der Entfernung und wenn die Dame, die nach meiner Anſicht ſehr häßlich iſt, das geringſte Begehren kund that, z. B. nach weißem Brode, ſo fand ſie das, was ſie gewünſcht hatte, eine halbe Meile davon. Sie hat ſich noch nicht ergeben, das ſcheint unzweifelhaft.“ Kaum aber hatte Friedrich Wilhelm den Thron beſtiegen, ſo ließ ſich Fräulein Voß, ohne, wie ſie geſtand, in den König verliebt zu ſein, durch ſeine dreijährige treue Anhänglichkeit gerührt, bewegen, ihm ſich zu ergeben, jedoch unter einer dreifachen Bedingung, daß die Bewilligung der Königin eingeholt werde, daß der König ſie ſich heimlich zur linken Hand antrauen laſſe und daß die Rietz mit ihren Kindern nach Litthauen exilirt werde. Letztere Bedingung ſchlug der König ab, die beiden erſteren erfüllte er. Das devote Conſiſtorium erklärte vor der Trauung, mit Berufung auf die von Luther und Melanchthon tolerirte Doppelheirath des heſſiſchen großmüthigen Philipp, die Ehe des Königs zur linken Hand für zuläſſig. Die Königin gab ihren Conſens, da der König ihr ihre Schulden bezahlte und ihr ihr Nadelgeld erhöhte, auch hoffte ſie mit der Voß die Rietz zu verdrängen. Fräulein Voß erhielt nun in Potsdam eine Wohnung, 1787 ward ſie zur Gräfin von Ingenheim erhoben. Ihr Bruder Otto Carl Friedrich von Voß, Schwiegerſohn des Cabinetsminiſters Finkenſtein ſeit 1780, ward zum Staatsminiſter befördert. Oeffentlich hatte man der Gräfin die Stellung einer Ehrendame

bei der verwittweten Königin im königlichen Palaſte gegeben. Mirabeau ſchildert ſie folgendergeſtalt: „Fräulein Voß beſitzt einen gewiſſen natürlichen Verſtand und einige Bildung, aber eher Manien als Willensäußerungen, ſie bemüht ſich, ihr ſehr hervorſtechendes linkiſches Weſen durch den Anſchein von Naivität zu verbeſſern. Sie iſt häßlich in hohem Grade, Grazie hat ſie nicht, ſie hat nur den Teint des Landes und noch finde ich, daß dieſer mehr bleich, als weiß iſt, ſie beſitzt eine ſchöne Büſte. Ihre Veſtalinnenſtrenge hat den König verführt. Sie findet es lächerlich, eine Deutſche zu ſein, ſpricht etwas engliſch und iſt eine Anglomanin, welche meint, es gehöre nicht zum guten Tone, die Franzoſen zu lieben. Einige liebenswürdige Leute dieſer Nation haben ſie in Verlegenheit geſetzt, aus Eitelkeit haßt ſie diejenigen, die ſie nicht nachahmen kann. Mitten in ihren Schwächen beſitzt ſie eine faſt abergläubiſche Devotion und dieſe hat ſie veranlaßt, die eheliche Einſegnung für ihr Verhältniß mit dem König zu verlangen. 22. December 1786, vier Monate nach Friedrich's II. Tode, ward ſie des Königs vierte Frau.“

Es iſt offenbar die antifranzöſiſche Richtung, die den Grafen von Mirabeau ſo entſchieden gegen die neue Gräfin Ingenheim einnahm. Auch Dampmartin ſchildert ſie nicht beſonders hübſch, ſogar etwas „hazardirt blond,“ aber ſanft, anſtändig, kalt und wenig für den Ehrgeiz empfänglich. Sie war eine Schönheit im Genre Tizian's, und als ſolche ward ſie im Berliner Wochenblatt bei Beſchreibung

der kleinen Feten und Hofbälle verblümt und incognito gefeiert; bei Hofe hieß ſie die Ceres oder wegen ihrer Vorliebe für England Miss Bethy. Die neue Favoritin wurde durch die Vorſtellung ihrer Verwandten, namentlich des Grafen Finkenſtein, überwogen, ſich dem König zu überlaſſen, indem man ihr vorſtellte, daß ſie das Glück des Landes befördern werde, wenn ſie dazu beitrage, eigennützige und verkehrte Perſonen durch ihren Einfluß von dem König zu entfernen, ſie müſſe ſich großmüthig dem Ruhme deſſelben opfern. Sie opferte ſich, nachdem ſie, wie die Gräfin Lichtenau in ihrer Apologie ſagt, vorher „ihr ganzes Fortune völlig in Sicherheit gebracht hatte," aber weder ſie noch der König fanden ihre Befriedigung dabei. Sie grämte ſich, zehrte ſich auf und verfiel. Am 2. Januar 1789 gebar ſie dem König den Grafen Guſtav von Ingenheim. Nach der Geburt dieſes Knaben verfiel ſie in eine in ihrer Familie erbliche Lungenſchwindſucht und der König vermied es, ſie ferner zu beſuchen. Er kehrte wieder zu ſeiner lieben Rietz zurück, in deren Umgang er ſich ungezwungener fühlte. „Sie hatte, ſchreiben die „vertrauten Briefe," ſo genau des Königs Reizbarkeit ſtudirt, daß, wenn er durch häufigen Wechſel ſich abgeſtumpft hatte, die alte Freundin noch Reizmittel im Rückhalte hatte, wodurch ſie ihn ſo zu feſſeln wußte, daß er immer wieder zu ihr zurückkam. Bösartig war ſie nicht, ſie war ganz Weib, rachſüchtig in der Liebe und eitel. Sie hat manchen Schurken gehoben und Bettler bereichert, die ſie nach ihrem Fall

mit Füßen treten wollten. Die Natur hatte ihr alle Reize verliehen, um Männerherzen zu feſſeln: tändelnde Liebe war ihr nicht eigen, dagegen gab ſie vollen Genuß der Sinnlichkeit. Ihr Körper war wunderſchön, ganz Ebenmaaß ohne Gleichen. Auch fehlte es ihr an Unterhaltungsgabe nicht.“ Nach Förſter hört man noch jetzt betagte Herren in Berlin mit Begeiſterung von den plaſtiſchen Formen der Lichtenau reden. Beſonders ihre Arme waren von ſeltener Schönheit: ſobald ſie Handſchuhe im Laden Paskel's am Schloßplatze kaufte, fanden ſich Kunſtdilettanten ein, um zu bewundern, wenn ſie beim Anprobiren ihren ſchönen Arm entblößte.

Noch in demſelben Jahre 1789, wo die Gräfin Ingenheim den Grafen Guſtav von Ingenheim geboren hatte, erlag ſie bald nachher einem Zehrfieber und ſtarb am 25. März. Der Hofadel verbreitete das Gerücht, die Rietz habe ſie vergiftet und das Publikum glaubte es, beſonders auch deßhalb, weil der Leichnam, der in dem Erbbegräbniß der Familie Voß in der Kirche zu Buch beigeſetzt worden war, nicht in Verweſung überging. Nach dem Tode des Königs, als der Volksunwille gegen die Lichtenau ausbrach, circulirte das Gerücht, daß der Tod in Folge einer Vergiftung mit einem Glaſe Limonade in der Oper erfolgt ſei, man wollte das in den Papieren der geſtürzten Sultanin gefunden haben.

Da der König dem Gerüchte, das unbegründet war, keinen Glauben beimaß, verſuchte der Hofadel den Sturz der verhaßten Rietz durch eine neue Favo-

ritin. Die Augen des Königs wurden nun auf eine der erſten jungen Hofſchönheiten gelenkt, eine prächtige Blondine, die einundzwanzigjährige Fräulein Gräfin Sophie Juliane Friederike von Dönhoff. Dieſe Fräulein Gräfin aus dem Hauſe Beynühnen, Enkelin des Generals Alexander unter Friedrich Wilhelm I., war die Tochter eines Majors, der ſchon, als ſie ſechs Jahr alt war, ſtarb, worauf ihre Mutter, eine Baroneſſe Langermann, Erbfrau der Beynühniſchen Güter, den Geheimen Rath Graf Eulenburg in zweiter Ehe geheirathet hatte. Sie war Hofdame der regierenden Königin und bei Hofe hieß ſie Hebe, wahrſcheinlich wegen ihrer jugendkräftigen Geſtalt; zu dieſem bei dem König viel vermögenden körperlichen Vorzug fügte ſie noch den, der auch viel bei ihm galt, daß ſie vortrefflich Pianoforte ſpielte und ſang. Nach dem Tode der Fräulein Voß ergab die Comteſſe Dönhoff ſich dem König unter denſelben Bedingungen, die dieſe geſtellt hatte, daß die Königin ihre Einwilligung ertheile und daß von dem Hofprediger auch ihre Ehe zur linken Hand eingeſegnet werde. Die Familie beſtand darauf ausdrücklich. Die neue Ehe wurde am 11. April 1790 in der Kapelle zu Charlottenburg von Zöllner eingeſegnet. Die zweite Gemahlin erhielt eine königliche Ausſtattung, eine Mitgift von 200,000 Thalern, die Mutter ein Geſchenk von 50,000, die jüngere Schweſter 20,000 Thaler, Baron Langermann aus Mecklenburg, ihr Onkel, 40,000 Thaler. Das Haus des Miniſters Heynitz wurde um 30,000 Thaler für ſie

gekauft. „Die Comteſſe Dönhoff, berichtet Dampmartin blendete durch jenes gefährliche Zuſammenſpiel von Reizen, Liebenswürdigkeit, Capricen und Launen, welche die Leidenſchaft noch mehr entflammen. War der König beharrlich in ſeiner Adoration, ſo durfte er auf deliciöſe Vergnügungen rechnen, nur mußte er dabei auf ein ruhiges, friedliches Leben verzichten. Die Gräfin maaßte ſich als Gemahlin des Königs auch an, als Souverainin zu ſprechen. Aber der König liebte es weit mehr, ſein Vergnügen durch Nachgiebigkeit zu erlangen, als ſich in ermüdende Dispute einzulaſſen. Die Augen der Königin füllten ſich mit Thränen, wenn ſie der ſanften Ingenheim gedachte, die Damen des Hofs ordneten ſich nicht ohne Widerſtreben dem Vorrange unter, den eine, die aus ihrer Mitte war, erlangt hatte. Madame Rietz war klug genug, ohne auch nur einen Laut zu thun, dem Befehle des Königs ſich zu fügen, der ſie allerdings zur Ertragung des beleidigendſten Hochmuths von Seiten der Dönhoff verurtheilte; ſie war ja doch ſicher, daß der Gebieter des trockenen Tons der vornehmen Dame bald genug überdrüſſig werden und zu dem Kreiſe zurückkehren werde, in dem er ſich ungezwungen bewegen konnte. Bald wurde dem König das Einmiſchen der Gräfin in die Politik unerträglich. Um ihrem Stolz zu genügen und aus Eiferſucht gegen die Rietz und deren Rekrutenaushebung aus dem Corps de ballet hatte Gräfin Dönhoff Potsdam verlaſſen und nach Berlin ſich begeben. Von hieraus richtete ſie bei Gelegenheit der Vorbereitungen zum Feldzug gegen Frankreich

1792 folgenden imperatoriſchen Brief an den König: „Ich gebe Sie ganz auf, wenn Sie ſich mit ſolchem Leichtſinn in ein ſo gewichtiges und ſchweres Unternehmen einlaſſen. Entweder müſſen Sie an der Spitze von 200,000 Preußen und 250,000 Oeſtreichern marſchiren oder auf jede Hoffnung des Siegs verzichten. Mit einer Handvoll Leute werden Sie nur Ihr Leben auf's Spiel ſetzen und Ihre Ehre bloßſtellen. Sie werden von den Grenzen zurückgeſchlagen werden. Ihre ritterliche Laune macht Sie zu einem Don Quichotte, der ebenfalls Berg und Thal durchzog, um überall das Recht wieder herzuſtellen, ſich auf Alles ſtürzte, was ihn in den Weg kam und losſchlug, ohne auf die Anzahl und Stärke ſeiner Gegner Rückſicht zu nehmen.“ Dieſer Brief und die ſonſtigen Aeußerungen der Gräfin Dönhoff wurden von den einflußreichſten Mitgliedern der franzöſiſchen Emigration benutzt, um ſie als geheime Parteigängerin der Republikaner zu bezeichnen; man beſchuldigte ſie, daß ſie von den Freunden der franzöſiſchen Freiheit, dem Prinzenerzieher Leuchſenring, Fräulein von Bielefeld und Anderen gewonnen worden ſei, den Krieg gegen Frankreich zu hintertreiben; ja man klagte ſie ſogar eines Einverſtändniſſes mit den Jacobinern an, und daß ſie ſich habe beſtechen laſſen. Alle dieſe Beſchuldigungen aber waren bloße Gerüchte, die im Publikum, wo ſie ſehr verhaßt war, ihren Weg machten. Sie hatte dem König einen Sohn am 24. Januar 1792 geboren: er erhielt den Namen Wilhelm Graf von Brandenburg. Er ward am 14. Februar getauft, der

König hielt ſeinen Sohn ſelbſt über die Taufe, die Gemahlin des Hofmarſchalls der regierenden Königin, Gräfin Solms-Sonnewalde, geborne Schlippenbach und Frau von Puttkammer, geborne Keller, die beiden Damen, welche die Gräfin Dönhoff in ihrem Wochenbette ſoignirt hatten, waren Pathen. Graf Brandenburg vermählte ſich ſpäter mit einer Fräulein von Maſſenbach, ward Commandant von Breslau, im Sturmjahre 1848 Miniſterpräſident und ſtarb kurz nach dem angreifenden Beſuche in Warſchau 1850 als ſolcher. Er war der Oheim des jetzt regierenden Königs und ein Mann von altem Schlage, kein eminenter Geiſt, aber von feſtem, ſtillem Charakter, ohne breitſpuriges Weſen; in der unvergeßlichen Neujahrsnacht 1814 war er der erſte geweſen, der mit 200 Füſeliren bei Caub auf's linke Rheinufer übergeſetzt war. Vier Monate nach der Geburt dieſes Sohnes am 30. Mai 1792, kurz vorher, ehe der König zur Rheincampagne ſich begab, reiſte die Gräfin plötzlich ab, in die Schweiz. Am 4. Januar 1793, während der König noch am Rhein war, gebar ſie eine Tochter, die Julie, Gräfin von Brandenburg getauft wurde. Sie vermählte ſich 1816 mit dem Fürſten Friedrich Ferdinand von Anhalt-Köthen, von der Nebenlinie Pleß, der 1825 ſich mit ihr convertirte und mit deſſen Bruder Köthen ausſtarb.

Der Bruch der Dönhoff mit dem König war draſtiſch. „Sie hatte, erzählen die „vertrauten Briefe“, nicht Verſtand genug, den König zu feſſeln und ließ ſich, durch einige Schwärmer verführt, einfallen, ſich

in Staatsgeſchäfte miſchen zu wollen.“ Kurz nachdem der König von der Rheincampagne zurückgekehrt war, machte ſie ihm eine Ueberraſchungsſcene in Potsdam, am 19. November 1793. Sie kam Abends ſieben Uhr heimlich mit der Gräfin Solms, die ihre neugeborne Tochter trug, in den neuen Garten von Potsdam, wo der König eben im neuen Pavillon ſein gewöhnliches Concert mit dem Violoncelliſten Duport hielt. Der König hatte eine beſondere Vorliebe für Muſik, Mozart im Jahre 1789 und Beethoven 1796 ſpielten Pianoforte bei Hofe und wurden auf's Verbindlichſte empfangen. Friedrich Wilhelm's II. Capelle, an deren Spitze Righini und Himmel ſtanden, war ausgezeichnet. Der König war ſelbſt Virtuos auf dem Cello, doch hinderte ihn in den ſpäteren Jahren ſein ſtarker Unterleib, das Inſtrument zwiſchen den Knieen zu halten. Die vernachläſſigte Favoritin ſtürzte ſich mit aufgelöſtem Haar durch die Verſammlung zu des Königs Füßen, ſie ſtellte ihm die neugeborne Tochter mit den Worten vor: „Hier, nehmen Sie Ihr Eigenthum zurück!“ Der König blieb ruhig, führte die Damen in ein anſtoßendes Cabinet, wo die heftigſte Scene vorfiel. Der König aber behielt ſeine Kaltblütigkeit und ſagte gelaſſen: „Verſorgung.“ Darauf ward die kleine Gräfin Brandenburg mit dem Grafen Brandenburg zugleich in Potsdam im neuen Garten erzogen. Die Aufſicht erhielt Madame Rietz. Die Mutter aber blieb von Hofe verwieſen mit einer Penſion von 8000 Thalern. Die Scene, welche die Gräfin dem König machte,

war auf ein Wiederanknüpfen des Verhältniſſes berechnet geweſen, die Gräfin irrte ſich aber in der Wahl des Mittels, der Bruch blieb. Der Grund des Bruches war die große Verſchiedenheit der Charaktere, der König mochte mit der heftigen Dame ſich nicht weiter befaſſen. Die Gerüchte, die im Publikum umliefen, über Begünſtigungen, welche die Gräfin dem Grafen Medem, Bruder der Herzogin von Curland und dem Grafen Lehndorf habe zukommen laſſen, waren eben ſo bloße Gerüchte, wie ihre Verbindung mit den franzöſiſchen Jacobinern. Die Gräfin, welche die Lichtenau in ihrer Apologie ſelbſt als eine Dame „von engliſchem und römiſchen Geiſte“ bezeichnet, lebte darauf eingezogen zu Angermünde in der Uckermark. Unter der folgenden Regierung ward ihr erlaubt, nach Berlin zu kommen und ihre Kinder zu ſehen. Sie ſtarb erſt 1834 auf ihren Gütern bei Werneuchen in der Mittelmark. Ihre jüngere Schweſter, Anna, ward 1805 durch ein Erkenntniß des Criminalgerichts ihres Adels verluſtig erklärt und kam nach Spandau.

Der geliebte natürliche Sohn der Madame Rietz, der Graf Alexander von der Mark, war zu des Königs herbſtem Schmerze bereits am 1. Aug. 1787 in ſeinem neunten Lebensjahre wieder geſtorben und zwar unter Umſtänden, von denen die Gräfin in ihrer Apologie ſo räthſelhaft ſpricht, daß man an einen unnatürlichen Tod denken möchte. „Aeußerſt betrübt war der König. Doch die Umſtände dieſes nur allzuſchnellen Todes trugen dazu noch mehr bei

als der Tod ſelbſt. Ich weiß dieſe Umſtände — und ſchweige.“ Die Mutter hatte auch dieſen Trauerfall benutzt, ſich in der Gunſt des Königs immer feſter zu ſetzen. Biſchofswerder und Wöllner und die Brüder Roſenkreuzer, die ſie ſonſt in Gegenwart des Königs perſiflirte und ihn dadurch oft wüthend machte, boten ihr die Hand. Der König hatte verlangt, den Schatten ſeines Lieblings noch einmal zu ſehen. In dem Palais unter den Linden zu Berlin, das der König ſeinem Liebling geſchenkt hatte, ward in dem Trauerzimmer, worin der kleine Graf geſtorben war, die Citirung vorgenommen. Es wurde mit beſonderer Pracht ausgeziert und mit Hülfe theurgiſcher Gaukelkünſte mußte der Geiſt des früh Verſtorbenen aus dem Lande der Seligen dem königlichen Vater erſcheinen. Er erſchien, um ihn an das der Mutter geleiſtete Verſprechen zu erinnern, ſie unter keinen Umſtänden von ſich zu entfernen. Der König ließ dem geliebten Entſchlafenen 1791 ein Denkmal von Marmor durch Schadow in der Dorotheenkirche errichten und erkannte ihn damit feierlich als ſeinen Sohn an.

Die Tochter der Madame Rietz, die Gräfin Mariane von der Mark, trat nach dem Tode ihres Bruders in deſſen Stelle in der Gunſt bei dem König und befand ſich fortwährend in ſeiner Nähe. Graf Medem wurde für einen Bewerber um ihre reiche Hand gehalten, ſie erhörte ihn aber nicht, und auch ein anderweites Heirathsproject mit dem Lord Hervey, Sohn des Lord Briſtol, Biſchofs von Londonderry,

eines der eifrigſten Anbeter der Mutter — auf den ich zurückkomme, — kam nicht zu Stande. Die Gräfin heirathete am 17. März 1797 den höchſt verſchuldeten Erbgrafen Friedrich von Stolberg-Stolberg, ſie erhielt eine Mitgift von 200,000 Thalern, ward aber bereits nach zwei Jahren 1799 wieder geſchieden. Sie war eben ſo angenehm, wie ihre Mutter, „that es aber auch, wie Manſo ſagt, ihrer Mutter im Leben wie im Lieben gleich, wo nicht voraus.“ Sie verheirathete ſich ſpäter noch zweimal mit einem Polen, Caspar von Miakowski, Neffen des Biſchofs von Warſchau und mit einem ſchönen franzöſiſchen Oberſten Thierry in Paris. Hier ſtarb ſie 1828. Ihre Tochter aus der erſten Ehe mit dem Stolbergiſchen Grafen heirathete 1819 ihren Oheim, den Bruder ihres Vaters, Graf Joſeph. Die Tochter aus der dritten Ehe aber mit dem Oberſt Thierry ward 1826 die Gemahlin ihres Halbbruders, des Sohnes der Gräfin Ingenheim-Voß, des Grafen Guſtav Ingenheim, der wirklicher Geheimer Rath und Kammerherr des Königs Friedrich Wilhelm III. ſeines Halbbruders war: Friedrich Wilhelm III. ertheilte der Fräulein Thierry bei Gelegenheit ihrer Vermählung den Titel einer Gräfin Thierry de la Mark.

Nach dem Bruche mit der Gräfin Dönhoff blieb Madame Rietz — Roxolane, wie ſie bei Hofe hieß — unumſchränkte Beherrſcherin deſſelben. Ihr Einfluß erſtreckte ſich auf Alles. Wen ſie begünſtigte, ward begünſtigt. „Kein Kammerpräſident, ſchreiben die

„vertrauten Briefe“, hätte gewagt, einen ſeiner Canzliſten hart anzufahren, wenn er gehört hätte, daß er die Waſchzettel der Gräfin Lichtenau ſchrieb.“ Die entſchiedene Theilnahme am franzöſiſchen Revolutionskriege und beſonders an dem unglücklichen Zuge in die Champagne ſchreibt man hauptſächlich auf ihren Einfluß. Sie begleitete den König auf dieſem Champagne-Feldzug und hielt einen förmlichen Hof zu Aachen und Spaa mit allem Glanze einer Königin. Täglich wurden Stafetten abgeſandt und erhalten, um ſie über den Gang der Ereigniſſe im Laufenden zu unterhalten und ihren Beirath einzuholen. Die franzöſiſchen Emigranten machten ihr, als ihrer beſten Freundin, den eifrigſten Hof. Sie ſelbſt geſteht in ihrer Apologie, daß man den Basler Frieden durch ſie habe hintertreiben wollen. Die zum Theil aus dem Portefeuille des Fürſten Hardenberg entfloſſenen Mémoires d'un homme d'état berichten und ſie ſelbſt hat es durch ihre Erzählung beſtätigt, daß Lord Henry Spencer, der engliſche Geſandte in Berlin, ihr 100,000 Guineen angeboten habe, um Preußen damals, im Jahre 1795 bei der Coalition zu erhalten. Sie ſchlug ſie aus.

Schon im Jahre 1789 hatte einer der beiden jungen Gualtieri ſich um die Hand der Madame Rietz beworben. Nach Berlin 1793 zurückgekehrt, bot ihr ein erſt zwanzigjähriger Lord Templetown ſeine Hand an. Bei der in Berlin und Wien damals herrſchenden Anglomanie machten die Engländer eine große Figur und zeichneten ſich durch ihre Extra-

vaganzen ſchon damals ſehr aus. Sie machten in Berlin gewaltigen Spektakel. Sie betranken ſich faſt alle Tage in der Stadt Paris, wo ſie ſpeiſten; eines Tages warfen ſie ein ganzes Bett auf die Straße. Templetown war ein feuriger Irländer, er begehrte mit Leidenſchaft die Hand der preußiſchen Sirene. Der König ſchlug aber die Genehmigung zu der ſchon declarirten Heirath ab, weil er beſorgte, Madame Rietz möge mit dem Lord überſiedeln und die freundſchaftliche Verbindung, die ihm unentbehrliches Bedürfniß geworden war, allmählich abſterben. Im Jahre 1795 trat ein draſtiſcher Bruch dieſer Liaiſon ein: der feurige Irländer ſoll die auf einer Galanterie mit einem untergeordneten Liebhaber betroffene Geliebte mit Ohrfeigen geſtraft haben; ſie erwirkte ſeine Ausweiſung aus Berlin vom König und beſchloß nun zu ihrer Zerſtreuung ſelbſt auf Reiſen zu gehen.

Der Umgang mit Künſtlern hatte bei Madame Rietz den lebhaften Wunſch erweckt, Italien zu ſehen. Die Aerzte wurden veranlaßt, ihr die Bäder von Piſa und als Nachkur die Seebäder von Neapel zu verordnen. Der König genehmigte die Reiſe aus Rückſicht für ihre Geſundheit, ſie hatte auch, wie ſie ſpäter ſelbſt erzählt hat, davon geſprochen, den Stein der Weiſen aufzuſuchen. Am 13. März 1795 reiſte ſie von Berlin ab und blieb über ein Jahr aus. Der König ſetzte ihr Reiſegelder aus und gab ihr carte blanche an die vornehmſten Banquiers in Mailand, Florenz, Livorno, Rom und Neapel mit. In ihrer Begleitung befand ſich ihr früherer täglicher Geſell-

ſchafter in Berlin, Herr Filistri de Caramondani, Hofpoet des Königs, als Reiſemarſchall, ihre ſiebenjährige Geſellſchafterin, Mademoiselle Chappuis, ihr Secretair Steinberg und ihre übrige Dienerſchaft. Der König begleitete ſie am Tage ihrer Abreiſe früh vier Uhr ſelbſt noch an den Wagen. Die Reiſe ging über Wien und die Schweiz, wo Madame Rietz den berühmten Wundermann Lavater in Zürich aufſuchte, im October 1795 erreichte ſie Piſa, von da ging ſie nach Rom und Neapel. Sie reiſte mit fürſtlichem Aufwand, gab überall groſſe Feſte, kaufte für Rechnung des Königs Statuen, Bilder und andre Kunſtwerke an, machte Beſtellungen bei Künſtlern und mit dem allen eine Menge Schulden. Sie ſelbſt ſagt zwar in ihre Apologie, daß ſie von der carte blanche nicht den allermindeſten Gebrauch gemacht habe, daß die ausgeſetzten Reiſegelder vollkommen hingereicht hätten, aber die Schulden kamen bei dem nach dem Tode des Königs gegen ſie angeſtellten Proceſſe zur Sprache. Obwohl bereits vierundvierzig Jahre alt, hatte ſie doch noch eine Reihe von Liebesaventüren auf dieſer Reiſe und die Thatſache iſt unwiderleglich, daß ſie jungen und alten Männern aus allerlei Volk den Kopf verdreht hat — im buchſtäblichen Sinne des Wortes. Ein ganzer Schwarm von Liebhabern und Abenteurern aus der vornehmen Welt zog ihr nach. Einer ihrer enthuſiaſtiſchten Anbeter war der Chevalier de Saxe, ein Sohn des ſächſiſchen Prinzen Xaver, ein junger Mann in den zwanziger Jahren, der damals in Italien lebte, ſpäter Gouverneur von

Neapel ward und 1802 in einem Duell bei Töplitz mit einem ruſſiſchen Fürſten Tſcherbatow blieb. Mehrere flammende Briefe von ihm hat ſie ſelbſt im zweiten Theile ihrer Apologie abdrucken laſſen, die allerdings ganz hinreichend ſind, um ſehen zu laſſen, mit welcher Anziehungskraft ſie gezogen habe. Der Chevalier ſchreibt ihr einmal: „Chère et charmante femme, je ne vois plus, que vous, vous seule avez trouvé le secret de fixer l'homme peutêtre le plus inconstant de la nature“ und ein andresmal: „Je ne puis dire, chère Wilhelmine combien votre charmante lettre m'a rendu heureux. Quoi tu m'aimes donc réellement? etc. C'est un charme irrésistible qui m'attache à toi. Avec les autres je n'ai jamais gouté que ce plaisir si court d'un instant et avec toi je suis heureux quand je puis seulement te voir et d'être auprès de Wilhelmine porte dans mon ame une satisfaction qui lui était inconnue jusqu'au moment ou je te vis pour la première fois. Je m'en rapellerai toujours, c'était chez la princesse Borghese etc. C'est à dater de ce jour que j'ai perdu ma liberté, mon caractère, mon insouciance, je me suis renouvellé, j'ai changé tout mon être, tu as fait de moi un autre homme.“ Noch nach dem Abſchied ſchreibt der Chevalier der Gräfin aus Wien unterm 14. Juni 1797: „Je ne puis faire écarter de mon coeur cette image trop adorée et des ressouvenirs pleins de charmes viennent sans cesse empoisonner ma vie. Tu fais mon bonheur et mon malheur à la fois, chère et toujours aimée

Wilhelmine, ce nom me fait tréssaillir, mon coeur brûle en le prononcant etc. L'amour agit en tiran dans mon coeur depuis que j'ai eu le bonheur ou le malheur de rencontrer ces deux yeux pleins d'expression, cette taille élegante, ces charmes irréisstibles." Aehnliche wenn auch nicht ſo flammende Briefe wie die des Chevalier de Saxe finden ſich von dem berühmten Archäologen Hirt, den ihre Kunſtliebe in Rom ihr auf Empfehlung des Herzogs von Suſſex zugeführt hatte und der bald einer ihrer begünſtigtſten Verehrer wurde. Aloys Hirt, ein entſprungener Kloſterbruder aus Schwaben, machte damals den Fremdenführer in Rom. Er war dreißig Jahr alt, von kräftiger Geſtalt und wohlgebildetem Aeußern. Er ſchrieb an Madame Rietz, 19. April 1796, als ſie auf ſeine Empfehlung Angelika Kaufmann geſeſſen hatte: „Und dies Bildniß! möchte es doch werden, wie ich es in meiner Phantaſie vor mir ſehe! Doch hierfür wird ſchon die vortreffliche Angelika ſorgen. Nur eins bäte ich dabei: erſtlich ganze Figur, zweitens ganz einfach weiß gekleidet, drittens bloße Arme, viertens einfach ſitzend in einſamer Landſchaft, wo etwa im Mittel- oder Hintergrunde eine merkwürdige Ruine von Rom erſcheint. Doch Alles dies überlaſſe ich Ihrer eigenen Inſpiration. Wer kann den Grazien Geſetze vorſchreiben, auf welche Weiſe ſie am Beſten als ſolche erſcheinen werden. Das Briefchen vom Sonnabend, welche Geſinnungen! welche Ausſichten für die Zukunft! Wodurch verdiene ich dies? Wie verdiene ich, mich alles deſſen würdig zu

machen? Ich ſehe die Hoffnung mit leicht gehobenem Gewand freundlich vor mir. — Aber flieht ſie, täuſcht ſie oder wird ſie Beglückerin der Sehenden werden?“

Madame Rietz hatte Hirt angeboten, ihn in ihr Gefolge auf der Reiſe und in ihr Haus in Potsdam aufzunehmen. Er antwortet darauf, 5. März 1796: „Sie behandeln mich, meine Freundin — erlauben Sie, daß ich dieſen trauten Namen gegen Sie brauchen darf, mit ſo vieler Nachſicht und gütigem Zuvorkommen, daß das einzige Gefühl der Erkenntlichkeit hinreichend ſein würde, auf immer in Ihrer Perſon meinen wohlthätigen Schutzgeiſt zu verehren. Allein nicht dies Gefühl allein, eine tiefere unnennbare Empfindung ſpricht für Sie in meinem Innerſten. Würde ich geradezu dieſem drängenden Hange nachgeben, ſo könnte ich allerdings keinem reizenderen Bilde entgegen ſehen, als dasjenige iſt, welches Sie für das Glück und den vollen Genuß meiner künftigen Tage entwarfen. Wohnung und Tiſch mit Ihnen gemeinſchaftlich zu haben, ja ſelbſt auf Reiſen Ihnen zu folgen, was könnte für meine Empfindung erwünſchter, für meine Phantaſie blühender ſein?“

Hirt folgte ſpäter der Gräfin Lichtenau nach Potsdam, wohnte bei ihr im neuen Garten in einem der für den Fremdenbeſuch leer ſtehenden Häuſer und ſpeiſte bei ihr, ward durch ſie dem König vorgeſtellt und erhielt als Akademiker, Hofrath und Inſtructor des

vierten Prinzen des Königs, Wilhelm, der Neigung zu den Alterthümern zeigte, eine Penſion von 1800 Thlrn.

Alle größere und kleinere Höfe Italiens bewarben ſich um die Ehre, die allvermögende Favoritin des Königs von Preußen bei ſich zu empfangen. Nur der Hof von Neapel machte Schwierigkeiten. Die Königin Caroline, eine geborne öſtreichiſche Erzherzogin, wollte zwar einer königlichen Maitreſſe, aber nicht einer bürgerlichen Madame Rietz die Hofehren verwilligen. Madame Rietz wandte ſich deßhalb an den König und machte ihm in einem Schreiben vorſtellig, „daß, wiewohl Se. Maj. wohl wüßten, daß ſie für ihre Perſon keinen Werth auf „„die thörigten Eitelkeiten der Hof-Etiquette““ lege, es ſie doch in eine ſchiefe Stellung bringe, daß ihre Tochter in den Grafenſtand erhoben ſei, während ſie noch ſelbſt dem niedern Bürgerſtand angehöre.“ Darauf ward Madame Rietz gerichtlich von Herrn Rietz, mit dem ſie nie getraut worden war, geſchieden und zur Gräfin von Lichtenau mittelſt eines auf den 28. April 1794 zurückdatirten Grafen-Diploms erhoben, welches ihr eigner Bruder, der Stallmeiſter, ihr nach Venedig überbrachte. Es ertheilte ihr vier Ahnen von väterlicher und mütterlicher Seite, Ebenbürtigkeit und Stiftsfähigkeit. In das ihr geſtiftete Wappen kam der preußiſche Adler und die königliche Krone.

Mit dem König war die Gräfin während der ganzen Zeit ihrer italieniſchen Reiſe in beſtändigem Briefwechſel geblieben. Sie überſandte ihm regel-

mäßig ihr Journal. In Berlin unterhielt ſie ihre Agenten, die ſie fortwährend im Laufenden erhielten. So erhielt ſich auch in der Entfernung ihr Einfluß.

Im Jahre 1796 verſchlimmerte ſich der Geſundheitszuſtand des Königs bedeutend: die Vorboten der Waſſerſucht ſtellten ſich ein. Auf die Nachricht davon eilte die Gräfin mit Courierpferden im Juni 1796 in Begleitung des Oberhofmeiſters der Königin, Grafen Wilhelm Wittgenſtein, aus Italien nach Potsdam zurück. Ihr Herz ward bei dem Anblick der Leiden ihres Freundes, Beklemmung und Schlafloſigkeit, zerriſſen. Sie widmete ſich nun mit der treueſten Anhänglichkeit ſeiner Pflege, ſie ging zweimal mit ihm 1796 und 1797 in das ihm verordnete Bad zu Pyrmont.

Die ſorgfältige Krankenpflege hinderte aber nicht, jetzt auch alle Vortheile und Annehmlichkeiten zu genießen, welche durch die Erhebung zur Gräfin von Lichtenau gekommen waren. Sie ward bei Hofe vorgeſtellt, die Königin hatte ihr ihr mit Brillanten beſetztes Bildniß nach Pyrmont geſchickt: es geſchah dies alles auf Empfehlung ihres Oberhofmeiſters, des ſpäteren Oberkammerherrn und Fürſten Wilhelm Wittgenſtein und der Kammerfrau Hille, welche beide durch eine unumſchränkte Gewalt über die Königin ſich in der Gunſt des Königs erhielten. In der großen Geſellſchaft ward die neue Gräfin durch die ältere Gräfin Haake präſentirt. Ja die neue Gräfin empfing jetzt in ihrem eigenen Hauſe den geſammten Hof noch im letzten Lebensjahre des Königs,

am 14. März 1797. Sie hatte in dieſem Hauſe, den von ihrem Sohne auf ſie übererbten Palais unter den Linden, ein Theater einrichten laſſen. Die ganze Capelle war ihr zur Verfügung geſtellt. Die Gräfin ließ den neuen Salon durch Cleopatra, opera seria einweihen. Der gedruckte Theaterzettel lautete: „La Morte di Cleopatra, Drama Del Signor A. S. Sografi Avvocato Veneto con Musica Del Signor Maestro Nasolini. Da Rappresentarsi Nel Teatro Della Nobil Donna La Signora Contessa di Lichtenau. Berlino Nel Mese di Marzo 1797. Es gehörte zu den kleinen Eitelkeiten der Gräfin, ihren Namen öffentlich gedruckt zu ſehen — ſie ſelbſt ſchreibt in ihrer Apologie, daß ſie das Geſtändniß „dieſer ihr lieblichen Vorſtellung" dem Profeſſor Meißner bei Gelegenheit eines ihr überreichten ſchriftlichen Hochzeitsgedichts gemacht habe. Dampmartin berichtet über die Vorſtellung, der er beiwohnte, die ungeheure Senſation in ganz Berlin machte und die deßhalb merkwürdig iſt, weil ihr nicht nur die legitime königliche Familie, ſondern auch ſämmtliche Schößlinge aus der üppigen Päonien ſchmachtenden Narciſſen- und prächtigen Tulpenpartie des Gartens des königlichen Luſtwohlgefallens beiwohnten. „Die Königin, der Kronprinz und ſeine Gemahlin, ſo wie die andern königlichen Prinzen und Prinzeſſinnen bebten vor Ingrimm über den ſie erniedrigenden Zwang, ſich bei einer Frau als Gäſte zu ſehen, deren bloße Nähe ſie ſchon auf's Tiefſte verletzte. Der König trug auf ſeinem bleichen

Geſichte die Zeichen einer tödtlichen Krankheit; die gutmüthige Königin verzog ihre Lippen zu einem erzwungenen Lächeln; der Kronprinz (nachmalige König Friedrich Wilhelm III.) konnte ſeine heftige Gemüthsbewegung nicht verbergen, er warf verſtohlene Blicke bald der zärtlich geliebten Mutter, bald ſeiner angebeteten Gemahlin (Luiſe) zu, als könne er nicht begreifen, wie es möglich ſei, ſich mit ihnen in den prachtvollen Zimmern der Maitreſſe ſeines Vaters zu befinden. Nichts hätte mehr ſeine beiden vorherrſchenden Tugenden in Harniſch bringen können: Sparſamkeit und Anſtändigkeit. Jung, freimüthig, dabei ein wenig menſchenſcheu (sauvage), vermochte er es nicht über ſich zu gewinnen, ſeinen Aerger zu verbergen. Die Kronprinzeſſin, von ſtrahlender Schönheit, ſchien zurückhaltend und durch die Aufgeregtheit ihres Gemahls geängſtigt. Die Prinzeſſin Friederike, ihre Schweſter (Wittwe des zweiten Sohnes des Königs, Prinzen Ludwig's, ſeit dem 28. Dec. 1796, die nachherige durch ihre Galanterien ſo berühmte Prinzeſſin von Solms und zuletzt Königin von Hannover) hatte zum erſtenmale die Trauerkleider als junge Wittwe abgelegt, glänzte durch Liebreiz und überließ ſich den Triumphen ihrer Coquetterie. Die Prinzen und Prinzeſſinnen, alle konnten ihre Verlegenheit und ihren Aerger nicht verbergen. Nur Prinz Heinrich, der Oheim des Königs, mit den Künſten des Hoflebens vertraut, verſtand ſich zu verſtellen, doch gab die zurückgehaltene Wuth ſeinen

charaktervollen Zügen einen frappanten Ausdruck *). Die Gräfin Lichtenau, die in bei weitem reicheren Schmucke, wie die Königin glänzte, empfing des Königs zärtlichſte Huldigungen. Den Kindern von ſeinen drei Maitreſſen, die in einer erſten Rangloge ſaßen, warf er Näſchereien zu. Bei einigen Strophen der Oper, in denen Octavia über die Untreue ihres Marc Anton klagte, richteten ſich unwillkührlich Aller Augen auf die Königin, die ihre Thränen im Taſchentuch verbarg."

Mit den höchſten Ehrenbezeugungen wurde die Eitelkeit der Gräfin Lichtenau bei ihrer zweiten Brunnenreiſe nach Pyrmont im Juni 1797 geweidet. Sie ſtand hier einem glänzenden Hoflager vor, während die Königin in dem beſcheidenen Badeorte Freienwalde ihre Zeit zubrachte. In Pyrmont erhielt die Gräfin die Huldigungen von mehr als zwanzig Reichsfürſten, die hier dem Könige von Preußen ihre Aufwartung machten. „Der Kronprinz, ſchreibt Förſter aus den mündlichen Mittheilungen der Gräfin, erhielt vom Könige eine Einladung, mit ſeiner Gemahlin nach Pyrmont zu kommen, welcher er ſich nicht entziehen konnte. Er hatte hier ſehr peinliche Tage zu

*) Als die an den Landgrafen von Caſſel vermählte Tochter des Königs zu dem Prinzen Heinrich über die in dem Hauſe der Gräfin aufgeſtellten Statuen, Gemälde und andere Kunſtwerke ſich mit den Worten äußerte: „Die Statuen ſind recht ſchön, ich möchte ſie wohl haben," erwiederte der Prinz: „Ich will nichts haben, Alles infam in dieſer Boutique."

überſtehen. Am 3. Auguſt wurde im Brunnenſalon ſein Geburtstag gefeiert. Die Gräfin Lichtenau hatte ein Feſtlied gedichtet und trug es an der Tafel vor.“ „Der Kronprinz, erzählt ſie ſelbſt, kam mir nach und dankte mir in den verbindlichſten Ausdrücken, ohne auch nur die entfernteſte Abneigung gegen mich zu zeigen.“ „Nicht minder als der Maitreſſe, wurde dem Kämmerer Rietz von allen anweſenden Durchlauchten und Hoheiten auf die bettelhafteſte Weiſe der Hof gemacht. Wer irgend etwas bei dem Könige erreichen wollte, dem blieb nichts anderes übrig, als entweder der Maitreſſe, oder dem Kämmerer, oder, wenn er ganz ſicher gehen wollte, Beide für ſich zu gewinnen. Angeſehene Reichsfürſten überboten ſich in Artigkeiten und Geſchenken, welche ſie an den königlichen Kleider-ausklopfer verſchwendeten. Der Herzog Ernſt von Gotha hatte den König gebeten, auf ſeiner Rückkehr von Pyrmont ihn mit ſeinem Beſuche zu beehren. Die Einladung wurde angenommen und ein glänzendes Mittagsmahl bereit gehalten. Der Hofmarſchall hatte Befehl, den Kämmerer an der Marſchallstafel unter den andern „Excellenzen“ ſeinen Platz anzuweiſen. Rietz aber kannte ſeine Stellung zur Hofgeſellſchaft beſſer, als ſeine hochgräfliche Frau, er dankte allerunterthänigſt für die ihm zugedachte hohe Ehre und obſchon der Herzog ihn ſelbſt an den Arm nahm und zur Tafel führen wollte, lehnte er es mit der Bitte ab, ihm ſeinen Platz da, wo er hingehöre, bei der Dienerſchaft anzuweiſen. Der Herzog, welcher dennoch ſeinen Willen haben wollte, ließ ſchnell noch eine kleinere Tafel

decken, an welcher einige nicht hoffähige Perſonen zur Geſellſchaft des Herrn Rietz Platz nehmen mußten. Rümpften hierüber ſchon die Kammerherren und Stabsoffiziere die Naſen ſehr, ſo wurden ihre verblüfften Geſichter noch länger, als der Herzog die auf der Marſchallstafel aufgeſtellte Trüffelpaſtete nebſt altem Rheinwein auf die Kammerdienertafel nicht nur vor „„ſeinen lieben Freunde Rietz,““ ſondern auch für ihn zu ſtellen befahl.“

„Der König fühlte ſich nach ſeiner Rückkehr aus dem Bade ſo ſehr erleichtert, daß ihm ſeine Aerzte den Gefallen thaten, und ihn für gänzlich wieder hergeſtellt erklärten, obſchon ſie überzeugt waren, daß die Waſſerſucht bald auf's Neue und ſtärker als vorher eintreten werde. Die Nachricht von der Wiederherſtellung des Königs, „„des Vielgeliebten,““ wie ihn die Berliner nannten, verbreitete ſo allgemeine Freude, daß die Hauptſtadt eine glänzende Feier zur Wiedergeneſung veranſtaltete.“

„Das Feſt begann am frühen Morgen mit Glockengeläut und Poſauneublaſen von den Thürmen der Stadt; auf den Plätzen war Tanzvergnügen, Maſtbaumklettern, Puppentheater, Speiſung der Armen auf öffentliche Koſten, in dem Börſenſaal großes Zweckeſſen zu 500 Couverts, am Abend: Oper, Feuerwerk, Illumination, Ball. Der König, ſo leidend er war, hielt ſich den ganzen Tag auf den Füßen, beſuchte die öffentlichen Tanzplätze, fuhr durch die Straßen während der Illumination und nahm an dem, von den Bürgern und Stadtbewohnern ihm zu Ehren gegebenen Mittag- und Abendeſſen Theil. Die Königin hatte

ſich mit Unwohlſein entſchuldigt, die Gräfin Lichtenau nahm ihre Stelle ein, der Kronprinz hatte ſich auf ausdrücklichen Befehl des Königs ebenfalls eingefunden. Die Gräfin erſchien bei der Abendtafel in griechiſchem Gewand als Polyhymnia mit goldnem Diadem nach Angabe ihres Freundes und Verehrers, des Hofraths Hirt, und ihre ſämmtlichen Anbeter, deren Zahl Legion war, hatten ſich bei dieſem ungezwungenen Bürgerfeſte eingefunden. Die Gräfin, der ihre Freunde betheuerten, daß ihre Stimme an Fülle die der Mara, an Schmelz die der Schmalz (Sängerin bei der großen Oper in Berlin), an Geläufigkeit die der Zelter bei weitem übertreffe, hatte die Kühnheit, an der öffentlichen Tafel einige von ihr ſelbſt gedichtete Strophen, welche der Capellmeiſter Himmel componirt hatte, zu ſingen und das Publikum zollte ihr einen nicht enden wollenden Beifall. Dies ſind die Strophen der märkiſchen Sappho:

„Glänzend war die Morgenröthe,
Freudig endigt dieſer Tag:
Ja wohl freudig weil er heute
Friedrich Wilhelm uns geſchenkt.“

„Welcher Jubel, welch' Entzücken!
Vater, Sohn, ſo Hand in Hand
In die lange Zukunft blickend,
Uns ein edles Beiſpiel ſeiend.
Söhne, ſchaut den Sohn hier an;
Väter, folgt dem edeln Vater
In der Hütte auf dem Thron!

„Hirt überreichte der Berliner Sappho einen Lorbeerkranz, der König zwang den Kronprinzen, der gekrönten Maitreſſe die Hand zu küſſen.“

Mit dieſen Ehrenbezeugungen begnügte ſich aber die Gräfin Lichtenau nicht. Sie, die ſich, wie Förſter ſagt, immer gern an das Reelle hielt, erhielt weit reellere Gunſtbezeugungen von ihrem königlichen Freunde. Der König machte ihr die ſogenannten Lichtenau'ſchen ehemals Brenkenhoff'ſchen Güter in der Neumark zum Geſchenk, die drei Domainen: Lichtenau, von der ſie im Voraus den Namen führte, Breitenwerder und Roßwieſe, mit einer Jahresrente von 4800 Thalern. Dazu genoß ſie ſchon ſeit der Thronbeſteigung des Königs noch monatlich 300 Louisd'or für ihre Haushaltung in dem ebenfalls nach dem Tode ihres Sohnes 1787 auf ſie übergegangenen Palais unter den Linden. In verſchiedenen Zeiträumen hatte ſie eine anſehnliche Summe an Juwelen erhalten. In ſeiner letzten Krankheit äußerte der König, „daß es nun die höchſte Zeit ſei, daß er ihr Sort mache“ und ſchenkte deshalb ihr noch eine halbe Million Thaler in holländiſchen fünfprocentigen Banknoten, welche der Miniſter Struenſee nach Holland ſchickte, wo ſie auf ihren Namen contraſignirt wurden. „Ich hatte einſt, erzählt die Gräfin, über dieſes Süjet mit einem ſehr reſpectablen Manne einen intereſſanten kleinen Zwiſt. Auch er fand die 500,000 Thaler Banknoten ſehr bedenklich und zuckte dazu die Achſeln. Ich legte ihm darauf die Frage vor: wenn aber dieſe Summe ihm wäre zum Geſchenk geboten worden, ob

er ſie dann wohl ausgeſchlagen haben würde? Er konnte unmöglich Ja ſagen. Ich fuhr dann weiter fort: Es ließe ſich noch die Einwendung machen, daß, wenn er dieſe Summe bekommen hätte, ſo wäre ſie an einen verdienten Staatsmann gefallen; ich hingegen ſei nur ein unbedeutendes weibliches Geſchöpf. Aber — ſetzte ich mit etwas mehr Feuer hinzu — dieſes unbedeutende Geſchöpf hat dem Kronprinzen ſeine Unſchuld aufgeopfert — hat zu einer Zeit, wo er ſelbſt oft Noth litt, ſeine Armuth getheilt — hat allen, auch den vortheilhafteſten Ausſichten des ehelichen Glücks entſagt, um ihr ganzes Leben nur ſeinen Wünſchen zu weihen — hat vielleicht in der Stille manches Gute geſtiftet und manches Unheil verhütet. — Wenn ſich nun der nachmalige Monarch bei ſeiner Krankheit in ſeinem edeln Herzen gedrungen fühlt, einer ſolchen Frau ein günſtiges Schickſal zu ſichern, wer vermag es, den Geber oder die Nehmerin deshalb zu verdammen? Der reſpectable Mann verſtummte.“ — „Ich ließ die Banknoten in fünf Paketen unentſiegelt liegen, bis das Ungewitter über mich ausbrach, wo ich dann der Entſiegelung und des Gebrauchs dieſer Banknoten auf immer überhoben wurde.“ Es war ſogar im Werke, als der König über die erneuerten Beweiſe der Hingebung der Gräfin für ihn in Pyrmont gerührt war, ihr die Grafſchaft Pyrmont von dem Fürſten von Waldeck zu kaufen. Sie ſchlug es aus, obgleich ſie ſpäter ſchrieb: „Ich hätte die Höhe nur keck beſteigen ſollen, der Schwindel würde ſchon

vergangen ſein und ich ſtände jetzt — wenigſtens ſo feſt, wie irgend etwas im deutſchen Reiche ſteht.“

„Man glaubte mich im Beſitze von Millionen, und ſeitdem ich — erzählt ſie — Gräfin geworden war, wußte ich mich gar nicht vor Heirathsanträgen vornehmer Herren zu retten.“ In ihrem Palais unter den Linden machte ſie eins der angenehmſten Häuſer in Berlin: ſie vereinigte in demſelben die geiſtvollſten Zirkel, beſtehend aus Staatsmännern, Diplomaten, Offizieren, Gelehrten, Künſtlern, z. B. Concialini, welcher der Gräfin faſt täglicher Geſellſchafter war, um mit ihr zu ſingen, und ſelbſt Geiſtlichen. Für die Entwickelung der feineren und freieren Geſelligkeit in Berlin war das Haus der Gräfin Lichtenau von unberechenbarem Einfluſſe, es kam durch dieſes Haus, wie gleichzeitig durch die reichen jüdiſchen Häuſer, die damals Geſellſchaft bei ſich ſahen, ein ganz anderer Ton in die höhere Geſellſchaft und eine Annäherung der geiſtreichen Leute aus den verſchiedenſten Ständen. Die Gräfin beſaß die Gabe, den Perſonen, die ſie bei ſich ſah, eine freudenvolle und zwangloſe Unterhaltung zu verſchaffen, im hohen Grade. Ueberhaupt war feiner Geſchmack ihr gar nicht abzuſtreiten. Ging ſie doch, wie Lord Briſtol in einem Briefe an ſie erwähnt, in ihrem Enthuſiasmus für elegante Einrichtung einmal ſo weit, daß ſie bei General Acton in Caſtellamare ſchöne Mahagoniſtühle küßte. Der Lord verfehlte nicht, ihren Enthuſiasmus

durch ein Geſchenk eines Dutzend derſelben zu befriedigen. Sie fand ſie bei ihrer Zurückkunft aus Italien vor.

Lord Briſtol, Biſchof von Londonderry gehörte zu den glühendſten Anbetern der Gräfin Lichtenau, deren ſie ſo viele in ihren jungen und noch bereits in ihren ziemlich alten Tagen gehabt hat. Briſtol ſtammte aus jenem excentriſchen Geſchlechte der Hervey's, von dem Lady Montague einmal geſagt hatte: „es giebt Männer, Frauen und Hervey's.“ Er war, obgleich ein Vorſteher der Kirche, einer der faſhionabelſten Welt- und Lebemänner.

Briſtol war ein enthuſiaſtiſcher Verehrer von Pitt, der ihn ſeinerſeits in ſeinen Briefen mon second Père nannte, Engländer vom Kopf bis zur Sohle, dabei trotz ſeines Kirchenamtes entſchiedener Freigeiſt; derb und kauſtiſch gegen Jedermann, ſonſt ein gutmüthiger, wohlthätiger Mann. Er hatte die Gräfin Lichtenau in München, als ſie nach Italien reiſte, kennen gelernt und obgleich er ein hoher Sechziger war, ſich ſterblich in ſie verliebt. Er mußte Geſchäfte halber von München nach Hannover gehn und kam nach Berlin, als die Gräfin von München ſchon nach Piſa gekommen war. „Wiſſen Sie wohl, ſchreibt er ihr aus Berlin, 2. November 1795, daß ich heute Morgen zwei Stunden damit zugebracht habe, mit wahrem Entzücken Ihr ſüperbes Theater, Ihr elegantes Bett, wo nichts als die Schläferin fehlte, um es vollkommen zu machen, und ganz beſonders Ihren prachtvollen Salon zu betrachten? Alles trägt den Stempel

des wahren Geſchmacks und nichts bleibt in dieſem Feenpalaſt zu wünſchen übrig, als die Gegenwart ſeiner Herrin.“ Er reiſte ihr nun ſofort nach Italien nach. Er ſchrieb ihr, 29. December 1795 aus Neapel nach Rom, wahrſcheinlich mit Bezug auf den Lord Templetown, mit dem ſie kurz vor ihrer Reiſe den draſtiſchen Bruch gehabt hatte, daß er ihr bis Gaëta entgegenkommen wolle: „Je vous prendrai en Phaethon pour mieux jouir de ce céleste ciel et vous sentirez à chaque pas combien ce fichu Irlandois s'éloignera de votre coeur et un digne Anglois le remplacera.“ 21. März 1796 ſchreibt er der Gräfin: „Tout est masquerade dans ce mondé — excepté chez ma chère Wilhelmine — tu es la franchise et la vérité même — mais avec un coeur trop sensible ce qui te fera le Dupe de plus d'un Coquin.“ Rome au lit. 26. Mai 1796 überlegte er mit ihr die Heirath ſeines Sohnes, Lord Hervey mit ihrer Tochter. Briſtol beförderte von Italien aus ihre Erhebung zur Gräfin und bewarb ſich in Berlin, wohin er ihr folgte, allen Ernſtes um ihre Hand. Er ſchrieb ihr aus Pyrmont, 31. Auguſt 1796: „Dieſe Teufelskerle von Emigranten bilden ſich ein, daß ich durch Sie, Madame, alles durchſetzen könne, allein der Teufel ſoll mich holen, wenn ich nicht Sie und Ihre kleinen Finger mehr liebe, als alle jene Franzoſen und Franzöſinnen zuſammen, und daß ich wollte, daß Sie für mich irgend etwas thun ſollten, was Ihnen die geringſte Beſchwerde macht.“ Am 5. October ſchreibt er: „Mein Herz iſt ein großes, und ich wage es zu

ſagen, geräumiges Schloß, deſſen Corps de logis Ihnen zur Verfügung ſteht, Ihnen ganz allein, ein jedes Zimmer darin iſt mit Ihrem Namen, Ihrem Bildniß, Ihrer reizenden Geſtalt, ihrer zärtlichen und geiſtvollen Phyſiognomie ausgeſchmückt; allein, theure Freundin, neben dieſem Schloſſe liegt, was man die foresliera (das Gaſthaus) des Kloſters nennt, worin die fremden Gäſte, die Tauben, Lahmen, Blinden, Bucklichten u. ſ. w. Aufnahme finden.“ Und aus Hannover, 22. October ſchreibt er: „Die Krankheit unſers liebenswürdigen und reſpectabeln Königs nagt mir am Herzen; ich zittre für Sie, welche Mittel bleiben Dir im Falle eines Unglücks, Du, die Du an alle Eleganzen, würdig Deines eleganten Geiſtes und Deines gütigen Herzens gewöhnt biſt — welche Mittel für Dich, liebe, allzu unintereſſirte Freundin? Nun, in jedem Falle biete ich Dir mein Schloß in England, meine Schlöſſer tutti quanti in Irland und meine Börſe an, die ich gern mit einer Freundin theilte, welche die Alleinherrſcherin meines Herzens und aller ſeiner Zuneigungen iſt.“

Der König wollte ſich nicht an Großmuth von einem engliſchen Lord übertreffen laſſen, er ließ alſo der Gräfin die Güter, von denen ſie bisher nur die Nutznießung gehabt, als volles Eigenthum verſchreiben und ſchenkte ihr damals auch die 500,000 Thaler in holländiſchen Fonds. Dieſe königlichen Gnaden entflammten das Liebesfeuer des Lords noch glühender, als vorher, allein der König verſagte ſeine Einwilligung zu einer Heirath. Mylord ſagte darauf „ſeiner

göttlichen Gräfin" Lebewohl und hatte die edle Dreiſtigkeit, ſich bei dem Könige mit den Worten zu verabſchieden: „Ich freue mich ſehr, nach meinem ſchönen Neapel zurückzukehren, wo der Mond mehr Wärme verbreitet, als in Berlin die Sonne." Am 23. Nov. 1796 reiſte er nach Italien ab, um ſeine Flamme nie wieder zu ſehen. Am 4. December 1796 ſchreibt er noch aus Dresden: „Unſer lieber König Friedrich Wilhelm iſt für mich ein Räthſel — ſo ein zärtliches, mitleidiges, bis zum Aeußerſten gefühlvolles, bis zur Uebertreibung wohlthätiges Herz — und dabei dieſe Unbekümmertheit um das Schickſal einer Perſon, die er ſo lange Jahre um ſich gehabt hat, mit der er, wie er immer gelebt hat, lebt, in der engſten Intimität, in der hingebendſten Freundſchaft — einer Freundin, die er Tag für Tag in dem eleganteſten Luxus unterhält, der er den glänzendſten Ueberfluß durch Gewohnheit zum Bedürfniß werden läßt — um es darauf ankommen zu laſſen, daß ſie durch einen Schlag von Gottes Hand in die traurigſte und vollſtändigſte Hülfloſigkeit geräth — was ſoll, was kann dieſe geheimnißvolle Unbekümmertheit bedeuten?" Hierauf offerirt er ihr eine Rente von 1000 Friedrichsd'or, um in London zu leben. Aus Trieſt im März 1797 bot er der Gräfin und Hirt noch an, eine Reiſe nach Aegypten mit ihm zu machen; als er aber die Nachricht von der Kataſtrophe der Gräfin erhielt, ſchrieb er aus Augsburg 12. Januar 1798 an den Oberſt Dampmartin und bat ihn dringend um Aufſchluß wegen der Correſpondenz, deren man ſich bei ihr

bemächtigt habe. Kurz darauf ſetzten ihn die Franzoſen 1½ Jahr lang auf die Citadelle in Mailand gefangen. Nach ſeiner Befreiung erhielt er die wahrſcheinlich falſche Nachricht aus Berlin, die Gräfin habe ſich zu politiſchen Intriguen mit Frankreich brauchen laſſen, worauf der Lord, an der empfindlichſten Seite getroffen, alle Gemeinſchaft mit ſeiner göttlichen Gräfin aufgab. Einer der glühendſten Anbeter der Gräfin war aus der Bürgerreihe, der reiche Tuchfabrikant Geheime Rath Schmidts, Director der Manufactur im königlichen Lagerhauſe, in ganz Berlin als der „dicke Schmidts," „der dicke Adonis," „der dicke Cupido" bekannt. Er war allerdings eine der ſtattlichſten und zugleich komiſchſten Figuren, dabei ſehr gutmüthig und wohlthätig, ein Mann, der eine gute Tafel liebte und gab und dem ſchönen Geſchlecht ſehr ergeben war. „Da er, ſagt Förſter, ſehr ſplendide Geſchenke machte, war er bei der Gräfin wohlgelitten, doch jeden Sturm auf ihre Tugend hatte ſie herzhaft abgeſchlagen. Eines Tages — ſo erzählte uns der bekannte und beliebte alte Geheime Rath Dr. Heim — verabredete der König mit der Gräfin, dem Nebenbuhler einen Streich zu ſpielen. Die Gräfin ſollte ihm, wenn er ſie das nächſtemal um einen Kuß bäte, Gewährung verſprechen, wenn er fußfällig darum bitten würde. Dieß geſchah; unſer Berliner Falſtaff ließ ſich vor ſeiner angebeteten Schönen nieder, aber in demſelben Moment trat der König ins Zimmer und nahm die Miene an, vor Zorn außer ſich zu ſein, war es aber nur vor Vergnügen, zu ſehen, wie der dicke

Herr ſich vergebens abmühte, wieder auf die Beine zu kommen. Endlich war der König ihm ſelbſt behülflich dazu und ſchenkte ihm obendrein einen koſtbaren Krückſtock Friedrich's II. (die Krücke war von Bergkryſtall mit Türkiſen beſetzt), um ſich künftig bei ſolchen verliebten Abenteuern aus der Noth helfen zu können. Schmidts ſchenkte dieſen Stock dem Geheimen Rath Heim, deſſen Sohn ihn 1842 dem General Rulhière in Paris verehrte." Schmidts blieb der Gräfin auch während ihres Unglücks ergeben. Dampmartin gab ihm ein ſehr gutes Zeugniß: „Ici à Berlin, ſchreibt er an die Gräfin nach Glogau, outre votre soeur (die Hauptmann Schönberg) si tendre, si empressée, son estimable époux et plusieurs autres je distingue particulièrement le bon gras Smith qui réellement vous chérit de toutes les facultés de son âme, bien plus sensible, bien plus delicate, que celle de tant de gens, empressés de le juger avec rigueur."

Die Gräfin Lichtenau ſpielte ihre glänzende Rolle bis zum Tode des Königs. Einmal, in des Königs letzter Krankheit, war davon die Rede, daß er für ihre Häuſer und Güter zwei Millionen Thaler in engliſchen Banknoten geben wollte, mit denen ſie ſich nach England überſiedeln ſolle. Sie blieb aber ſtandhaft dabei, daß ſie ſich nie von ihrem Freunde und Wohlthäter trennen werde, zumal jetzt, da er leide. So nahm ſie der König als Krankenpflegerin mit ſich ins Marmorpalais nach Potsdam.

Kaum aber hatte Friedrich Wilhelm III. die Regierung angetreten, ſo rückte eine Abtheilung des

Garderegiments vor ihre Wohnung im Cavalierhauſe des neuen Gartens zu Potsdam und es ward ihr von dem Oberſt von Zaſtrow und dem Major von Kleiſt im Namen des neuen Königs Arreſt angekündigt, was in gewiſſer Beziehung eine Wohlthat für ſie war, denn die Bevölkerung Berlins war im höchſten Grade gegen ſie erbittert: die Gräfin würde der Gefahr gröbſter Mißhandlungen (wie ſie ſie weit ſpäter noch in Wien erfuhr) kaum entgangen ſein. Ihre Wohnungen im neuen Garten, in Charlottenburg und in Berlin wurden verſiegelt und mit Wachen beſetzt. Auch ihre Mutter, ihr Sohn und deſſen Hofmeiſter, der Oberſt Dampmartin, erhielten Arreſt. Sie bewohnte mit ihnen gemeinſchaftlich drei Zimmer in Potsdam, bis ſie im März 1798 nach Berlin des Proceſſes wegen kommen mußte. Die Gräfin ward beſchuldigt, daß ſie den Krondiamanten, den Solitair genannt, den Siegelring und noch einen Ring des Königs an ſich genommen habe. Sie wies ſpäter vor Gericht nach, wo ſie dieſe Gegenſtände in den Zimmern des Königs aufbewahrt habe: der Siegelring war ein Carneol mit eingegrabenen kabbaliſtiſchen Zeichen, ein ſogenannter Talisman, der andre Ring ein Haarring von den Haaren des Grafen von der Mark. Sie wurde auch beſchuldigt, eine Mappe mit wichtigen Staatspapieren und Gelddocumenten ſich angeeignet zu haben. Dieſe große Schreibmappe von Maroquin hatte ihr der König, drei Tage vor ſeinem Tode aus ſeinem Schreibtiſche zu nehmen, Auftrag ertheilt, um ſie in Sicherheit zu bringen. Sie enthielt, nach der ſpäter

vor Gericht abgelegten Aussage der Gräfin nichts weiter, als ihre seit achtundzwanzig Jahren an den König geschriebenen Briefe. Sie hatte die Unvorsichtigkeit begangen, sich einen königlichen Wagen zu bestellen und Angesichts der Dienerschaft mit der auffallend großen, ganz gefüllten Mappe nach Berlin zu fahren, um die Briefe vor dem Verbrennen noch einmal durchzulesen. Die Aufpasser hatten dem Kronprinzen darüber Anzeige gemacht. Es ward eine förmliche Untersuchung, an deren Spitze der Minister von der Reck, der Kammergerichts-Präsident Kircheisen und der Geheime Cabinetsrath Beyme standen, gegen die Gräfin eingeleitet, die jedoch nichts Criminelles ergab: es handelte sich hauptsächlich um die Bezahlung der Schulden von der italienischen Reise und ihre vermeintlichen politischen Verbindungen mit dem Ausland; vorgeblich fand man nächst Briefen von Royalisten und Jacobinern auch Briefe vom Kaiser Leopold bei ihr. Was man gewiß fand — obgleich sie lange vorher schon zu Anfang des Sterbemonats des Königs ganze Ballen nach Hamburg in Sicherheit gebracht haben sollte — waren die holländischen 500,000 Thaler Banknoten — in fünf Paketen, unentsiegelt — und unter den Juwelen ein sehr werthvoller Diamant, den der türkische Kaiser durch die 1791 nach Berlin geschickte Gesandtschaft dem König geschenkt hatte. Man confiscirte Alles und auch ihre Häuser und Güter; fast Alles verließ sie, auch Leute kehrten ihr den Rücken und machten gegen sie die Ankläger, die sie emporgehoben und großgemacht hatte, wie z. B. der Minister

des Auswärtigen Graf Haugwitz, Leute nahmen den Ton der vornehmen Beamten gegen ſie an, die ſich zur Zeit des Glücks vor lauter kriechenden Schmeicheleien gegen die einflußreiche und liebenswürdige Freundin nicht zu laſſen gewußt hatten, wie Graf Schulenburg-Kehnert. Noch im März 1798 ward ſie von Berlin auf die Feſtung Glogau verwieſen, jedoch ohne ſie auf Zimmer und Haus zu beſchränken. Sie erhielt einen Jahrgehalt von 4000 Thalern. „Sie kaufte ſich in Glogau, ſagen die „vertrauten Briefe," das ſchönſte Haus, richtete ſolches auf das Geſchmackvollſte ein, gab hier Thee's und Geſellſchaften. Wer in Glogau irgend auf Wiſſenſchaft und Kunſt Anſpruch machte oder für einen genialiſchen Kopf galt, den zog ſie in ihre Zirkel ꝛc. Ein junger, ſchöner, feuriger Italiener Fontano, der in Poſen Theaterlichterputzer geweſen war, ward ihr als Lautenſchläger vorgeſtellt. Er entzückte. Die Gräfin ließ ihn täglich zu ſich kommen, um ſein reizendes Spiel und ſeine volle Stimme zu hören. Nach einigen Wochen nahm ſie ihn ins Haus. In ihren Vermögensangelegenheiten führte ſie mit dem Könige einen Proceß. Er befahl, der Gräfin unter der Bedingung die Freiheit zu ſchenken, wenn ſie auf alle weitere Anſprüche verzichtete." So erhielt ſie nach drei Jahren, 1800, ihre völlige Freiheit zurück, mußte aber eidlich verſprechen, von den ihr vorgelegten Fragen nichts bekannt zu machen. Die achtundzwanzigjährige geheime Correſpondenz mit dem König und der Königin und ein viele Jahre hindurch von ihr geführtes Journal, das

man bei ihr gefunden, behielt man zurück: dieſe Papiere ſollen auf Befehl des Königs, ungeſehen von ihm, verbrannt worden ſein. Die Gräfin erhielt die übrigen Papiere zurück. Sie lebte ſeitdem in Breslau und miethete hier den ſ. g. Biſchofsgarten vorm Ohlauer Thore. Ihr Freund, der Oberſt Dampmartin, hatte ihr ſchon nach Glogau geſchrieben: „Souffrez, Madame, une verité peut être dure, mais inspirée par un zèle ardent. Il faut revenir de votre ivresse passée, renoncer à des frivoles illusions, mépriser ces idées romanesques, avec lesquelles les hommes dangereux corrompent le coeur et gâtent l'esprit de tant de femmes.“ Die Gräfin faßte darauf den Entſchluß einer Vermählung. Am 3. Mai 1802, funfzigjährig, heirathete ſie nach eingeholter königlicher Einwilligung Fontano, der kein anderer als der bekannte Theaterdichter Franz von Holbein iſt, der ſeinen früheren Namen, den er als Schauſpieler abgelegt hatte, wieder annahm. „Sobald dieſe Heirath erfolgt war, ſagen die „vertrauten Briefe,“ ſuchte der junge (achtundzwanzigjährige) Gemahl bei jüngeren Frauen Befriedigung und er war es, der den Herrn Trojer gegen ſeine Frau eiferſüchtig machte, die er erſtach und dann enthauptet wurde.“ Holbein machte erſt Reiſen nach Paris, Poſen, Wien und blieb endlich in letzterer Stadt, wo er ſich ins Theaterfach warf. Die Gräfin ward ſchon am 31. Januar 1806 wieder von Holbein verlaſſen, ſie lebte darauf im Ausland und ging von Breslau zuerſt des Kriegs wegen ebenfalls nach Wien. Hier ward ſie, wie ſie in ihrer

Apologie erzählt, von einem Ausländer, der durch die gegen ſie erſchienenen Pamphlete enragirt war, auf die unanſtändigſte Art auf öffentlicher Straße angefallen, ſo daß ihr die Wiener Polizei Hülfe ſchaffen mußte. Nach dem Tilſiter Frieden kehrte ſie nach Breslau zurück und 1809 erhielt ſie durch Napoleon, an den ſie ſich gewandt hatte, von der Krone Preußen eine Entſchädigung für die ihr entzogenen Häuſer, Güter und Gelder. 1811 ging ſie nach Paris, wo ſie dem Kaiſer, um ihm zu danken, in St. Cloud vorgeſtellt wurde. Sie lebte noch eine Zeit lang in Paris und dann in Berlin, wo ſie in den Befreiungstagen ihren Patriotismus bethätigte und 1820 ſtarb, achtundſechzig Jahre alt. In mehreren Druckſchriften iſt ſie der ſchmählichſten Verbrechen beſchuldigt worden, ſie hat aber auch ihre Vertheidiger gefunden und ſie ſelbſt hat jene mehr erwähnte Apologie in zwei Bänden herausgegeben, die dem bekannten Breslauer Profeſſor Schummel zugeſchrieben wird. Die Apologie beſchäftigt ſich weſentlich damit, die Ausfälle in den „vertrauten Briefen“ zu widerlegen und es macht allerdings einen eignen Eindruck, wenn man erfährt, daß der Verfaſſer derſelben, der Kriegsrath von Cölln, ſich an einen Freund der Gräfin gewendet habe, um ihm ihre Hand zu verſchaffen, nachdem er erfahren, daß ſie ſich von Holbein ſcheiden laſſe. Cölln hatte nicht zu den von der Gräfin in Glogau Eingeladenen gehört und ſie hatte ihn hier nur einmal am dritten Orte geſehen und ſeitdem nie wieder. Im zweiten Bande iſt eine Auswahl von hundert Briefen, von Notabilitäten an

die Gräfin gerichtet, als Documentenſammlung zu ihrer Rechtfertigung abgedruckt. Dieſe zum Theil ſehr intereſſanten Briefe, die den werthvollſten Theil der Apologie ausmachen, laſſen allerdings zur Genüge erkennen, daß die Gräfin zur Zeit ihres Glücks die größten Aufmerkſamkeiten erfahren und auch noch während ihres Unglücks ſich ſehr warme, zum Theil leidenſchaftlich ergebene Freunde erhalten habe. Von Engländern figuriren in dieſer Briefſammlung: Lord Briſtol und ſein Domherr Lovell, der bekannte Geſandte in Neapel Chevalier Hamilton mit ſeiner famoſen Gemahlin Emma, der ſchöne Sir Arthur Paget, Geſandter in Berlin, Lady Templetown, Mutter des dereinſtigen Verlobten der Gräfin, Herr und Madame Denis — von Italienern die Prinzeſſin Santa Croce in Rom, die Freundin Azaras und die toscaniſche Oberhofmeiſterin Gräfin Acciajuoli — von Franzoſen Frau von Nadaillac und Baron Auguste Constant — von Preußen: der Hauptmann Carl Gualtieri, der Major Leopold von Brenkenhoff, Sohn des Geheimen Raths unter Friedrich dem Großen und Adjutant Herzog Friedrich's von Braunſchweig, der ſchleſiſche Graf Colonna, einer der glühendſten Anbeter „der Sirene," der Geheime Cabinetsrath Beyme, der Großkanzler Goldbeck, der ſchleſiſche Miniſter Graf Hoym, die Marquiſe Lucheſini; ferner der Fürſt von Waldeck (wegen des Kaufs von Pyrmont), der Chevalier de Saxe, der hannöveriſche Legationsſecretair von Schwarzkopf, bekannt durch ſeine Monogra-

phieen über Zeitungen und Staatskalender, derſelbe, der die unten zu erwähnende Liaiſon des Königs in Frankfurt, Fräulein Bethmann, ſpäter heirathete, von ſonſtigen Gelehrten und Künſtlern: Profeſſor Meißner, der Autor der Skizzen, in Prag, Hirt, Angelica Kaufmann, die beiden Hackert in Neapel, Maler Müller in Rom; ihr Hofmeiſter Oberſt Dampmartin, ihr Reiſemarſchall H. von Filiſtri u. ſ. w. Endlich befinden ſich bei der Sammlung auch einige Briefe von dem großen Wundermann Lavater, welche die Gräfin während ihrer Gefangenſchaft in Glogau erhalten hatte.

Der bekannte Dorow ſah die Gräfin Lichtenau in den Jahren 1811 und 1812 in Paris, wo ſie damals ein Haus machte, und dann noch einmal kurz vor ihrem Tode in Wiesbaden. Er beſchreibt „die intereſſante und in vieler Beziehung ſehr verkannte Frau“ mit den Worten: „Bei näherer Bekanntſchaft gewinnt die Gräfin ſtets mehr und mehr. Sie neigte ſich ſehr zum Glauben an Ahnungen, Erſcheinungen überirdiſcher Weſen und vindicirte den orientaliſchen Frauen als feiner organiſirt einen Blick in die Zukunft der Nebenmenſchen. In dieſer Beziehung war ſie aber über die Zeit Friedrich Wilhelm's II. verſchwiegen wie das Grab und ein Zug tiefſter Trauer, wahrhaften Schmerzes ſprach aus ihrem Geſichte, wenn auch nur die entfernteſte Berührung dahin gemacht wurde. Schön von Geſicht konnte man ſie eigentlich nicht nennen, die Geſtalt war reizend, herrlich hatte ſich dieſe erhalten und ihr Hals und Nacken erſchienen noch wahrhaft

jugendlich ſchön. Im Geſpräch, in der Unterhaltung erſchien die Gräfin als eine hochgebildete, ſehr begabte Frau; reich an Gedanken und Ideen entwickelte ſie ſolche in dem gewähltesten Redefluß, doch ſchreiben konnte ſie nicht. Ihre Briefe ſind der Orthographie wegen beinahe unverſtändlich und die Buchſtaben den Hieroglyphen zu vergleichen. Doch, nimmt man ſich die Mühe, ihre Briefe in ordentliches Deutſch umzuſchreiben, ſo ſind die Gedanken, die Wendungen vortrefflich."

Ein merkwürdiger Brief von der Gräfin an ihren Schwiegerſohn, den überverſchuldeten Grafen von Stolberg, iſt in ihrer Apologie abgedruckt. Der Graf hatte unmittelbar nach der Verlobung mit der Gräfin von der Mark (Anfang des Jahres 1797) eine Rechnung von 33,000 Thalern an den königlichen Schatz eingeſchickt und ſich dabei auf eine Verabredung mit ſeiner Schwiegermutter bezogen. Die Gräfin ſchrieb ihm: „Je suis bien fachée que la première lettre que je vous écris regarde une affaire très désagréable à moi et surtout ne pouvant comprendre et croire quelle vienne de vous, étant liée par des liens avec vous, qui demandent à ma manière de sentir beaucoup de delicatesse de part et d'autre. Mr. Werner, chez qui vous avez logé a eu l'insolence d'envoyer un compte de 33 mille Ecus au trésorier privé, en lui écrivant que je l'avois autorisé à faire cette demarche et que vous lui aviez dit que vous étiez deja convenu de cette affaire avec moi. J'avoue que ceci me parait si

neuf et si incroyable, que j'en douterois si je n'avois le compte entre les mains et la lettre que Werner a écrite au Trésorier. Vous vous rapellez que je vous ai demandé et fait demander si vous aviez des dettes; vous m'avez repondu 12 mille Ecus et vous avez dit en suite au Comte de Vitgenstein 3 mille Louis. Je vous ai dit que je tàcherois de persuader s'il etoit possible Sa Majesté, qu'il les paye, mais jusqu'ici je n'avois pas encore pu parvenir à obténir cette grace pour vous, et si toute fois Sa Majesté l'avoit accordée, le Comte Haugwitz, tuteur de la Comtesse, auroit cité les personnes auxqu'elles vous les devez et les auroit payé de sa propre main. Cette grace donc, n'étant pas obtenue de Sa Majesté et ignorant si jamais Elle l'accordera, on ose m'envoyer un compte de dépenses que vous avez fait à Berlin et même y mettre dessus les cadeaux que vous avez fait à votre promisse, les chevaux pour votre père, pour votre frère, et pour vous, les comptes des Tailleurs et des voitures etc. Il me semble que ceci est si peu délicat que je rougis même en l'écrivant. Vous savez de qu'elle manière noble j'ai agi avec vous, en voyant que la Comtesse de la Marche vous vouloit du bien. Je n'ai pas voulu éplucher de si près les affaires de la Maison des Comtes de Stolberg et j'ai pensé qu'il est beau de faire des heureux, mais je vois que j'ai eu à faire avec des personnes qui ne sont pas capables à répondre à ce sentiment. Je vous déclare donc ici net, que

le compte que Mr. Werner a envoyé ne sera jamais payé ni par Sa Majesté et encore moins par moi, qui n'aime pas à me déshabiller avant de me coucher. J'ai établi ma fille en tout, de manière que vous n'avez pas besoin d'acheter la moindre chose. Vous avez huit mille Ecus par an d'interêt, vous demeurez à la Campagne, par consequent vous n'avez pas besoin de grande dépense. Arrangez vous avec vos créanciers comme vous voudrez et je vous assure, si j'avois le trésor de Crésus que je ne payerois pas un sou. C'est je crois la plus petite punition pour les procedés peu délicats que vous avez eû envers le Roi et moi.

Wilhelmine Comtesse de Lichtenau.

So vielen Schatten viele Beurtheiler der Gräfin Lichtenau in ihr Bild gelegt haben, ſo iſt doch nicht zu verkennen, daß ſie keine unbedeutende Frau war. Sie ſelbſt ſchreibt in ihrer Apologie von ſich: „Es iſt wahr, daß ich einen ſo ziemlich richtigen Geſchmack, verfeinerte Sitten, einige Fertigkeit in den nöthigſten Sprachen und endlich einige Kenntniß der Malerei, Dichtkunſt und Muſik habe: aber es iſt alles nur Routine. Die viele Gelegenheit, die ich hierzu, theils durch die Bekanntſchaft der vorzüglichſten Männer Deutſchlands in dieſen Fächern, theils auch durch meine Reiſen nach Frankreich, der Schweiz und Italien hatte, führte mich dazu. Aber — Menſchenkenntniß — dieſe beſaß ich leider nie.“ Gerade hierin lag ihre

Stärke und ihre Anziehungskraft — sie war im hohen Grade bei aller Flatterhaftigkeit in der Liebe gutmüthig und zuverläſſig in ihrer Anhänglichkeit als Freundin. Dies gewann ihr die Zuneigung ſo vieler Menſchen im Glück und im Unglück. Das ſtärkſte Zeugniß von dem „unwiderſtehlichen Reiz," der in ihrer Perſönlichkeit lag, enthält ein in ihrer Apologie abgedruckter Brief eines Barons E... aus London, Carltonhouſe 18. April 1806: er geſteht darin, daß er aus Schmerz darüber, daß ſie Holbein ihre Hand gereicht habe, das Maltheſergelübde abgelegt habe. Der junge Mann, der in einem engliſchen Regiment diente, hatte ſie in Glogau kennen gelernt und war im Begriff geweſen, nach Verlaſſung des engliſchen Dienſts nach Deutſchland zurückzukehren und der funfzigjährigen Gräfin ſeine Hand anzubieten. Das Maltheſergelübde des jungen Mannes machte in England ſo großes Aufſehen, daß der Prinz von Wales ihn eine Zeit lang zu ſich kommen ließ. „Da beſtand ich, ſchreibt er der Gräfin, alle Prüfungen, ſo daß er mich nicht mehr von ſich laſſen wollte — ich willigte ein." „Liebe Gräfin, ſo ſchließt dieſer intereſſante Brief, Sie ſind nicht glücklich — dieſes macht mir Kummer! Es iſt doch ſonderbar, daß Ihnen das Loos beſchieden iſt, ſtets mit Undank belohnt zu werden. Ueber den Gegenſtand Ihres häuslichen Glücks, welches Sie ſich zu erbauen wünſchten, will ich mir keine weitere Bemerkung erlauben — als dieſen herzlichen Wunſch beifügen, Sie mögen, wenn nicht in Ihrem jetzigen Verhältniß — in dem neuentworfenen Plan glücklich und

ganz zufrieden ſein ꝛc. Der liebe Schattenriß — wie macht er mich glücklich — und wie iſt er ſchon verwahrt — wir Beide trennen uns nimmer.“

Wie unter den Damen die Gräfin Lichtenau, ſo hatten unter den Männern der General Biſchofswerder und Wöllner den höchſten Stand bei Friedrich Wilhelm II. Der ſchon ſeit 1773 fungirende Cabinetsrath Julius Wilhelm Heinrich von Beyer war zwar der erſte geadelte Cabinetsrath in Preußen, hatte aber nur unbedeutenden Einfluß und eben ſo geringen hatte der expedirende Generaladjutant von Manſtein.

Hans Rudolf von Biſchofswerder war ein geborner Sachſe. Er ſtammte aus einem armen adeligen Geſchlechte und war in oder um das Jahr 1741 zu Oſtramünde im thüringiſchen Amte Eckardsberge geboren. Im ſiebenjährigen Kriege 1760 trat er als Cornet in das preußiſche Heer ein, ward nach dem Frieden Kammerherr in Dresden und kam dann als Stallmeiſter in die Dienſte des ſächſiſchen Prinzen Carl, Herzogs von Curland. Im Jahre 1778 gab er ſeine Stelle auf und commandirte unter dem Prinzen Heinrich im bairiſchen Erbfolgekriege eine von ihm ſelbſt errichtete Jägerabtheilung. Nach dem Frieden kam er in die königliche Suite und war ſeitdem unzertrennlicher Geſellſchafter des Kronprinzen. Dieſer ſchloß ihn, wie die Lichtenau, von dem Momente an in ſein Herz, als er ihm in einer bedenklichen Krankheit treuſte Dienſte geleiſtet hatte. Wie der Gräfin, vergalt der König auch Biſchofswerdern die

dem Kronprinzen bezeugte Anhänglichkeit und Treue. Der Günſtling ſtieg ſchnell von Stufe zu Stufe. Länger als elf Jahre, die ganze Regierung hindurch, galt Biſchofswerder Alles bei Hofe: er hatte die Leitung der auswärtigen Politik und die Führung des Staatsſchiffs im Großen und Ganzen.

Biſchofswerder hatte ſich ſchon, als Friedrich Wilhelm noch Kronprinz war, einen großen Einfluß auf denſelben verſchafft. Er war im Beſitz nervenſtärkender, ſtimulirender Mittel, der in Italien ſogenannten Diavolini: dieſe machten ihm bei dem erſchöpften Kronprinzen offne Bahn. Er glaubte auch ſogar ein Univerſalheilmittel gegen alle Leibesgebrechen und Krankheiten zu haben — ein ähnliches, wie einmal Friedrich der Große ſeinem Kämmerier Fredersdorf ſchickte — Biſchofswerder empfahl es allen ſeinen Freunden als Zaubertinctur der Verjüngung à la Comte St. Germain. Er imponirte dem Kronprinzen beſonders auch durch ſeine Verbindung mit dem Freimaurer-, Roſenkreuzer- und Illuminatenorden. Biſchofswerder gehörte zu den Männern, die eine unwiderſtehliche Neigung zu allem Wunderbaren und Geheimen hatten und mit allen Wundermännern in Verbindung ſtanden. Schon bei Herzog Carl von Curland hatte er des Theurgen Schröpfer Bekanntſchaft gemacht, war mit dabei geweſen, als dieſer Wundermann ſich 1775 im Leipziger Roſenthale vor den Augen ſeiner Freunde erſchoß und hatte ſeinen Geiſterbeſchwörungsapparat an ſich gebracht. Biſchofs-

werder lebte und webte in dem Ordensgetriebe damaliger Zeit.

Der ſchwache Kronprinz kam durch ihn in dieſes Logengetriebe der Roſenkreuzerei hinein. Er gehörte zu den Charakteren, die, weil ſie den gewöhnlichen Gang im Leben, der durch Fleiß, Arbeit und Denken zur Erkenntniß führt, ſcheuen, gar ſehr geneigt ſind, ſich von dem Wahne verlocken zu laſſen, daß man durch Enthüllung gewiſſer Zeichen und Symbole eine Offenbarung der Wahrheit unmittelbar und plötzlich empfangen könne, und daß, was dort nur langſam und mühſam erreicht wird, hier ſehr ſchnell und ſehr bequem zu erlangen ſei.

Der Freimaurerorden, in den Friedrich Wilhelm ſchon als Kronprinz aufgenommen worden war, war in den letzten Regierungsjahren Friedrich's des Großen in jene myſtiſchen und phantaſtiſchen Tendenzen der Roſenkreuzer hineingezogen worden, über die der große König ſich nicht entbrechen hatte können, in ſeiner kühlen Aufklärungsanſicht ſich nicht wenig luſtig zu machen. An eine geheime von Moſes, Zoroaſter und der ägyptiſchen Prieſterſchaft vermöge der Tempelherrn auf Chriſtian von Roſenkreuz vererbte Weisheit, durch die man Gold machen lernen und die Wundertinctur, das Lebenselixir auffinden könne, mochte Friedrich der Große nicht glauben. Sein klarer Verſtand ließ ihn die gerade in jener Zeit auftauchenden mannichfachen Schwärmereien, Gaukeleien und Gaunereien, mit denen falſche Brüder und Betrüger den Freimaurerorden zu ihren egoiſtiſchen Zwecken zu mißbrauchen anfingen, in

ihrem wahren Werthe erkennen. Sinnlich überreizte Gemüther aber waren wie dazu geſchaffen, von dieſem dunkeln Getriebe von vermeinten Offenbarungen in Symbolen und Hieroglyphen, geheimen Weihen und feierlichen Eidſchwüren, phantaſtiſchen Ceremonien und Gradabſtufungen gelockt und um ſo ſtärker gefeſſelt zu werden, je zuverſichtlicher und kecker die eigentlichen Lenker der Geſellſchaft auftraten. Die Genußſucht jener ſinnlich überreizten Gemüther erhielt durch die herbeigezogenen theoſophiſchen, magiſchen und cabbaliſtiſchen Phantaſtereien jenen eigenen Hautgout, den keine gemeine Proſa der Sinnlichkeit hat und der von den urälteſten Zeiten der orientaliſchen Prieſterſchaft und den Myſterien der Griechen und Römer her ſeine unwiderſtehliche Wirkung geltend zu machen nicht verfehlt hat. „Aus Sinnlichkeit mit Myſtik verbunden, ſagt Schloſſer ſehr wahr, können ſo feine Netze geſponnen werden, daß ſie für ſchwache Gemüther unzerreißbar ſind.“

Die roſenkreuzeriſche, myſtiſche Richtung, welche in den Freimaurerorden hineingekommen war, war die natürliche Reaction gegen die nüchtern vernünftige, ja ſogar freigeiſteriſche Richtung, die ſich mit der durch Friedrich den Großen zur Herrſchaft gekommenen Aufklärung entwickelt hatte. Die Zeit, wo jene roſenkreuzeriſche, myſtiſche Richtung ſich wieder einen Einfluß verſchaffte, fiel gerade mit der zuſammen, wo der Jeſuitenorden vom Papſt Ganganelli 1773 aufgehoben worden war. Friedrich der Große hatte die Jeſuiten in Schleſien und in Cleve beſtehen laſſen, eben

ſo beſtanden ſie noch durch Catharina in Rußland. Die deutſchen Exjeſuiten blieben mit den ruſſiſchen Jeſuiten ſtets in Verbindung, und obwohl Friedrich Wilhelm II. ſie in Preußen aufhob, erzählte doch der bairiſche Exjeſuit Demelmair zu Straubingen in Baiern auf der Kanzel: „der König von Preußen ſchätze die Jeſuiten ſo ſehr, daß er katholiſch werden wolle — ſeine Kutſchpferde ſeien vor dem Hochwürdigſten auf die Kniee niedergefallen, das habe dem Könige Licht angezündet.“ In den Ländern nun, wo ſie aufgehoben waren, brauchten die Exjeſuiten das Mittel, in den geheimen Geſellſchaften Aufnahme zu ſuchen. Sie bildeten hier eine ſchleichende und deßhalb um ſo ſicherere Oppoſition gegen alle Aufklärungstendenzen. In dem Freimaurerorden ſtifteten ſie die ſogenannten „inneren Syſteme.“ Hier waren ſie als Proſelytenmacher ganz in der Stille thätig und arbeiteten mit Macht darauf hin, das obſcurante Pfaffenthum und die despotiſche Hierarchie in beiden Confeſſionen, im Proteſtantismus ſowohl als Katholicismus wieder herzuſtellen. Männer wie der Profeſſor Starck in Königsberg, der, nachdem er lange Jahre hindurch als lutheriſcher Oberhofprediger in Darmſtadt fungirt hatte, bei ſeinem Tode als Katholiken ſich bekannte und in katholiſch geweihter Erde im Jeſuiterordenskleid begraben zu werden verlangte, waren als Beförderer der ſ. g. höheren Freimauerei ungemein thätig für die Kirchenzwecke. Starck weihte in einen altägyptiſchen Orden ein, deſſen Stifter Enoch und Elias geweſen ſein ſollten und deſſen Wiederherſteller

er ſelbſt ſein wollte. Als Großmeiſter des Ordens war er Groß-Kophta, als ſolchen hat ihn Goethe in ſeinem Drama vorgeführt. Es ward ein förmlicher clericaliſcher Orden im Schooße des Freimaurerordens geſtiftet, zu dem auch Perſonen gehörten, die man nur für Laien halten konnte. Der Lebensbeſchreiber Hippel's, des Verfaſſers der Lebensläufe, erzählt in dem erſten Bande des Nekrologs der Deutſchen für 1797, daß Hippel gegen einen ſeiner älteſten Freunde, einen Prediger, einmal ſelbſt geäußert habe, davom geiſtlichen Stande geſprochen wurde, er ſei eben ſo gut ein geweihter Geiſtlicher, als ſein Freund. Doch trieben es die Jeſuiten mit ihrer Proſelytenmacherei ſehr fein und behutſam, weßhalb ſich Nicolai und Bieſter in Berlin und ihre Freunde lächerlich machten, als ſie mit ihrer Jeſuitenriecherei ſo großen Lärm erhoben. Es war der Aufſatz des Prinzenerziehers Leuchſenring im Auguſtheft 1786 der Berliner Monatsſchrift gegen die geheimen Geſellſchaften, der ſie aufgeregt hatte. Sie erklärten, daß es mit allen den Teufelsbannereien, Thaumaturgieen und Krankenheilereien Gaßner's in Baiern, mit allen frommen Geſichten, Prophezeihungen und phyſiognomiſchen Deutungen des Hans Caspar Lavater zu Zürich, mit alle dem myſtiſchen Magnetismus und allen den Wunderkuren Mesmer's in Wien und Paris ganz gleichmäßig auf gar nichts anders ſein Abſehen habe, als den alten blinden Wunderglauben, den alten blinden Gehorſam gegen Pfaffen und Despoten wieder zurückzubringen.

Ganz falſch ſahen Leuchſenring, Nicolai, Bieſter und ihre Freunde keineswegs.

Dem Obſcurantismus der Exjeſuiten war in Baiern der von Weishaupt in Ingolſtadt geſtiftete Illuminatenorden 1776 entgegengetreten. Es war dies ein Orden zwar ganz nach dem Muſter des Jeſuitenordens geſtiftet, aber für die Aufklärung und für den Fortſchritt mit der Zeit. Urſprünglich war der Illuminatenorden dem Freimaurerorden ganz fremd. Das, was ſeine erſten Stifter von Ceremonien, Weihen, Hieroglyphen, Symbolen und Geheimniſſen wußten, war unbedeutend, Weishaupt ſelbſt wußte davon nichts, ſein Gehülfe, der Student von Zwackh, hatte einige Kenntniß der Aeußerlichkeiten der Maurerei, die er benutzte, um Stufen, Ordnungen und Claſſen zu machen. Erſt als der hannöveriſche Baron von Knigge, der Verfaſſer des Umgangs mit Menſchen, 1780 in den Illuminatenorden aufgenommen wurde, wandte dieſer ſeine genauen Kenntniſſe der Freimaurerei zur Organiſation des Illuminatenordens auf die Weiſe an, daß beide Orden zu einem Bund für Licht und Recht gegen Obſcurantismus und Despotismus vereinigt wurden. Knigge und ſeine Anhänger, der frühere Hamburger Literat und Buchhändler, ſpätere darmſtädtiſche Geheime Rath Bode, ſeit 1778 als Geſchäftsführer der Wittwe des großen däniſchen Miniſters Bernſtorf im Hauſe derſelben zu Weimar lebend und Nicolai, Buchhändler in Berlin und Herausgeber der Allg. deutſchen Bibliothek waren die Hauptvertreter der Aufklärungsrichtung in dem

Orden. An der Spitze der entgegengesetzten mystischen Richtung stand dagegen der Herzog Ferdinand von Braunschweig, der Held des siebenjährigen Kriegs.

Herzog Ferdinand gehörte, wie sein Bruder, der regierende Herzog Carl, zu der s. g. stricten Observanz — des strictenGehorsams an die unbekannten Obern, welche Anfangs meist Jesuiten waren und deren höchster der Eques a penna rubra hieß. — Dieser Logenbund gehörte dem in Paris gestifteten Clermont'schen System' an, so benannt von dem Palais Clermont, wo die vertriebenen katholischen Stuarts wohnten und ihre jacobitisch-jesuitischen Zwecke verfolgten, der Bund gab sich für eine Fortsetzung des Tempelherrnordens aus. Das Clermont'sche System hatte neun Provinzen, wozu Britannien, Aragonien und Leon, Niederdeutschland mit Polen und später Rußland und Schweden, Italien, Griechenland außer Frankreich (Auvergne und Languedoc) gehörten. In Deutschland ward dies System strictor Observanz seit den vierziger Jahren hauptsächlich von einem reichen Lausitzer gefördert, dem bekannten Carl Gotthelf Baron von Hund und Alten-Grottkau. Er stammte aus dem Hause Unwürde und war der einzige Sprößling seiner Aeltern. Er ward geboren 1722 und weil drei ältere Brüder vor ihm gestorben waren, bis in ein ansehnliches Alter mit Muttermilch gepflegt: seine Mutter hielt ihm bis ins neunte Jahr eine Amme und ließ ihm auch noch später die Brust reichen, wenn sich eine gesunde Person im Dorfe gerade fand. Er studirte in Leipzig und ging dann auf Reisen schon

mit dem Entſchluſſe im Herzen, nie zu heirathen, wozu ihn der Tod der Tochter ſeines Vormunds, des Landesälteſten Caspar Heinrich von Rodewitz, beſtimmt haben ſoll. 1741 kam er nach Paris uud ward hier katholiſch, es beſtimmte ihn dazu ein Verhältniß zu einer vornehmen Dame, das ſich nach zwei Jahren wieder löſte. Er hielt den Uebertritt geheim. 1742 ward er cölniſcher Kammerherr, wohnte der Krönung Kaiſer Carl's VII. von Baiern bei und trat auch in Frankfurt noch in den Maurerorden ein. Die Frankfurter Loge arbeitete nach dem Clermont'ſchen Syſtem, Hund ward 1743 ſchon zum Tempelherrn gefördert, dem Prätendenten vorgeſtellt und darauf in Maſtricht Heermeiſter der Provinz Niederdeutſchland. Nun gewann Hund, der Eques ab ense, wie er in der Logenſprache hieß, den vom Großmeiſter von England, Lord Darnley, patentirten Provinzialgroßmeiſter von Oberſachſen, Heinrich Wilhelm von Marſchall und den Stifter der erſten ſächſiſchen Loge zu Dresden, Grafen Rutowsky, den bekannten natürlichen Sohn Auguſt's des Starken für das Clermont'ſche Syſtem und ward Großmeiſter der ſächſiſchen Logen. Zugleich ward er 1753 ſächſiſcher Kammerherr und 1755 Landesälteſter, auch erhielt er den ruſſiſchen Annenorden.

Im ſiebenjährigen Kriege ergriff er entſchiedene Partei für Oeſtreich gegen Preußen, hatte ſtets öſtreichiſche Huſaren zur Bedeckung um ſich und mußte auch oft von Mönau, ſeinem Gute in der Lauſitz nach Böhmen flüchten. Hier in Mönau war alles bis auf

die Tapeten in den Zimmern des Schloſſes mit ſymboliſchen Ordensbeziehungen und myſteriöſen Inſchriften erfüllt und hier hielt Hund das ſtattlichſte Haus mit ausgedehnteſter Gaſtfreundſchaft und ganz im Style der grands seigneurs des achtzehnten Jahrhunderts: über den Krippen in den Ställen hingen unter andern die Bildniſſe der ſchönen Pferde, auf die er nächſt dem Orden und Kirchenbauten Tauſende wandte, mit ihren Namen. 1762 ward Hund ſächſiſcher Geheimer Rath, nach dem Kriege legte er die Landesälteſtenſtelle nieder und bekannte ſich nun öffentlich zur katholiſchen Religion, zu der er ſich bereits über zwanzig Jahre insgeheim bekannt hatte. 1764 aber ſchon ward der regierende Herzog Carl von Braunſchweig ſtatt Hund Großmeiſter auf einem Freimaurercongreß zu Kahla bei Altenburg, Hund blieb nur noch Heermeiſter in Ober- und Niederſachſen. Ein angeblicher Großprior Johnſon a Fünen — ein gewiſſer wegen Kaſſendefecten flüchtiger Becker — gab vor, von den geheimen Oberen in Schottland abgeſchickt zu ſein, er hatte Hund zu dem Congreſſe beredet, um hier den Orden zu reformiren. Johnſon behauptete von Friedrich dem Großen verfolgt zu werden, ſtellte deshalb bei dem Congreſſe geharniſchte Templer als Vorpoſten aus und ließ ſie Patrouille reiten — zuletzt entfloh er mit der Kaſſe. Die verſammelten Brüder waren darauf auch gegen Hund mißtrauiſch geworden nnd er mußte auf Ehrenwort und Degen ſchwören, daß er noch vor kurzem mit den geheimen Obern zu Old-Aberdeen in Schottland Correſpondenz gehabt habe. Hund ſtarb

ziemlich heruntergekommen; von allen Gütern blieb ihm nur Lipßa bei Ruhland. Auf einer Reiſe nach Meiningen in Ordensgeſchäften ſtarb er hier unter den Tönen der Inſtrumente einer Muſikbande, die er an ſein Todtenbette hatte kommen laſſen, wie Kaiſer Leopold I. und der Tartar-Chan Krim-Gherai, 1776, erſt vierundfunfzig Jahre alt. Er ward in der katholiſchen Kirche zu Melrichſtadt, damals dem Fürſtbiſchof von Würzburg gehörig, begraben. Nach ſeinem Tode brach Concurs aus, alles kam unter den Hammer, ſein letztes Gut Lipßa kaufte Graf Röder.

Die große Londoner Loge hatte unterdeſſen den Herzog Ferdinand von Braunſchweig zum Großmeiſter aller Freimaurer in Norddeutſchland gemacht. Die Eingeweihten der ſtricten Obſervanz bewirkten, daß er 1772 zum Großmeiſter aller deutſchen Logen erwählt wurde. Damals war es, wo das Logenweſen in Deutſchland zu ſeinem höchſten Glanze emporſtieg. Ueberall und von allen Seiten drängten ſich deutſche Prinzen, Grafen und Barone in die Freimaurerlogen, ſelbſt der deutſche Kaiſer Joſeph II. erlaubte ausdrücklich ihn als Oberhaupt aller Logen in ſeinen Staaten an die Spitze zu ſtellen und, wie ſchon erwähnt, auch der Nachfolger Friedrich's des Großen ward aufgenommen. Die Stimmung der Gemüther war dem Treiben großgünſtig. Die politiſche Verkümmerung, der Mangel an einem großen, freien politiſchen Leben, wie in England, trieb die Leute in Deutſchland mit einer gewiſſen Nothwendigkeit zu den Sonderbarkeiten und Abenteuerlichkeiten in

den geheimen Verbindungen — zu dem freilich sehr comödiantenmäßigen Surrogat eines großen Staatslebens. Geheime Verbindungen entstanden aller Orten und unter den wunderlichsten Namen. So wurde in Berlin 1756 eine Loge „afrikanischer Bauherren," in Oestreich 1780 eine Loge „Johannisbrüder aus Asien" gestiftet. So entstanden eine Menge anderer Logen unter anderen mystischen und hermetischen Ordensnamen. Die Machthaber brauchten die Ordensleidenschaft zu ihren Zwecken. So mußten, um nur ein recht deutliches Beispiel anzuführen, die Illuminaten in Baiern Kaiser Joseph dienen, um seine Absichten auf Baiern zu fördern: er brauchte den Haß der aufgeklärten Leute gegen die Pfaffheit hier, um sich Anhänger zu verschaffen — bis Friedrich der Große der Angeber wurde für die in ihrem Irrwahn Oestreich und dem bairischen Austausche dienenden, von Joseph nur dupirten Illuminaten. Die gefährlichsten Feinde waren allerdings die Dunkelmänner, die Exjesuiten, die als die geheimen Lenker im Hintergrunde standen. Sie waren es, welche die Schwärmer und Betrüger vor sich her trieben, deren damals eine ganze Wolke auftauchte — meist nur betrogene Betrüger. Diese Leute erfüllten damals aber das nach Thaten lechzende Deuschland mit ihren Thaten. Schröpfer, der Leipziger Kaffeewirth und Theurg, verbreitete die Meinung von sich, daß er durch geistliche Mittel mit den Seelen der Menschen, ja sogar mit den Seelen der Abgeschiedenen in Verbindung! stehe und fand mit seinen Geistercitirungen mächtige und zahlreiche

Anhänger im ſächſiſchen Volke und im ſächſiſchen Adel, an deſſen Spitze ein Sohn König Auguſt's III., der Herzog Carl von Curland ſtand, bei dem damals Biſchofswerder als Kammerherr in Dienſt war: Biſchofswerder war, wie erwähnt, dabei, als ſich Schröpfer im Leipziger Roſenthale erſchoß. In andern Kreiſen und weit über Deutſchland hinaus, ſelbſt in dem kühleren Holland und England machte Furore der bekannte ſicilianiſche Abenteurer Balſamo, der kleine braune, fette Graf Caglioſtro. Er fand als angeblicher Großkophta eines altägyptiſchen Ordens begeiſterte Schüler aller Orten in den von ihm geſtifteten ägyptiſchen Maurerlogen: die echten Anhänger ſeiner Zauberweisheit beteten ihn förmlich an, lagen ihm Stunden lang zu Füßen, um Kraft, die von ihm ausgehe, zu empfangen, in den Logen ward bei der Pſalmſtelle: „Memento Domine David et omnis mansuetudinis ejus," ſtatt David Cagliostro geſungen. Seine angehauchten und mit dem Oele der Weisheit geſalbten Kinder, die erſten beſten, die man von der Straße aufgriff, hatten Erſcheinungen von Engeln und Propheten, wenn ſie im Tabernakel in die ihnen vorgeſtellten Waſſerſchüſſeln blickten. Die Kraft, welche von dem Großkophta ausging und durch Anhauchen auf ſeine Delegaten ſich überleitete, befähigte auch dieſe, mit den Kindern zu operiren; doch glückte das nicht immer: in London erſchienen einmal ſtatt der Engel und Propheten lauter Affen. Aber in London wie im Haag machte der „Divo Cagliostro" mit ſeiner wunderſchönen Frau Lorenza — die großes

Geld mit ihrer Schönheit gewann — das allergrößte Aufſehen: man trug Beider Portrait auf Ringen, Medaillons, Fächern u. ſ. w. Caglioſtro, dem in Zeitungen und Schriften ein ſchallender Ruf von auffallenden Curen und Wunderthaten vorausgegangen war, erſchien nun auch im Oſten, zu Mitau in Curland 1779. Er gab vor, von geheimen Obern beauftragt zu ſein, durch die Kraft der Magie wichtige, mauriſche Schriften und andere Schätze zu erheben, welche auf einem gewiſſen Landgute in Curland begraben läger; er verkündigte, daß ihm die Macht verliehen ſei, Geiſter aus den Wohnungen des Lichts herab auf die Erde zu ziehen. Seine Epiphanie machte ungeheure Senſation in Mitau: Dorothea Medem, nachherige Herzogin von Curland ward von ihm feierlich in die maureriſche Frauenloge aufgenommen. Selbſt als der Graf auf ſeinem weiteren Zuge in Warſchau als Betrüger entlarvt, flüchtig werden mußte, betrachtete ihre Schweſter, Frau von der Recke, ihn als einen Unglücklichen, der nur zur ſchwarzen Magie herabgeſunken ſei: ſie war eben von ihrem harten Manne geſchieden worden, hatte ihre einzige Tochter und einen geliebten Brüder verloren und war über ein Jahr lang vergebens alle Tage in der Mitternachtsſtunde auf den Kirchhof gegangen, um Offenbarungen aus dem Jenſeits zu empfangen. Doch ſchrieb ſie, als Caglioſtro in der Unterſuchung über die berüchtigte Halsbandgeſchichte 1785 es wagte, auf ſie und ihre Schweſter ſich zu beziehen und den Aufenthalt in Mitau als ein Zeugniß für ſeine

unzweideutige Handlungsweiſe in Anſpruch zu nehmen, „den entlarvten Caglioſtro“ 1787, wogegen aber Starke, der Cryptojeſuit in Darmſtadt, der Eques ab aquila Fulva, in einem ſehr dicken Buche „über Cryptokatholicismus“ ein gewaltiges Maſchinenwerk in Bewegung ſetzte. Auch Lavater glaubte ſo ſteif und feſt an Caglioſtro und deſſen Wunder, daß er, als man ihn als Betrüger entlarvt hatte, behauptete: „dies ſei ein andrer Caglioſtro, der Wunderthäter Caglioſtro ſei eine heilige Perſon.“ Bekanntlich ſtarb dieſe heilige Perſon in der Engelsburg in leidlichem Gefängniß.

Eben ſo ungeheuern Beifall, namentlich bei den Damen, wie Caglioſtro, fand der ſtattliche Graf S. Germain. Horace Walpole, der ihn in London zur Zeit des großen jacobitiſchen Aufſtandes ſah — 1745 und 1746 — bei dem er mit verhaftet aber wieder freigelaſſen wurde — introducirt ihn ſo: „ein wunderlicher Menſch, er hält ſich ſeit zwei Jahren hier auf und will nicht ſagen, wer er iſt oder woher er kommt, läugnet aber nicht, daß er einen falſchen Namen führt. Er ſingt, ſpielt die Violine meiſterhaft, componirt, iſt verrückt und nicht ſehr geſcheit. Er gilt für einen Italiener, Spanier oder Polen, für einen Menſchen, der in Mexiko eine reiche Erbin heirathete und mit ihren Juwelen nach Conſtantinopel durchging, für einen Prieſter, Violinſpieler oder vornehmen Edelmann. Da er ſich äußerte, daß man ihn als Spion eingezogen habe, bin ich überzeugt, er iſt kein Gentleman.“ Graf S. Germain

war wahrſcheinlich ein Portugieſe von Abkunft, denn er nannte ſich auch unterweilen Marquis de Bedmar. Er war ein Mann, der ſich berühmte, daß er im Beſitze des Lebenselixirs ſei und auch in der That eine Menge chemiſcher Arcana beſaß. Er gab bekanntlich zu verſtehen, daß er ſchon Franz I., den galanten Lilienkönig, ganz wohl gekannt habe und behauptete, wenigſtens unendlich älter als er ausſehe zu ſein. Er wollte in Indien, wo er mit Lord Clive gereiſt war, die große Kunſt erlernt haben, echte Edelſteine und aus kleinen große Diamanten zu machen. Echt allerdings waren die vielen Edelſteine, die er vorzeigte — und Madame de Pompadour — deſſen waren die deutſchen Damen ſicher — hatte von ihm Schönheitserhaltungsmittel empfangen. Er ſtarb denn auch, wie ein zweiter Salomo bei ſeinem trauten Freunde, dem Landgrafen Carl von Heſſen in Schleswig in den Armen der Damen, die ihn das letzte Jahr ausſchließlich bedient und zärtlichſt gepflegt hatten, im Jahre 1784.

Alle dieſe Wundergeſchichten ſind etwas ausführlicher angedeutet worden, um anſchaulich zu machen, für welche futile Dinge die Sinne damals geöffnet ſtanden und zu welchen Gaukeleien die Begehren ſich hinwandten. Bei einem derartigen Sinnes- und Begehrungszuſtande wird man es begreifen, wie die Gemüther auch in dem kälteren Norddeutſchland dazu neigten, ſich in dem myſtiſchen Logengetriebe der Freimaurerei recht methodiſch täuſchen und durch die geheimen Lenker des Getriebes gängeln zu laſſen.

Nicht bloß zu myſtiſchen, theoſophiſch-magiſch-cabbaliſtiſchen Zwecken, ſondern auch zu recht handgreiflichen politiſchen Zwecken ſuchte man den Freimaurerorden zu gebrauchen. Die ſtricte Obſervanz war nämlich der Verſuch, eine Art Ritterbund nach Art des Tempelherrnordens für den Adel aus der Freimaurerei zu machen. Im Innerſten der Verbindung wurde das ganze Ceremoniel eines Ritterordens mit Titularcommenden, Comthureien und Balleien u. ſ. w. eingeführt. Man ſah dabei auf Stand, Geburt und Vermögen. Wo nicht allen, doch verſchiedenen arbeitenden Gliedern, ſowohl im innern Orden, als auch in den Logen wurden aus den Einkünften Beſoldungen angewieſen. Die Maurer der ſtricten Obſervanz äußerten eine beſondere Reinheit in ihrem ganzen Verhalten, eine beſondere Aufmerkſamkeit auf die Wahl ihrer Glieder. Sie ſonderte ſich von allen übrigen Zweigen der Maurerei ab und ihre Häupter verlangten von den ihnen untergeordneten Logen, daß ſie allen andern Brüdern den Zugang zu ihren Logen verſchließen ſollten. Alle Aemter wurden nicht wie bei den übrigen Logen nach Wahl der Brüder, ſondern nach dem Beſchluß der Obern vergeben. Obgleich ein ungemeiner Zudrang ſtattfand, wurde der Eintritt doch nur verhältnißmäßig wenigen verwilligt, theils weil die Koſten bedeutend waren, um zur Aufnahme zu gelangen, theils weil man, um die Ausgaben zu beſtreiten und große Reichthümer zuſammen zu bringen, was der Zweck war, faſt nur vermögende Leute aufnehmen konnte.

Da Herzog Ferdinand indeß ebenfalls unter dem Namen Aaron dem Illuminatenorden beigetreten war, ward auf dem 1782 von ihm nach Wilhelmsbad bei Hanau ausgeschriebenen Freimaurerconvente, wo er selbst das Präsidium führte, die Frage debattirt, ob das System des 1776 in Meiningen verstorbenen Baron von Hund, das System der strictеn Observanz, in dem Orden fortgelten solle. Es ward damals die Vereinigung des Freimaurerordens mit dem Illuminatenorden ins Werk gesetzt. Die stricte Observanz drang aber nicht durch, sondern Baron von Knigge und Bode siegten vielmehr mit dem System der s. g. eklektischen Maurerei. Das aristokratische System der strictеn Observanz ward von Grund aus erschüttert, doch wurde Herzog Ferdinand aufs Neue zum Großmeister gewählt. Knigge und Bode wirkten nun mit allem Nachdruck für ihre demokratischen Aufklärungsprojecte, sie proclamirten offen, der Zweck des Ordens sei eine Zerstörung alles Aberglaubens und ein Zerbrechen aller Ketten. Ihre Wirksamkeit in dieser Richtung dauerte aber nur bis zur Aufhebung des Illuminatenordens in Baiern, die mit dem Jahre 1784 eintrat, zwei Jahre vor dem Tode Friedrich's des Großen. Als die politische Verfolgung der Illuminaten in Baiern kam, erfolgte auch in Preußen die große Reaction. Der Schrecken vor dem Lichte der Aufklärung bewirkte, daß überall die Dunkelmänner wieder die Macht in die Hände bekamen, als Friedrich der Große die Augen geschlossen hatte. Die Tendenz der Illuminaten, jeden Aberglauben zu zerstören und alle

Ketten zu zerbrechen, ward als eine ſtaatsgefährliche Tendenz bezeichnet. Man glaubte Knigge und die wenigen Illuminaten, welche den Schlüſſel des Ordens hätten, verſtänden unter Aberglauben jede poſitive, auch die chriſtliche Religion und unter Ketten die monarchiſchen Regierungsformen. Nachdem in den geheimen Geſellſchaften, Logen und Orden einmal die Aufklärungsrichtung ſo vervehmt worden war, nahm die Roſenkreuzerei und Myſtik mit aller Macht die Oberhand. Dieſe Reaction traf in ihrem ſtärkſten Zuge gerade mit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms zuſammen. „Unter allen den nichtswürdigen ſogenannten inneren Syſtemen, ſchreibt Nicolai, war keines ſchlauer ausgedacht und bübiſcher ausgeführt, um theils viel Geld in die Kaſſen der hocherleuchteten unbekannten Väter zu führen, theils die geſunde Vernunft zu unterdrücken und dadurch den Geiſt des echten Proteſtantismus zu dämpfen, als der ſchändliche betrügeriſche Orden der ſogenannten Gold- und Roſenkreuzer alten Syſtems, der ſeinen Jüngern die höchſte Naturerkenntniß und Religionswiſſenſchaft verſprach und von ihnen blinden Gehorſam forderte. Die unbekannten Obern fanden Mittel durch Vorſpiegelung geheiligter Zwecke manche Mächtige der Erde in die geheimen Verbindungen zu verwickeln.“ In Berlin beſtanden drei Zirkel der Roſenkreuzer. Für die Jünger verfaßte Wöllner „die Pflichten der R. K. alten Syſtems in Junioratsverſammlungen, abgehandelt von Chryſophyron 1782. Nur für die Ordensmitglieder

gedruckt.“ Schon als Kronprinz ward Friedrich Wilhelm in die Netze unabwendbar hineingezogen. Wöllner und Bischofswerder beherrschten ihn dadurch völlig. Im Anfang war ihre Absicht, ihn von der Gräfin Lichtenau abzuziehen, als dies nicht glückte, verstanden sie sich mit ihr und beherrschten ihn mit Vorbewußt und unter Bewilligung derselben.

„Als eines Abends, erzählt Förster nach Mittheilungen aus dem Munde der Gräfin, der Prinz bei seiner Geliebten in Charlottenburg verweilte, rief ihn Bischofswerder ab und führte ihn in ein entlegenes Haus, um ihn endlich an der langersehnten Unterhaltung mit abgeschiedenen Geistern Theil nehmen zu lassen. Wie geschickte Taschenspieler dem Uneingeweihten ein ganzes Spiel Karten vorhalten, mit der Aufforderung, nach seinem Belieben einige zu ziehen und ihm demungeachtet diejenigen in die Hände spielen, die sie dazu vorher ausgewählt haben, so überließen es die Geisterbanner dem Prinzen ebenfalls, diejenigen Abgeschiedenen zu nennen, die er zu sehen verlangte, waren aber zum voraus sicher, daß er von denen, die man ihm vorschlug, nur diejenigen wählen würde, für deren Erscheinung Vorsorge getroffen war. Diesmal waren es: der römische Kaiser Mark Aurel, der Philosoph Leibnitz und der große Kurfürst. Für diese drei hielt man die Personen und Anzüge in Bereitschaft; man hätte aber auch mit demselben Krönungsapparat und Perrücke dem Verlangen nach Carl dem Großen, Aristoteles und Ludwig XIV. genügt. Die Zauberei bestand darin, daß während

der Beſchwörungsformel und unter den nervenangreifenden Tönen einer Glasharmonika der geforderte Geiſt in dem Nebenzimmer leibhaftig ſich ſo vor einen Hohlſpiegel ſtellte, daß ſein Bild von dem gegenüberſtehenden Spiegel aufgefangen, auf dem Milchflor in dem dunkeln Zimmer ſichtbar wurde, in welchem der geängſtete Prinz ganz allein ſaß. Es war dem Prinzen geſtattet worden, Fragen an die Abgeſchiedenen zu richten, allein er war nicht im Stande, auch nur einen Laut über ſeine bebenden Lippen zu bringen. Dagegen vernahm er von den heraufbeſchworenen Geiſtern ſtrenge Worte, drohende Strafreden und die Ermahnung, auf den Pfad der Tugend zurückzukehren. Er rief mit banger Stimme nach ſeinen Freunden, er bat inſtändig, den Zauber zu löſen und ihn von ſeiner Todesangſt zu befreien. Nach einigem Zögern trat Biſchofswerder in das Zimmer und führte den zum Tod erſchöpften Prinzen nach ſeinem Wagen. Dieſer verlangte zu ſeiner Geliebten zurückgebracht zu werden, in deren Armen er ſich von den erlebten Schreckniſſen zu erholen ſehnte. Dieſem Wunſche wurde nicht nachgegeben, und der Prinz noch während der Nacht nach Potsdam gebracht, wo die geſtrenge Ordens-Brüderſchaft zu ſeinem Empfange verſammelt war. Der Bruder Redner nahm das Wort, wiederholte die von dem Geiſte des Ahnherrn ausgeſprochenen Ermahnungen und die geſammte Brüderſchaft drang ſo inſtändig in den Kronprinzen, daß er mit zerknirſchtem Herzen „den unerlaubten und ehebrecheriſchen Umgang mit ſeiner Maitreſſe abſchwor, jedoch mit dem Vor-

behalt, daß ſie auch fernerhin ſeine Freundin bleibe, in deren Umgang er Troſt, Erheiterung und Läuterung ſeiner Gefühle ſuchen dürfe.“ Als er an einem der folgenden Tage die Geliebte mit dem Gelübde, welches ihm abgedrungen worden ſei, bekannt machte, ſprach ſie zwar ihre Entrüſtung über die falſchen Ordensbrüder aus, erklärte ſich jedoch bereit, ein jedes Opfer zu bringen und daß ſie ſchon überglücklich ſein werde, ſich ſeine Freundin nennen zu dürfen.“

Wie Mirabeau zu verſtehen giebt, hing Friedrich Wilhelm den Viſionairen und Roſenkreuzern keineswegs aus gründlicher Ueberzeugung an, ſondern er blieb mit ihnen verbunden, weil er bei ihnen die Kunſt erlernen zu können glaubte, um welche alle die, welche es mit Menſchen zu thun und auf ſie zu wirken haben, immer mit Leidenſchaft ſich bewerben, „die Gewiſſen zu erforſchen und die Herzen der Menſchen zu ergründen.“ Biſchofswerder und Wöllner ſtellten ſich ihm als Leute dar, welche dieſe große Kunſt recht gründlich verſtänden und ihm recht gründlich und recht gern mittheilen würden, wenn er nur immer um ſie wäre.

Biſchofswerder ſeinerſeits that Alles, um den unthätigen und ſinnlichen König in dieſen ihm bequemen pſychologiſchen Intentionen unter die Arme zu greifen, ſich ihm unentbehrlich zu machen und ſeinen ſchwachen Geiſt nach und nach mit den Myſterien und Phantasmagorien der Roſenkreuzerei und Nekromantik völlig

zu umnebeln. Er bestärkte den König, den Eques ab aquila rubra, wie er in der Ordenssprache hieß, in dem Glauben, daß die geheimen Obern der Ordensgesellschaften im Besitze der ersehnten Menschenkenntniß und überhaupt außerordentlicher, ungewöhnlicher Weisheit stünden, er bestärkte ihn in dem Glauben, daß man bloß redliche und gute Männer um ihn her versammle, er ließ die geheimen Obern und die Geister dazu dienen, die hohe Politik, den Krieg oder den Frieden mit Frankreich zu machen.

Bischofswerder war, wie der König, ein auffallend stark beleibter Mann, aber zugleich von einer seltenen Körpergewandtheit. Die Diavolini, die ihm bei dem Kronprinzen Bahn und Ansehn gemacht hatten, schienen bei ihm wirklich Wunder gethan zu haben. Er war der beste Reiter, Jäger und Fechter auf Hieb und auf Stich und ein nicht todt zu machender Zecher: drei bis vier Flaschen des stärksten Rheinweins vermochten ihn nicht umzuwerfen. Seine Gemahlin war eine Fräulein Tarac, verwittwete Gräfin Pinto durch sie war er Schwager des Marquis Lucchesini. Er unterhielt aber auch noch ein paar Verbindungen mit zwei Schwägerinnen, einer anderweiten verwittweten Gräfin Pinto, von der einmal der französische Nationalconvent während des Kriegs einen Brief an Bischofswerder in den lächerlichst-zärtlichen Ausdrücken drucken ließ, und mit der Schwester seiner Frau, Fräulein von Tarac, welche früher Lucchesini's Mai-

treffe geweſen war. Dieſe Verbindungen waren ſo eng, daß ſie ſeine Gemahlin veranlaßten, einen Scheidungsproceß gegen ihn anhängig zu machen.

Biſchofswerder war ein gutmüthiger, aber bigotter, rauher, aber dabei ungemein ſchlauer Mann. Er lenkte den König, obgleich er ihn aufs Gefliſſentlichſte in dem Wahne erhielt, er allein beſchließe Alles. Nichts geſchah ohne ſein Zuthun, aber er wußte mit der verſtellteſten Beſcheidenheit den Schein jeder Anmaßung von ſich entfernt zu halten. Dieſe heuchleriſche Beſcheidenheit, dieſes ſich ſelbſt Verbergen und im Hintergrunde Halten war die Seele ſeines ganzen Thuns und Weſens. „Mit der Lichtenau war er, ſchreiben die „vertrauten Briefe," in ewigem Kampfe, ſie konnte ihn aber nicht ſtürzen, weil der König auf alle ihre Klagen ſtets antwortete: „„nicht Biſchofswerder, ſondern ich habe das ſo gewollt."" Zuletzt durfte ſie ſeinen Namen nicht mehr nennen. Wenn andre Miniſter, wie Herzberg, Schulenburg-Kehnert, Voß dem König zu imponiren verſuchten, wenn die Gerechtigkeit auf ihrer Seite war, dann klagte es der König ſeinem Freunde Biſchofswerder und dieſer durfte nur ſagen: „Mein Gott, ſind Ew. Maj. nicht Herr und König?" ſo wurden jene disjuſtirt und mußten ihren Einfluß aufgeben. Selbſt in der Roſenkreuzerei, in den Andachtsübungen verhielt ſich Biſchofswerder paſſiv. Wenn der König Zweifel äußerte, ſo hieß es: „„Ja es iſt ſonderbar, meine Vernunft ſträubt ſich ſtets gegen dieſe wunderbaren Erſcheinungen, aber ich kann mich

doch nicht entbrechen, fortgeſetzte Forſchungen anzuſtellen."" „„Da haben Sie Recht, pflegte der König dann zu antworten, wir wollen neue Verſuche machen"", wodurch er ihn dann immer mehr umſtrickte." Der Oberſt von Maſſenbach ſchildert Biſchofswerdern in ſeinen Memoiren zur Geſchichte des preußiſchen Staats folgendergeſtalt: „Der Charakter Biſchofswerders iſt Schlauheit, alſo Behutſamkeit. Anfänglich preußiſcher Offizier, dann Kammerherr des Herzogs von Curland und nun — König von Preußen. Friedrich II. pflegte Biſchofswerder'n „einen Laubfroſch" zu nennen, der grünen Uniform wegen, welche er trug! Der Laubfroſch hat ſich auf Friedrichs Thron geſchwungen! Schlauheit und Verſchloſſenheit gehen gleichlaufend; daher der dumpfe Ton in Biſchofswerders Sprache. Dieſer Ton iſt nicht der reine Metallklang, welcher aus dem Munde eines hochherzigen Mannes ertönt. Es iſt der Ton der Gräber oder der Garderobe. Ehe Biſchofswerder ſpricht, durchlaufen ſeine Augen alle Wände des Zimmers und forſchen mit Aengſtlichkeit, ob hinter dieſen Wänden ein Lauſcher verborgen ſein möchte. Es glückt ſelten ihn zu einer beſtimmten Erklärung zu bewegen, doch iſt er kein böſer Menſch und liebt den König mit treuer Anhänglichkeit. Er gehört wie ſein Gebieter in die Claſſe derjenigen, die genießen wollen. Cäſar würde ihn ſeiner Feiſtigkeit wegen nicht gefürchtet haben."

Eine ſehr einflußreiche Perſon bei General Biſchofswerder war ſeine Frau, die ſchon erwähnte verwittwete

Gräfin Pinto, die ſeine Gunſt mit zwei Schwägerinnen theilte, ihm aber dagegen ihre ſchwere Hand fühlen ließ. Sie war eine eifrige Katholikin und beherrſchte ihn gänzlich. Es erzählt dies der bekannte Ignaz Aurelius Feßler in ſeinem Leben, der eine Zeit lang auf dem Gute des Generals, Marquard bei Potsdam, bei ihm lebte. Feßler, der Geſchichtsſchreiber Ungarns, der Autor von Bonaventura's myſtiſchen Nächten, kam damals aus Schleſien von dem Fürſten Erdmann Carolath, deſſen Sohn er erzogen hatte, nachdem er aus Preßburg, ſeiner Vaterſtadt, hatte flüchten müſſen. Er war in Schleſien lutheriſch geworden und kam 1795 nach Berlin, wo er im folgenden Jahre eine neue Freimaurerei in der Loge Royal York zur Freundſchaft gründete, die er die „ſcientifiſche“ nannte — dem deutſchen Weſen gemäß, von der Praxis immer wieder in die Theorie ſich zurückzuziehen.

Die Generalin Biſchofswerder iſt noch durch eine beſondere Induſtrie bekannt geworden, in der ſie ſich praktiſch genug zeigte. Ihr Hauptgeſchäft war nämlich der Betrieb der Verſchleuderung der Staatsdomainen in dem 1795 in der letzten polniſchen Theilung erworbenen Südpreußen (Warſchau, Poſen u. ſ. w.). Sie pflegte ihren Gemahl zu dieſem Geſchäft mit den Worten anzuſpornen: „Sie werden wie ein Bettler ſterben, wenn Sie nicht die letzten Tage des Königs benutzen, um etwas für Ihre Familie zu thun!“ „Biſchofswerder'n, berichten die „vertrauten Briefe,“ war nichts daran gelegen, Güter in Südpreußen zu

beſitzen, kaum waren ſie ihm tradirt, ſo wollte er ſie auch verkaufen. Dazu fand ſich auch ein Gimpel aus Copenhagen, ein während des Reichs-Interimiſticums neugebackener Reichsgraf von Lüttichau, der ein großes Vermögen beſaß. Biſchofswerder machte ihn zum Geſandten am niederſächſiſchen Kreiſe (zu Hamburg) und ſchlug dem König vor, daß man ihm Güter in Südpreußen ſchenke. Dies geſchah und zur ſchuldigen Dankbarkeit kaufte er Biſchofswerdern ſeine Donationen für 50,000 Stück Friedrichsd'or ab. Dieſer Lüttichau erhielt nun eine Menge Güter und da man dem Könige nicht zu viel verſchiedene Namen nennen wollte, ſo wurden die Güter, die man andern Creaturen ſchenken wollte, auf des Grafen Namen geſetzt, der darüber einen Scheinkauf-Contract ſogleich mit dem wahren Donatario eingehen mußte." Außer Biſchofswerder und Lüttichau wurden von den ſüdpreußiſchen Gütern mit und außer dieſem Induſtriezweig noch bedacht: Marquis Lucheſini, Biſchofswerder's Schwager, Graf Haugwitz, General Rüchel, Major Zaſtrow, Adjutant des Königs, Fürſt Hohenlohe, der Kaufmann von Treskow in Berlin und ein Herr von Hünerbein, welcher allerdings auf die merkwürdigſte Weiſe dazu kam. „Er war, erzählen die vertrauten Briefe, der Geliebte der ſchönen Ulrike Knobelsdorf, Hofdame der Prinzeſſin Louis (ſpätern Solms und zuletzt Hannover): dieſe hielt ſich mit dem König in Pyrmont auf. Einſt war der König des Morgens bei dieſer Prinzeſſin zum Frühſtück, wie die Knobelsdorf durchs Zimmer ging. Es entfuhren

ihm die Worte: „Hübſch Mädchen, Prinzeß!“ „O ja, antwortete dieſe, ſie iſt ſchon Braut!“ — „Mit wem?“ — „Mit dem Hrn. von Hünerbein, es iſt aber eine wahre Verbindung der Liebe, denn ſie haben beide nichts.“ — „Heirathen, Güter ſchenken!“ war die Antwort des Königs. Man fertigte ſogleich eine Eſtafette an den Hrn. von Hünerbein nach Karge ab, wo er in Garniſon ſtand, mit der Notiz, er ſolle der Prinzeſſin eine Bittſchrift an den König überſenden, worin er ein Gut in Vorſchlag brächte. Hr. von Hünerbein wählte das benachbarte Kloſter Obra, nur 200,000 Thlr. an Werth. Die Supplik ging ab und bald darauf war er im Beſitz des Guts und ſeiner ſchönen Braut. — Dieſer Georg Heinrich Baron von Hünerbein war der Adjutant des Prinzen Louis, heirathete ſeine ſchöne Braut 1798 und ſtarb 1818 als commandirender General in Schleſien: ſein Schwiegerſohn war der Commandeur der Garde du Corps, Graf Franz Walderſee.

Wie von Biſchofswerder die Leitung des Staatsſchiffs im Großen und Ganzen ausging, ſo beſorgte Wöllner die Geſchäfte der innern Adminiſtration. Wöllner'n pflegte man nur „den kleinen König“ zu nennen. Er ward für das Innere des Staats der unumſchränkte Machthaber. Johann Chriſtoph von Wöllner war der Sohn eines Predigers zu Döberitz ohnweit Spandau, geboren 1732, ſeine Mutter war die Schweſter des Miniſters Katſch. Er war früher ſelbſt Prediger zu Großbehnitz nnweit Berlin geweſen. Er hatte ſein Glück gemacht, indem er die einzige

Tochter ſeines Kirchenpatrons, des Generals von Itzenplitz, bei deſſen Sohn er einige Zeit Informator geweſen war, entführte und ſich 1768 mit ihr verheirathete. Ganz Berlin wußte und ſagte, daß er die Mutter geliebt und die Tochter geheirathet habe. Durch ſeine Frau kam er in den Beſitz anſehnlicher Güter, bildete ſich zum geſchickten Landwirth und ſchrieb auch über Landwirthſchaft und Gartenkunſt in die Allgemeine deutſche Bibliothek. Er wurde Kammerrath des Prinzen Heinrich von Preußen, 1782 Lehrer des Kronprinzen in der Staatswirthſchaft und nach Friedrich's des Großen Tode 1786 von dem neuen König vorerſt zum Geheimen Oberfinanzrath und Intendanten des königlichen Bauweſens ernannt, zugleich auch in den Adelsſtand erhoben. Er begann ſeine Wirkſamkeit damit, die Werke Friedrich's des Großen in keiner andern Abſicht herauszugeben, als das Andenken deſſelben verhaßt zu machen, dagegen die neue Regierung in das glänzendſte Licht zu ſtellen und nebenbei einen anſehnlichen Gewinn zu machen. Er ließ ſich die Papiere des großen Verſtorbenen ſchenken, verkaufte ſie und ließ nun Alles abdrucken, was die öffentliche Meinung gegen ihn in Harniſch bringen konnte, religiöſe Spöttereien in Aufſätzen, die Friedrich der Große nur für ſich niedergeſchrieben hatte, oder in vertrauten Briefen enthaltene harte Urtheile über Zeitgenoſſen, ganz unbedeutende Aufſätze und Gedichte, die nie für ein größeres Publikum beſtimmt waren. Als Wöllner im Laufe des Drucks wahrnahm, daß er ſich in ſeinen Obſcuranten-Specula-

tionen geirrt habe, wollte er den Druck ſiſtiren, aber die Buchhandlung berief ſich auf ihren Kauf und Wöllner mußte auch den Druck der Supplemente geſchehen laſſen, doch ließ er aus den gedruckten Exemplaren mehrere Seiten herausſchneiden. Das hinderte aber doch nicht die allgemeine Verbreitung, da ein Nachdruck in Baſel erſchienen war. Auch Wöllner gehörte, wie Biſchofswerder, zu den Männern, die von der Hauptleidenſchaft der Zeit vorzugsweiſe angeſteckt waren, die eine unwiderſtehliche Neigung zu allen geheimen Wiſſenſchaften hatten und die lebten und webten im Ordensgetriebe. Bereits 1776 hatte er ſich zu Wiesbaden, wo ein großer Convent von Geiſterſchauern gehalten wurde, in den Orden der neuen Tempelherren aufnehmen laſſen, nachher war er auch unter dem Ordensnamen Chryſophyron in den Orden der von dem ungariſchen Exjeſuiten Groſſinger geſtifteten Gold- nnd Roſenkreuzer alten Syſtems eingetreten; er ward Redner, dann Meiſter der Roſenkreuzer-Loge zum goldnen Löwen, die mit dem Theurgen Schröpfer in Verbindung ſtand. Im Roſenkreuzerorden ſchloß Wöllner die enge Freundſchaft mit dem General Biſchofswerder.

Im Jahre 1788 ward Wöllner zum Staatsminiſter und Chef des Departements der geiſtlichen Angelegenheiten ernannt, er trat an die Stelle des edlen von Zedlitz; in dieſer Stellung ſchmeichelte Wöllner, wie er nur konnte, der Neigung des Königs zur Frömmelei. Ein weichlicher Pietismus ſetzte ſich an die Stelle der kecken Aufklärung, die kurz zuvor noch unter Friedrich dem

Großen geherrſcht hatte, am Berliner Hofe recht feſt, in den oberſten Regionen der Hauptſtadt entſtand ein merkwürdiges aus Devotion und Sinnlichkeit zuſammengeſetztes phantaſtiſch überreiztes Getriebe. Was damals die Sturmfluth dieſer phantaſtiſchen Uebereizung für ſeltſam organiſirte Perſönlichkeiten auswarf, kann man unter andern aus der Schilderung erkennen, die Dorow in ſeinen Memoiren von Wöllner's Geheimen Secretair Mayr, der nachher Pfarrer zu Königsberg ward, entwirft. Mayr ſpielte in dem Kreiſe der Logenhelden und Geiſterbeſchwörer eine Hauptrolle, indem er nichts weniger als die höchſten Geſtalten der Gottheit darſtellte. Dorow beſchreibt ihn als eine höchſt auffallende Perſönlichkeit, „ſcheu, ſchleichend, unheimlich umherſchreitend und ſorgſam um ſich ſpürend. Ein kleiner, krummer Mann, ſchielend, glatzköpfig, ſchwache Kinderbeinchen, auf denen ein breiter Rumpf und ein ausgedehnter Schädel ruhten, die Stirn hochgewölbt, vielfach von feinem, blauen Geäder durchzogen; ſein Staatsanzug beim Beſuch der Freimaurerlogen höchſt ſonderbar. Schuhe mit großen blitzenden Schnallen, ſchwarzſeidne Strümpfe, ſchwarzatlasne Beinkleider und Weſte und ein orangefarbener Leibrock mit großen, mit ſchwarzem Tuch überzogenen Knöpfen beſetzt. Einſtens erſchien er in großer Geſellſchaft mit umgehängten langen weißen Laken, an dem er oben rund umher kleine ſchwarze Katzenſchwänze angeheftet hatte, einen Herzogsmantel ähnlich. Er verſicherte: „„Das iſt das Koſtüm, in welchem ich oben bei Gott erſcheinen und es auch bei-

behalten werde.““ Es war ihm grauſenhafter Ernſt! Er ſelbſt war das ſeltſamſte Gemiſch von Vernunft und Wahnſinn, Herzensgüte und Bosheit, Tiefſinn und Gemeinheit. Ein Geſicht aus der Apokalypſe verwirklichen wollend, verſchlang er den größten Theil eines Bibelexemplars, trug aber ſtatt der gehofften Erleuchtung ein hitziges Fieber mit Wahnſinnsſymptomen davon. Er fiel ſpäter durch das Nachſinnen über das Geheimniß der Trinität in Geiſtesverrückung, ſchoß mit Piſtolen von der Kanzel und verwundete wirklich einen bei ſeiner Predigt eingeſchlafenen Mann, auf den er mit den Worten ſchoß: „„Dich will ich wecken.““ Endlich fiel er in völlige Raſerei und wurde in einem Privathauſe an Ketten gelegt, doch nach mehreren Monaten wieder hergeſtellt. Als Dorow einſt mit Mayr bei dieſem Hauſe vorbeiging, ſagte er: „„Da liegt meine Buß- und Marterkammer, da hab' ich gelitten und bin oft blutig gepeitſcht worden; mir iſt ſchon recht geſchehen; ich habe gegen den gefrevelt und in deſſen Geſtalt Komödie geſpielt, darin betrogen in der Geſtalt deſſen, der für uns Alle gelitten hat und geſtorben iſt.““ Alles erfaßte Mayr materiell; beim Abendmahl wollte er wirkliches Blut und Fleiſch hervorbringen, alle Kulten miſchte er, hörte oft an Einem Tage des Morgens Meſſe auf ſeinem Angeſichte liegend, predigte dann in der proteſtantiſchen Kirche und ertheilte die Kommunion und endete den Tag mit Beſuch der Mennoniten, der Herrnhutergemeinde, der Synagoge und der Freimaurerloge. Seine ſtets feſtgehaltene Anſicht ließ ihn die Welt als einen fortwährenden Kampf zwiſchen den Illuminaten, als den Lichtträgern

und den Jeſuiten, als den Emiſſairen der Finſterniß, betrachten. Sein Streben ging nicht bloß auf ſpirituelles Licht, ſondern auch auf den Stein der Weiſen, er gehörte einer Geſellſchaft von Adepten an. In lichten Intervallen zeigte er viel Geiſt, wahre Goldſtücke, er hatte vertrauten Umgang mit Hamann, Kant, Hippel und Werner."

Es iſt eine alte, aber conſtante Erfahrung, daß ein durch Debauchen ſtark verbrauchtes Leben bei Perſonen, die ſchwach ſind und zur Empfindſamkeit neigen, die Hauptveranlaſſung zur Frömmelei wird. Der Ekel, den die Ueberreizung der Sinne und Nerven ſchafft, greift mit Begierde nach irgend welchem, ſei es äußerlichen, ſei es innerlichen Medium, das die Entſündigung bewirken ſoll. Dieſe Entſündigung iſt der Angelpunkt aller Religionen und Confeſſionen. Bei allen kommen die ärgſten Uebertreibungen vor: der Hindu hängt ſich an eiſernen Haken an den Schulterblättern in freier Luft auf; der Katholik ſtiftet Seelenmeſſen, der Proteſtant überläßt ſich der Bußzerknirſchung bis zu den bekannten Extravaganzen der Methodiſten und Shakers.

Der weichliche Pietismus des Königs und ſeiner Hofumgebungen war die natürliche Conſequenz der Erſchöpfung auf die im Uebermaaß geübten Sinnenexceſſe.

So dringlich es geweſen wäre, vor allen Dingen im Leben mit einem leiblichen Exempel vorauszugehen, ſo hegte man doch von oben herab die bequemere Ueberzeugung, daß es allzuvörderſt darauf ankomme, die

durch die Aufklärung allerdings ſehr ſchwer angetaſtete Lehre wieder zu ſteifen. Die Folge dieſer Ueberzeugung war das bekannte Religionsedict vom Jahre 1788, das Wöllner gleich im erſten Jahre ſeines Miniſteriums erließ. Da es einen ſo ungeheueren Umſchlag mit Einem Schlage hervorbringen ſollte, machte es ungeheures Aufſehen und rief eine ſehr widerhaarige Oppoſition heraus. Das Edict befahl ſämmtlichen Geiſtlichen und Lehrern der Monarchie an, künftig wieder ſtreng nach den ſymboliſchen Büchern zu predigen und zu lehren. Die Strafe der Uebertreter ſollte Caſſation ſein. Mit dieſem Edict wurde gewiſſermaßen alles das negirt und verurtheilt, was unter der vorigen Regierung „im Reiche des großen Königs an der Oſtſee“ für die Emancipation geſchehen war. Wie unter der vorigen Regierung von oben herein philoſophiſche Freiheit ſanctionirt worden war, ſollte nun unter der neuen Regierung ebenfalls von oben herein wieder traditioneller Gehorſam und kirchliche Unterwürfigkeit ſanctionirt ſein. Die Weiſung war barſch und rauh, man trug ſo zu ſagen den ſoldatiſchen Ton, der unter Friedrich dem Großen in allen Brauchen der Adminiſtration des Staats aufgekommen war, jetzt auch auf das Gebiet der Kirche und Schule über, das Gebiet, das Friedrich der Große ganz frei gegeben hatte. Man verſchonte ſelbſt die bedeutendſten Notabilitäten nicht. Kant war kurz nach dem Regierungsantritte des Königs in die Berliner Akademie aufgenommen werden, wie Johannes Müller bezeugt, hatte Herzberg den König dazu gezwungen.

Noch ein Jahr vor Herzberg's Tode unterm 1. Oct. 1791 erging an denſelben Kant eine Cabinetsordre, worin er wegen Entſtellung und Herabwürdigung der Haupt- und Grundlehren d. h. Schrift conſtituirt wurde. Er mußte ſich verpflichten, ſich aller öffentlichen Vorträge, betreffend die Religion, zu enthalten. Der König als oberſter Biſchof glaubte in ſeinem Rechte zu ſein, aber nächſt dem übeln Beiſpiel ſeines Lebens erbitterte er hauptſächlich durch die autokratiſche Rückſichtsloſigkeit, mit der die orthodoxe Lehre ſo ohne Weiteres durch Befehl inſinuirt ward. Auch ſolche Perſonen, denen der Inhalt der neuen Weiſung nicht zuwider war, wurden durch die brusque gebieteriſche Form derſelben verletzt. Eben hatte es noch als Ehrenſache gegolten, ſich in Angelegenheiten der Religion nichts wider freie Ueberzeugung aufdringen zu laſſen, jetzt befahl die Regierung plötzlich wieder den Glaubenszwang an. Sie commandirte die Prediger und Schullehrer im Dogma, wie man die Soldaten und die weltlichen Staatsbeamten in der Kaſerne und in der Kanzlei commandirte. Dem hellen Bewußtſein der Gebildeten und dem dunkeln Gefühle der Ungebildeten im Volke erſchien ein ſolches Verfahren gleichmäßig als eine Art von Barbarei.

Eine ähnliche Barbarei, ein ähnlicher brutaler und polizeimäßiger Ton ſetzte ſich auch wieder in der Criminaljuſtiz feſt. Der Beamtendespotismus ſtieg hier ſo weit, daß man gegen ganze Bauerngemeinden, darunter abgelebte Greiſe, die Strafe des Spießruthenlaufens verhängte. Obwohl kein Geſetz da war, das

dieſe Strafe anbefahl, wurden doch die Menſchen wie leibeigene Sclaven entkleidet und in die Spießruthen der Soldaten eingetrieben. Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. hatten ſchon das Prügeln der Bauern durch die Beamten und Domainenpächter verboten; erſterer durch das Patent vom 3. Aug. 1709 und letzterer durch das ſogenannte Prügelmandat vom 4. April 1738 für alle ihre Länder. Ausgenommen ward in letzterem Geſetze nur Oſtpreußen — „weil das Volk daſelbſt ſehr faul, gottlos und ungehorſam iſt“ —. Friedrich Wilhelm verbot das Prügeln bei ſechswöchentlicher Karrenſtrafe auf der Feſtung, obgleich er bekanntlich, erhaben über das Mandat, ſelbſt bis zum Tode ſeine Umgebungen geprügelt hat. Friedrich der Große hatte darauf durch Cabinetsordre vom 15. Juli 1749 bei ſechs Jahren Feſtungsſtrafe das Verbot erneuert. — Dieſe Cabinetsordres wurden gänzlich ignorirt.

Eine Haupterleichterung erhielt aber das Volk doch während der von Wöllner geleiteten inneren Verwaltung des Königreichs. Es war die Aufhebung der Regie, der verhaßten franzöſiſchen Regie, namentlich von Kaffee und von Tabak. Der Ausfall in den Staatseinnahmen, der dadurch entſtand, ward durch Erſatz-Steuern gedeckt. Der Tabakspacht ward ſpäter jedoch noch einmal auf Biſchofswerder's Betrieb wieder eingeführt und zwar ſo, daß die an ihrer Stelle eingeführten Erſatz-Steuern nun ebenfalls blieben.

Ich habe ſchon oben die Stelle in Mirabeau's Briefen angeführt, wo er darüber Klage führt, daß

die Bedienten die Zügel der Regierung in die Hände genommen hätten. Durch dieſe Leute fanden eine Menge durchtriebene Burſche, Günſtlinge der Pagen, Lakaien und Kammermädchen bei Hofe Eingang und drängten ſich als Spione, Kuppler und Denuncianten in das Vertrauen derer ein, die die nächſten Umgebungen des Königs bildeten. Sie hatten offnen Zutritt, wiewohl in des Königs Zimmern die wichtigſten Documente, Briefe und Schriften in bunter Unordnung durch einander lagen. An dieſe neuen Eindringlinge wurden Gnaden über Gnaden ergoſſen, ſie wurden ſogar zum Theil geadelt. Der alte Adel ward dadurch aufs Empfindlichſte beleidigt, er nannte dieſen neuen Adel deshalb ſpöttiſch den neugebacknen ſechsundachtziger. „Der Durſt des gemeinen Rietz, ſagen die vertrauten Briefe, war der Grund, daß eine ſo große Menge Johanniterkreuze und Adlerorden den unwürdigſten Subjecten verliehen und die Adelsbriefe ſo wohlfeil verkauft wurden, da ihm anſehnliche Gebühren dafür zufloſſen. So mancher preußiſche Edelmann, deſſen Söhne jetzt auf ihre Ahnen pochen, iſt nicht vom König, ſondern vom Kammerdiener geadelt worden.“

Das Jahr 1786 war das große preußiſche Adels-Gnadenjahr, wie das Jahr 1683 das große öſtreichiſche Adels-Gnadenjahr geweſen war — die Veranlaſſung der Gnaden war freilich ſehr verſchieden: in Preußen der Regierungsantritt des neuen Königs nach dem großen König; in Oeſtreich die Rettung Wiens gegen die Türken. Der Fournée von 1786 promovirte über

ein Schock Namen, darunter waren allein dreiundzwanzig neue Grafen: die Grafen Arnim-Boitzenburg, Dyhrn, Egloffſtein, Goltz, Haugwitz, Herzberg, Hoym, Kalkreuth, Krokow, Schlabrendorf, Schulenburg-Kehnert, Trenck, Walderſee ſind von dieſem neuen Datum.

Der Verdienſtorden, von dem Friedrich nur ſiebzig Decorationen an die Helden des ſiebenjährigen Kriegs vertheilt hatte, wurde haufenweiſe an ganz unverdiente Leute ausgeſtreut. Eben ſo wurden die wichtigſten Aemter nach Gunſt verſchleudert und die Landgüter, die Friedrich mit ſo großer Sorgfalt zuſammengehalten hatte, wie Trinkgelder verſchenkt. Daß das buchſtäblich wahr iſt, beweiſt die oben mitgetheilte Güterſchenkungsinduſtrie in Südpreußen durch die Generalin Biſchofswerder und das Exempel Hünerbein.

Mirabeau nahm ſchon im Jahre 1787 mit dem herbſten Urtheil Abſchied von Berlin. Er ſchrieb nach Paris über die preußiſchen Hofzuſtände mit den berühmten Worten:

„Einkünfte vermindert, Ausgaben vermehrt, Genies zurückgeſetzt, Dummköpfe am Ruder. Ich kehre nach Paris zurück, denn ich will nicht länger zu der Rolle des Thiers verdammt ſein, die kothigen Krümmungen einer Regierung zu durchkriechen, die ſich jeden Tag durch eine neue Kleinlichkeit und Unwiſſenheit auszeichnet. Dieſes Preußen iſt die Fäulniß vor der Reife!“

3. Der Champagne-Feldzug.

Bischofswerder war gut östreichisch gestimmt und so kam es, daß die Politik Preußens auch wieder östreichisch wurde. Der Fürstenbund, den Friedrich der Große am Ende seiner politischen Laufbahn zur Aufrechterhaltung der deutschen Reichsintegrität gegen Oestreich geschlossen hatte, sank mit dem Sturze Herzberg's 1791 in völlige Vergessenheit.

Preußen trat gleich im Anfange der Regierung Friedrich Wilhelm's II. in der europäischen Politik mit starkem Selbstvertrauen auf. gleich als sei es eine Macht, die ganz selbständig, ohne irgend fremder Hülfe zu bedürfen, handeln könne. Es schritt mit diesem Selbstvertrauen 1787 in Holland ein und ward von einem überraschenden Glücke begünstigt. Der Erbstatthalter Hollands, Wilhelm V., war mit der Schwester des Königs vermählt, die antioranische Partei hatte ihn im Jahre 1786 genöthigt, seine Würde niederzulegen, er war vom Haag nach Nimwegen gezogen. Als seine Gemahlin von Nimwegen eine Reise nach dem Haag unternahm, wurde sie von den Patrioten angehalten und nach Nimwegen wie eine Verhaftete unter Begleitung von Bürgermilizen zurückgebracht. Darauf ließ Friedrich Wilhelm 21,000 Mann Preußen unter dem Herzog Karl Ferdinand Wilhelm von Braunschweig in Holland einmarschiren. Sie fanden fast nirgends Widerstand, rückten in

Amſterdam ein, binnen Monatsfriſt war dem König von Preußen gelungen, was Philipp II. von Spanien und Ludwig XIV. von Frankreich, freilich in anderen Zeiten, mit aller ihrer Macht nicht hatten erreichen können. Der Erbſtatthalter wurde reſtituirt, Preußen ſchloß mit Holland und England das Defenſivbündniß zu Loo 1788. Das Stärkſte war, daß Friedrich Wilhelm den reichen Holländern die beträchtlichen Kriegskoſten erließ — aus königlicher Großmuth.

Von den Angelegenheiten des Weſtens wandte ſich Preußen nun nach Oſten. Die Allianz mit Oeſtreich ward durch die Angelegenheiten der Pforte eingeleitet. Rußland und Oeſtreich ſtanden mit den Türken im Kriege. So lange Joſeph lebte, war von ſeinem Ehrgeiz die Theilung der Türkei zu fürchten. Friedrich Wilhelm nahm eine drohende Stellung gegen Oeſtreich, er ließ ſeine Armeen in Schleſien und Polen aufſtellen, er nährte die Unzufriedenheit in den Niederlanden gegen Oeſtreich, er begünſtigte die Erhebung Polens zur Unabhängigkeit, Oeſtreich, wie Rußland entgegen. Da ſtarb Joſeph Anfang des Jahrs 1790. Sein Nachfolger Leopold II. wollte Frieden ſchließen, um freie Hand gegen Frankreich zu erhalten, wo die Revolution ausgebrochen war. Biſchofswerder ward von Friedrich Wilhelm ſchon im Frühjahr 1791 nach Italien, nach Pavia geſchickt, von welcher Stadt aus der Kaiſer Leopold II. am 18. Mai die Erklärung ausgehen ließ, daß er ſich im Einverſtändniß mit ſeinen Verbündeten der franzöſiſchen Revolution entgegenſtellen werde. Von Italien aus begab ſich Biſchofswerder

nach Wien und ſchloß hier mit Kaunitz einen Allianzvertrag am 25. Juli ab, der nie bekannt gemacht worden iſt. In dieſem Tractat ward der Congreß über die franzöſiſchen Angelegenheiten ſo weit hinausgeſchoben, bis der Frieden mit den Türken zu Stande gekommen ſei. Biſchofswerder wurde nun zum bevollmächtigten Miniſter des Berliner Hofs beim Congreſſe zu Sziſtova ernannt, unter ſeiner Vermittlung kam der Frieden Oeſtreichs im Auguſt 1791 mit der Pforte zu Stande. Biſchofswerder wurde vom Kaiſer mit der größten Auszeichnung behandelt, er war niedrig genug geweſen, dem Kaiſer die ganze Correſpondenz zu überliefern, welche die mit Joſeph II. unzufriednen, von Preußen aufgeregten und unterſtützten Ungarn unter Joſeph II. mit dem preußiſchen Könige geführt hatten. Hierauf wurde Biſchofswerder der Hauptvermittler der berühmten Zuſammenkunft in Pillnitz im Jahre 1791, wo Friedrich Wilhelm und Leopold perſönlich ſich verbanden, um den König von Frankreich wieder einzuſetzen. Von dieſer Pillnitzer Convention an ging die Politik Oeſtreichs und Preußens ſcheinbar ganz Hand in Hand bis zum Basler Frieden 1795, den Preußen einſeitig ſchloß, nachdem es ſich erſchöpft hatte und auf die Entdeckung gekommen war, daß auch Oeſtreich einſeitig mit Frankreich tractire.

Ganz anders würden die Weltverhältniſſe ſich geſtaltet haben, wenn Preußen damals ſtatt der Allianz mit Oeſtreich die mit Frankreich eingegangen wäre. Die Stimmung in Frankreich war die günſtigſte für Preußen, der große Friedrich hatte hier die enthu-

ſiaſtiſchſten Verehrer. Nachdem der Bruch der ſeit dem ſiebenjährigen Kriege durch Kaunitz und die Pompadour geſchloſſenenen Verbindung Frankreichs mit Oeſtreich erfolgt war, glaubte Frankreich, daß Preußen, dem vorausſetzlich Oeſtreich ein ewiger unverſöhnlicher Nebenbuhler bleiben werde, der natürliche Verbündete Frankreichs werden müſſe. Dieſe Vorſtellung war ſo lebhaft in Paris, daß während des Notenwechſels mit dem Wiener Hofe, dieſer Bund mit Preußen wiederholt in Anregung gebracht und die Vernachläſſigung dieſer Anregung in der nach Ludwig's XVI. Entthronung bekannt gemachten Zuſchrift der franzöſiſchen Nationalverſammlung an die Nation als eines der Vergehen des Königs aufgeſtellt ward.

Die Stimmung in Preußen ging vom Heer aus. Das Heer, das Holland erobert hatte, hoffte auch Frankreich erobern zu können. Ueberall erſcholl es: „Am Rhein, am Rhein, da wachſen die Lorbeeren!“ Es hieß: „Der Herzog von Braunſchweig an der Spitze, wie wollen die Advocaten in Paris widerſtehen, es wird ein Treibjagen geben, wie zu Roßbach!“ „Kaufen Sie nicht zu viel Pferde, äußerte Biſchofswerder zu Maſſenbach, die Komödie dauert nicht lange, wir ſind im Herbſt wieder zu Hauſe!“ Das Volk, der Bürgerſtand in Preußen war freilich in ganz anderer Stimmung, er bekämpfte weder die Grundideen der Revolution, noch fand er ſie verdammlich, im Geheimen wünſchte Alles ihnen Fortgang. Aber der Bürgerſtand war ſtreng vom Soldatenſtand, von den adeligen Offizieren geſchieden, dieſe

adeligen Offiziere galten weit mehr, als die Civiliſten, und beherrſchten damals den Ton in ganz Preußen, wo noch jetzt, wie unter Friedrich dem Großen, ein Fähndrich im Range ſogar über allen Legationsräthen und anderen Räthen ſtand.

Am 20. April 1792 hatte die franzöſiſche Regierung Oeſtreich den Krieg erklärt, Ende Mai ſetzten ſich die preußiſchen Truppen zu der ſo berüchtigt gewordenen Campagne in der Champagne in Bewegung. Das Armeecorps, das Preußen ſtellte, zählte 45,000 Mann, der Oberbefehlshaber war der Herzog von Braunſchweig; 56,000 ſtellte Oeſtreich, mit dieſen 101,000 Mann hoffte man Frankreich erobern zu können. Am 10. Juli reiſte der König von Berlin nach dem Rhein ab, nach Mainz, mit dem damaligen Cabinetsminiſter Graf Schulenburg-Kehnert. Er traf in Mainz den am 14. Juli zu Frankfurt gekrönten neuen Kaiſer Franz II. und wohnte in der Favorite, dem Luſtſchloß des Kurfürſten von Mainz, der Alles aufbot, um dieſen reizenden, hochgelegenen Garten mit dem bezaubernden Ausblick auf Rhein und Main einige Tage lang durch Feſte, Illuminationen und Feuerwerke zu einem Feenſchloſſe zu machen. Am 25. Julius erließ der Herzog von Braunſchweig von Koblenz aus das unglückliche Manifeſt. Es war im Cabinet der franzöſiſchen emigrirten Prinzen von Calonne, welcher das Factotum daſelbſt war, abgefaßt und in den Conferenzen in der Favorite von den Staatsmännern von Berlin und Wien gebilligt worden. Der Herzog unterzeichnete das unheilvolle Document im Hauptquartier von

Koblenz wider ſeinen Willen. Mit Mühe hatte er durchſetzen können, daß man noch einiges von dem harten Inhalt modificirte. Aber es blieb noch Härte genug. Es drohte den Franzoſen, die ſich zu vertheidigen wagen würden, die Strafe der Rebellen nach der Strenge der Kriegsgeſetze an, es drohte, Paris werde der Erde gleich gemacht werden, wenn die Franzoſen nicht zur alten Unterwürfigkeit gegen den König zurückkehrten. Gerade dieſe berüchtigte Stelle wegen Paris hatte der Herzog weglaſſen wollen, die Prinzen hatten es verſprochen, ſie ſchickten aber ohne Vorwiſſen des Herzogs das Manifeſt mit dieſer Stelle nach Paris, wo es am 27. Juli im Moniteur erſchien.

Am 1. Auguſt erfolgte der Rhein-Uebergang der Alliirten bei Koblenz, erſt am 19. Auguſt ward die franzöſiſche Grenze überſchritten an der Moſel, hinter Trier. Im preußiſchen Heere befand ſich der König in eigner Perſon, der Kronprinz und Prinz Ludwig, der General Biſchofswerder; die Gräfin Lichtenau ſchlug in den Bädern von Aachen und Spaa ihren Hof auf. „Die Zudringlichkeiten der Artois, Provence und der Ausgewanderten überhaupt, erzählt Maſſenbach, veranlaßten einen furchtbaren Humor bei dem Oberbefehlshaber, dem Herzog von Braunſchweig. Sie belagerten ihn im eigentlichen Sinne des Worts. Er hatte kaum die Ellenbogen frei; er machte Complimente über Complimente, Bücklinge bis an den Boden; aber ſeine Wangen glühten und ſeine Augen funkelten, wie die Augen eines Tigers.“ Hormayr in ſeiner Charakteriſtik des Herzogs in den

Lebensbildern aus dem Befreiungskriege ſetzt zu dieſem Bilde hinzu, „daß der Herzog Ehrgeiz und Leichtgläubigkeit und einen ſonderbaren Wechſel von Unentſchloſſenheit und Hartnäckigkeit gezeigt habe. Bald habe er gehofft, Reichsgeneraliſſimus, bald wieder König des conſtitutionellen Frankreichs, bald endlich König von Polen zu werden.“

Von alle dem, was die Emigranten vorausgeſagt hatten, daß, wo nicht die ganze, doch der größte Theil der franzöſiſchen Armee übergehen und ſich ein allgemeiner Volksaufſtand zu Gunſten Ludwig's XVI. ſofort mit dem Eintreten der Alliirten auf den franzöſiſchen Boden erheben werde — geſchah nichts. Zwar ward Longwy erobert, Verdun erobert, aber gleich im erſten Gefecht rieſen die franzöſiſchen Linientruppen nicht Vive le roi, ſondern „Liberté et Egalité!“ und „ca ira!“ und die aus Verdun abziehende Garniſon empfahl ſich mit den Worten: „A revoir aux plaines de Châlons!“ Um dieſe Zeit erhielt der Herzog von Braunſchweig merkwürdige anonyme Briefe aus Paris, die der Graf Joſeph Gorani ſchrieb, und die ihm über die Thorheit des Manifeſts die Augen eröffnen mußten. Es hieß unter andern in einem dieſer Briefe, geſchrieben am 11. Auguſt, am Tage nach der ausgeſprochenen Suspenſion des Königs und ſeiner Gefangenſetzung im Tempel:

„Begleitet von den Verhöhnungen des Volks iſt die königliche Familie in den Tempel geführt worden. Vorher war dieſe Familie noch Zeuge der Vorſichts-

maßregeln, die die Nationalverſammlung nahm, um die Verräthereien zu verhüten. Das ſind die Wirkungen, gnädiger Herr, welche Ihr Manifeſt hervorgerufen hat. Glauben Sie, daß die königliche Familie und die Emigranten Ihnen großen Dank ſchulden? Ich wiederhole es Ihnen, gnädiger Herr, ich begreife es nicht, daß man Sie hat beſtimmen können, Schriften zu unterzeichnen, die eben ſo unpolitiſch, als ungeziemend ſind. Man ſpricht nicht in einem ſolchen Tone, wie Sie geſprochen haben, zu einer Nation von ſiebenundzwanzig Millionen Menſchen, von denen ſechs die Waffen tragen. Alexander ſprach nicht ſo nach der Schlacht von Arbela. In ihren energiſchen Reden ſprachen die Römer nicht anders, als mit Mäßigung zu ihren Feinden. Ein Held, ſelbſt im Schooße des Glücks, darf nicht anders als mit Würde ſich äußern, er muß entehrende Prahlereien vermeiden. Es iſt jederzeit eine Thorheit, eine Nation zu inſultiren, es iſt Wahnſinn ſie zu inſultiren, ehe man ſie beſiegt hat, es iſt Gemeinheit ſie nachher zu inſultiren."

„Mein Leben gäbe ich dafür, ſagte der Herzog zu Maſſenbach, wenn ich dieſes unglückliche Manifeſt nicht unterzeichnet hätte."

Trotz dem aber, daß die Vorausſagungen der Emigranten ſich nicht erfüllten, trotz dem, daß der Herzog mit bittrer Reue die Thorheit und den Wahnſinn der Manifeſterlaſſung erkannte, beſchloß er doch, auf Paris vorzugehen. Er ſah die Unmöglichkeit ein, mit einem ſo kleinen Heere, als er führte, zu operiren, nichts deſto weniger fügte er ſich dem höheren Befehle.

Es war der König Friedrich Wilhelm, der das Vorrücken von der Maas nach der Marne über die Argonnen in die Ebene der Champagne befahl. „Vor den Augen des Königs, sagt Massenbach, schimmerte der Glanz eines vollendeten Triumphs, Paris, das königliche Louvre, die Bildsäule Heinrich's, die dankerfüllte Maria Antonia, die dankbaren Thränen im Auge Ludwig's. Der Herzog, kalt, besonnen, berechnete die Unzulänglichkeit der Mittel und verzweifelte an dem glücklichen Erfolge. Aber er sprach mit dem König in einem so unterwürfigen Tone, daß seine Meinung stets in der Gestalt einer Muthmaßung erschien. Ich weiß nicht, ob es durch einen Zufall oder durch Ueberlegung geschehen ist, daß der Herzog sein Hauptquartier im Dorfe Regrêt (bei Verdun), der König im Dorfe Glorieux (ebenfalls bei Verdun) genommen hatte."

Zehn Tage nach Aufhebung des Lagers bei Glorieux und Regrêt erfolgte die Kanonade von Valmy am 20. September 1792. An diesem Tage, dem wichtigsten Tage des Jahrhunderts, ging die Meinung, die man von den Preußen hatte, bei den Franzosen verloren: der vorsichtige Herzog von Braunschweig unterließ den Angriff auf Kellermann. Der geheime Grund dieses Unterlassens soll ein Brief des Königs von Frankreich an Friedrich Wilhelm gewesen sein, worin er ihn beschwor, seine Truppen zurückzuziehen, indem er nur dadurch hoffen könne, sein Leben zu erhalten. Von nun an stieg die Zuversicht bei den Republikanern so hoch, daß ihnen von jetzt an Alles

gelang. Neun Tage lang blieben die Preußen auf dem Schlachtfelde von Valmy ſtehen, unterdeſſen ging die Nachricht ein, daß Frankreich in eine Republik verwandelt worden ſei. Am 29. September ward der Rückzug aus der Champagne angetreten, nachdem Braunſchweig von Dumouriez in einem Waffenſtillſtand die Zuſicherung erhalten hatte, daß er unangegriffen ſich bis zur Maas zurückziehen ſolle. Der Regen, der ſchon ſeit dem Abmarſch von Longwy ſich eingeſtellt, hatte die Wege grundlos, die naſſe Kälte die Hälfte der Armee an einer gräßlichen Ruhr krank gemacht. General Minutoli erzählt in ſeinen neuerlich herausgekommenen Memoiren über die Feldzüge von 1792 und 93, daß die Noth bei dem preußiſchen Heere in dem Maaße ſtieg, daß es vier Tage lang ohne Brot war, ſich von gekochten Weizenkörnern ernähren und mit trübem, dem Kreideboden entnommenen Regenwaſſer den Durſt löſchen mußte. Die Soldaten, die Cavalerie abgerechnet, hatten keine Mäntel zum Schutz gegen die üble Witterung und ihre Montirungsſtücke waren aus Tuch angefertigt, von dem die Elle nur zwölf gute Groſchen gekoſtet hatte. Der Infanterie gebrach es an Schuhen, den Pferden an Hufeiſen. Maſſenweiſe blieben Soldaten und Pferde im Moder ſtecken; die Truppen waren ſo muthlos und dadurch alles Mitgefühl ſo abgeſtumpft, daß man, nur auf eigne Rettung bedacht, den Freund und den Verwandten ohne Hülfe ließ, wenn er auf dem Marſche zurückbleiben mußte. Minutoli ſah einen Freund, der ruhrkrank auf einem Packwagen allen Unbilden der böſen Witterung preis

gegeben, fuhr, aus Verzweiflung ſich erſchießen. Ueber Trümmer und Leichen ging der Rückzug nach Trier, am 23. October ward das franzöſiſche Gebiet verlaſſen, in kleinen Tagemärſchen marſchirte nicht, ſondern ſchlich die Armee von Trier nach Koblenz zurück, ging hier über den Rhein und bezog die Cantonnirungsquartiere. Der König blieb mit ſeinen Söhnen in Frankfurt a. M. Er überließ ſich ſofort wieder hier dem gewohnten jovialen galanten Leben. Er blieb faſt ein ganzes Jahr lang in Frankfurt, wo er ſich ſehr gefiel, und war den Einwohnern, beſonders den Damen ein überaus liebreicher Herr. Manche der Damen nannte ihn nur „unſern lieben dicken Wilhelm.“ Nach den Memoiren des Lord Malmesbury hatte er namentlich hier ein Verhältniß mit Fräulein Bethmann, einer Couſine des reichen Banquiers, die der Lord ſehr hinterliſtig und ehrgeizig nennt.“ Sie hatte den König glauben machen wollen, ſie liebe ihn wirklich um ſeinetwillen, was bei keiner andern je der Fall geweſen. Dieſes hatte ihn vermocht, alle Schritte, ſelbſt bis zu dem einer Heirath an der linken Hand durchzumachen; aber die Sache nahm ein Ende durch einen anonymen Brief, den ihr Vetter (der kleine Bethmann) an Madame Lucheſini ſchickte, um den Charakter und die Abſichten ſeiner Verwandten darzulegen und da Lucheſini daraus erſah, daß ſie ſeinem Zwecke nicht entſprechen und lenkſam ſein würde, that er alles, um ſie zu ſtürzen. Sie folgte dem König nach Berlin und heirathete nachher den bekannten hannövriſchen Diplomaten Schwarzkopf. Der König verſchwendete in Frankfurt ſehr viel Geld, war außer-

ordentlich freigebig und machte allen Damen reiche Geſchenke, die ſich ſeiner Aufmerkſamkeit und Huld zu erfreuen hatten. Die Offiziere, namentlich die der Garde, folgten ſeinem Beiſpiel, beſonders wurde in den größten Gaſthöfen hohes Hazardſpiel getrieben.

In dem zweiten Feldzuge des Jahres 1793 nahm Preußen unter Graf Kalkreuth das im vorigen Jahre von den Franzoſen unter Cüſtine eroberte Mainz wieder ein, 22. Juli, während die Oeſtreicher Belgien zurückeroberten und 27. Juli Valenciennes beſetzten. Nach dem Falle von Mainz aber brachten die Preußen faſt zwei Monate in Unthätigkeit zu. Der Grund dieſer Unthätigkeit war die Verſtimmung, die ſchon jetzt zwiſchen den Cabinetten von Berlin und Wien eingetreten war. Deſto thätiger war die Diplomatie: Haugwitz, jetzt an Schulenburg's Stelle Cabinetsminiſter geworden, und Lucheſini waren bei dem König. Preußen war mit Rußland zur zweiten Theilung Polens verſchritten, Friedrich Wilhelm erwarb durch dieſe zweite Theilung Südpreußen, die Gebiete von Poſen und Gneſen und die Städte Danzig und Thorn. „Wir haben, was wir haben wollten," entgegnete man Maſſenbach im Hauptquartiere des Königs, als er auf kräftige Fortſetzung des franzöſiſchen Kriegs drang, „wir haben einen Theil von Polen." Danzigs Beſitz war die Hauptverführung geweſen. Schon Friedrich der Große hatte darnach getrachtet. Friedrich Wilhelm II. hatte mit England die neue Conſtitution Polens vom 3. Mai 1791, die das liberum veto aufhob und den Thron erblich gemacht

hatte, gebilligt und feierlich garantirt. Beim Champagne-Feldzug im vorigen Jahre aber hatte Catharina von Rußland hinter des preußiſchen Königs Rücken ſie für jacobiniſch erklärt. Preußen konnte Rußland Polen nicht allein überlaſſen, Polen wollte Danzig freiwillig nicht hergeben, die Engländer es den Preußen nicht gönnen. Unter dieſen Umſtänden zog Friedrich Wilhelm es vor, wieder mit Rußland gemeinſchaftliche Sache zu machen: ſo nur allein war Danzig zu bekommen. Friedrich Wilhelm brach ſein Königswort, ſtimmte in den Ton Catharinen's ein und verwarf die Conſtitution, die er vorher gebilligt. Ende September verließ der König den Kriegsſchauplatz am Rhein und die Armee, reiſte nach Berlin und von da nach dem neuerworbenen Südpreußen. Zum Weihnachtabend 1793 war doppelte Hochzeit in Berlin, der Kronprinz heirathete die berühmte ſchöne Luiſe von Strelitz und Prinz Ludwig ihre Schweſter. Am 6. Januar 1794 gab der Herzog von Braunſchweig ſeine Bitte um Entlaſſung an den König ein und erhielt ſie. Der biedere aber ganz altersſchwache Feldmarſchall Möllendorf erhielt nun das Commando der Armee gegen die Franzoſen.

Preußen war entſchloſſen, ſich von der Coalition loszuſagen. „Der wiener und der engliſche Hof mußten, ſagt Schloſſer,*) in Verbindung mit dem ruſſiſchen alle erlaubten und unerlaubten Mittel aufbieten, um den König beim Bunde zu erhalten. Was die Mittel

*) Geſch. d. 18. Jahrhunderts. IV. 629 f.

angeht, ſo beſchränken wir uns in dieſer Beziehung auf wenige Andeutungen. Der König verſank nach ſeiner Zurückkunft vom Heere ganz wieder in den alten Schlamm, die Gräfin Lichtenau trieb wieder ihr Weſen und ihr gehorſamer Diener Haugwitz beherrſchte das Cabinet. Luccheſini ward damals mit dem ſonderbaren Auftrage nach Wien geſchickt, dort auf eine jährliche Subſidie von dreißig Millionen für die lüderliche Wirthſchaft in Berlin anzutragen, wenn man wolle, daß Preußen beim Bunde verharre. Als Unterpfand der Zahlung verlangte man die Abtretung des öſtreichiſchen Schleſiens. Dies hieß deutlich genug zu verſtehen geben, daß Preußen des Krieges müde ſei.“ Hardenberg unterhandelte mit Lord Malmesbury in Frankfurt. Seit April 1794 beſtand ein Tractat mit England, kraft deſſen Preußen 62,000 Mann unter einem preußiſchen Befehlshaber an England und Holland vermiethete: die preußiſche Regierung erhielt zur Mobilmachung des Heeres 300,000 Pf. St., dann ſollten monatlich 50,000 und bei der Rückkehr noch 100,000 gezahlt werden. Alle gemachten Eroberungen ſollten den Seemächten zur Verfügung ſtehn. Aber dieſer Vertrag ward von Seiten Preußens „mit wenig Ehrlichkeit und gänzlicher Mißachtung des öffentlichen Charakters eines großen Hofs“ gehalten. „Hardenberg, ſchreibt der Lord, brauchte jedes Beweismittel und jeden Pfiff (trick) innerhalb des engen Kreiſes ſeiner Mittel, um mich zu überreden, daß ſein Hof ernſtlich wünſche, ſich mit uns zu vereinigen, und geneigt wäre, ſein vergangenes

Betragen zu verbeſſern. Ich blieb aber feſt und weigerte mich durchaus, dem einigen Glauben zu ſchenken. Das brachte ihn ſo weit, zu ſagen, „„daß wir Preußen nicht entbehren könnten, daß wir mit den Subſidien fortfahren müßten.““ Ich erwiederte, daß ich ohne über die Frage der Nothwendigkeit zu entſcheiden, nur bemerken könne, daß er durch ein ſolches Argument ſeinen Hof auf gleiche Höhe mit dem unterſten deutſchen Fürſten ſtelle, indem anzunehmen wäre, daß er von demſelben Grundſatz bewegt werde, wie der Dey von Algier: daß, wenn Nothwendigkeit über die Maaßnahme entſcheiden ſollte, es keiner Unterhandlung bedürfe, daß ſich die Sache dann von ſelbſt mache und ich mich keineswegs von einem Range fühlte, um ein ſolches Geſchäft zu leiten.“ Die Theilnahme Preußens am dritten franzöſiſchen Feldzuge des Jahres 1794 war noch matter als die in den beiden frühern, das Cabinet von Berlin war entſchloſſen, Frieden mit der Republik Frankreich zu ſchließen. Der Schatz, den Friedrich der Große hinterlaſſen, war erſchöpft, man fand ſich außer Stande, die Armee ferner nach dem Kriegsfuße zu bezahlen, der Kriegszahlmeiſter klagte laut, daß man das Licht an beiden Enden angezündet habe. Das Hauptaugenmerk Preußens war auch in dieſem Jahre wieder Polen. Hier war die Revolution in Folge der zweiten Theilung ausgebrochen, durch das Blutbad von Warſchau waren die Ruſſen vertrieben worden, Kosciuszko hatte den Oberbefehl übernommen. Friedrich Wilhelm ſetzte ſich an die Spitze von 40,000 Mann und zog nach Polen. Er belagerte zwei

Monate lang Warſchau, belagerte es vergeblich, und ward zuletzt durch den in Südpreußen ausgebrochenen Aufſtand Dombrowsky's zur Umkehr genöthigt. Catharina II. ſchickte hierauf Suwarow aus der Ukraine nach Polen, Kosciuszko ward von Ferſen bei Maciejowice geſchlagen und gefangen, am 4. November 1794 ſtürmte Suwarow Praga und hielt am 9. ſeinen feierlichen Einzug in Warſchau. Von Praga wagte Suwarow einen Brief in folgender gewohnter lakoniſcher Kürze an den König Friedrich Wilhelm, der von Warſchau hatte abziehen müſſen, zu ſchreiben: „Praga raucht. Warſchau zittert! Auf den Wällen von Praga. Suwarow.“ 24. October 1795 erfolgte darauf die dritte und letzte Theilung Polens zwiſchen Preußen, Rußland und Oeſtreich, wodurch Preußen Neuſüdoſtpreußen, Warſchau und Bialyſtock erhielt, am 25. November 1795 reſignirte der letzte König von Polen Stanislaus Poniatowsky.

Noch ehe dieſe großen Veränderungen im Oſten ſich vollzogen, hatte Preußen im Weſten eine der erfolgreichſten Wandlungen der Verhältniſſe herbei geführt, es hatte, um ſeine Truppen vom Rheine wegziehen und in Polen verwenden zu können am 5. April 1795 den Frieden zu Baſel mit Frankreich geſchloſſen und darin das ganze linke Rheinufer der Republik preis gegeben. Sechs Wochen ſpäter, am 17. Mai, kam ein Zuſatzvertrag zu Stande, kraft deſſen das ganze nördliche Deutſchland innerhalb einer vom Niederrhein bis an die Grenzen Schleſiens reichenden Demarcationslinie in Ruheſtand verſetzt wurde. Hardenberg war es, der

im Namen Preußens dieſen Basler Separatfrieden mit Frankreich abſchloß.

Das Jahr 1795 iſt durch den Basler Frieden und die Theilung Polens das verhängnißvollſte des ganzen achtzehnten Jahrhunderts für Preußen geworden. Durch den Basler Frieden wurde die franzöſiſche Grenze bis zum Rhein, durch die letzte Theilung Polens die ruſſiſche Grenze bis zur Weichſel vorgerückt. Preußen wurde ſolchergeſtalt eingekeilt zwiſchen dieſe beiden übermächtigen Nachbarn und bereitete ſich dadurch die Kataſtrophe von 1806. Vergebens ſtellte Maſſenbach dem General Biſchofswerder vor, daß ein bloßer Friede mit Frankreich nur eine halbe Maasregel ſei, daß dieſer partielle Friede Preußen nicht nur mit England, ſondern auch ganz beſonders mit Rußland und Oeſtreich entzweien werde, daß das ſo ganz iſolirte Preußen, um ſich gegen ſeine mächtigen Nachbarn, ſowohl gegen Rußland als gegen Oeſtreich ſicher zu ſtellen, nothwendig eine Allianz mit Frankreich ſchließen müſſe. Oeſtreich galt als der natürliche Rival Preußens; Rußland hatte ſchon einmal unter Catharina II., die ſich mit Joſeph II. zum Sturze der Türkei verband, die preußiſche Allianz von 1764 der öſtreichiſchen geopfert. Talleyrand ſtellte noch unmittelbar vor dem Bruche mit Frankreich 1806 Preußen vor, daß ein Krieg zwiſchen beiden Mächten eine politiſche Monſtroſität ſein würde, da beide Staaten geradezu darauf verwieſen wären, im vollkommenſten Einverſtändniß zu ſtehen. Biſchofswerdern aber war die revolutionaire Regierung in Frankreich ein Greuel, er dachte nicht wie Mazarin, der

Ludwig XIV. überwog ſich mit dem Protector Cromwell in Frankreichs Intereſſe gegen Spanien zu alliiren. Der Hauptgrund der Abneigung gegen die Allianz mit Frankreich war die Furcht vor dem Eindringen der franzöſiſchen Grundſätze, die Furcht vor dem Jacobinismus. „Es giebt, ſchrieb Lord Malmesbury, ſchon im Jahre 1791, wie ich gewiß weiß, eine ſtarke Färbung von Demokratie unter den preußiſchen Offizieren und Mannſchaften, ſie haben Abneigung gegen die Sache, für die ſie fechten ſollen.“ Die Schwäche hat allezeit den Geiſt gefürchtet und ein neuer Geiſt war allerdings im Anzuge der Zeit. Anſtatt dieſen Geiſt zu leiten, zog man vor, ihn zu dämpfen.

Seit dem franzöſiſchen Revolutionskriege war Jacobinismus eben ſo das Loſungswort geworden, wie früher gleich nach dem Tode Friedrich's des Großen Freigeiſterei und nach den Befreiungskriegen Demagogie. An die Stelle der monarchiſchen Regierung Friedrich's II. war unter Friedrich Wilhelm II. eine Adels- und Camarilla-Regierung getreten. Die ariſtokratiſche Hofpartei, die den König umgab und die alles mit äußerſter Sorgfalt entfernte, was ihm die Augen hätte öffnen können, führte, um ihren Einfluß recht ſicher zu ſtellen, eine Art von Schreckensſyſtem ein. Was nur irgend eine Spur von Geringſchätzung des miniſteriellen Anſehens verrieth, ward mit Mißbelieben angeſehen und als gefährlich bezeichnet, alle und jede freimüthige Beurtheilungen der innern und äußern Politik wurden als ruheſtörende Verbrechen geahndet. Die Preßfrei-

heit ward eingeſchränkt, ein geheimes Polizeiamt errichtet. Man beſoldete Spione, die ſich in die Privatgeſellſchaften und Familienzirkel einſchlichen, dadurch ward alle Vertraulichkeit, ſelbſt unter den innigſten Freunden vertilgt und ein allgemeines Mißtrauen erregt. Es war keine Thatſache aufzuweiſen, aus der man die geringſte Abneigung und Widerſetzlichkeit gegen die Regierung nur hätte muthmaaßen können. Aber dem König ward Furcht und Mißtrauen gegen das Volk beigebracht, dadurch ihm die Hofpartei nothwendig gemacht und dieſer die oberſte Gewalt in ihren Händen befeſtigt.

Welchen Despotismus ſich die preußiſchen Miniſter erlaubten, beweiſt die Einkerkerungsgeſchichte des Kriegsraths Zerboni di Sposetti im Jahre 1796. Kurz nach einem Aufſtande, der in Breslau im October 1796 ſtatt gefunden hatte, empfing der allmächtige Miniſter von Schleſien und Südpreußen Graf Hoym einen Brief von Zerboni aus Petrikau, der folgende Stellen enthielt: „Es ſind (am 6. October 1796) Auftritte in der Hauptſtadt Schleſiens vorgefallen, die in einem wohlregierten Staate nicht erhört ſind. Unſere Staatsverfaſſung iſt gut, unſere Geſetze ſind weiſe, wo kann alſo der Fehler anders liegen, als in der Ausübung der letzteren? Was hiervon auf die große Schuldrechnung Ew. Excellenz kommt, hat Ihnen Ihr Gewiſſen in der Nacht vom ſechsten zum ſiebenten d. M. geſagt. Wehe Ihnen, wenn die guten Entſchlüſſe, die Sie da faßten, das Schickſal aller Ihrer bisherigen Entſchlüſſe haben; Ihre letzten Jahre werden dann unrühmlich und Ihr Andenken verhaßt ſein! — Sie wollen das Gute,

aber Sie haben nicht die Kraft, es zu vollbringen; Sie beugen Ihre Knie vor der Convenienz und huldigen der Laune des Moments. Der Mann von Kenntniſſen ohne Ahnen, der denkende Kopf ohne geſellige Feinheit hat für Sie keinen Werth. Sie haben das Vorurtheil der Geburt, das man ſonſt ertrug, zu einer Zeit, wo man jedem grauen Wahne dreiſt in die Augen leuchtet, durch die kleinlich ſtrengen Grenzlinien unausſtehlich und ſich dem gebildeten Bürgerſtande unerträglich gemacht. — Das Schickſal hat wenigen ſeiner Lieblinge einen Wirkungskreis angewieſen, den es Ihnen ſo früh gab. Auf dem Orte, wo Sie ſtehen, was könnten Sie für Schleſien, für Südpreußen thun! und was geſchieht durch Sie? — Sie ſind von Ihren geiſtloſen Schreibern, die mit wenig Geſchicklichkeit für E. Hochgräfl. Excellenz eine geſetzliche Formel zu finden befliſſen ſind, nur die Ausdrücke der Livree gewohnt. Aber Sie bedürfen nackter Wahrheit!“

Nachdem Graf Hoym dies Schreiben Zerboni's dem Könige mitgetheilt hatte, wirkte er aus, daß derſelbe als Staats- und Majeſtätsverbrecher auf königliche Gnade zuerſt auf die Feſtung Glatz, dann nach Spandau und zuletzt nach Magdeburg geſetzt wurde. Zerboni ſollte das Haupt einer Verſchwörung in dem preußiſchen Polen ſein, Auszüge, die Hoym aus den in Zerboni's Schreibtiſch aufgegriffenen Papieren hatte machen laſſen, ſollten das beweiſen. Zerboni ſaß drei Jahre lang in engem Gewahrſam, dann ward er unter der folgenden Regierung, nachdem es ihm gelungen war, in der Rechtsform ſeine Vertheidigung einzuleiten,

freigesprochen; des neuen Königs Liebling, der Geheime Cabinetsrath Mencken hatte im „Genius der Zeit“ einen Brief an ihn abdrucken lassen, im Sinne der Partei der damaligen Demokraten. Zerboni trat nun in seine Kriegs- und Domainenrathsstelle zurück, gab 1801: „Actenstücke zur Beurtheilung der Staatsverbrechen des Kriegs- und Domainenraths Zerboni und seiner Freunde“ heraus und ward später Oberpräsident des Großherzogthums Posen.

Mit dem schlimmen Ministerialdespotismus ging eine noch weit schlimmere Militairbrüsquerie in Preußen Hand in Hand. Wie drückend diese gelastet habe, kann eine Cabinetsordre bezeugen, die der Nachfolger 1798 zu erlassen sich genöthigt sah. Dieses merkwürdige Aktenstück, das die Militairbrüsquerie bei Arrest, Cassation und Todesstrafe verbietet, findet sich in Dorow's Memoiren und in Eylert's Charakteristik Friedrich Wilhelm's III.:

„Ich habe sehr mißfällig entnehmen müssen, wie besonders junge Offiziers Vorrang vor dem Zivilstand behaupten wollen. Ich werde dem Militair sein Ansehn geltend zu machen wissen, wo es ihm wesentlichen Vortheil bringt, auf dem Schauplatz des Krieges, wo sie ihre Mitbürger mit Leib und Leben vertheidigen sollen. Allein im Uebrigen darf sich kein Soldat unterstehen, weß Standes er auch sei, einen der geringsten Meiner Bürger zu brüsquiren; sie sind es, nicht Ich, die die Armee unterhalten, in ihrem Brote steht das Heer der Meinen Befehlen anvertrauten Truppen, und Arrest, Cassation

und Todesſtrafe werden die Folge ſein, die jeder Contravenient von Meiner unbeweglichen Strenge zu erwarten hat.

Friedrich Wilhelm."

Des Königs Lebensart dauerte in der früheren Weiſe fort. Der Prinz Heinrich, ſein Oheim, führte gegen Maſſenbach die bitterſten Klagen über ſeine Verbindung mit der Gräfin Lichtenau und über ſeine Geldausgaben. „Man wußte es, ſchreibt Dampmartin, daß der König und Prinz Heinrich in ſehr geſpanntem Verhältniſſe ſtanden. Der Prinz hatte nach der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelm's II. mit Sicherheit darauf gerechnet, an die Spitze der Staatsgeſchäfte oder doch wenigſtens an die Spitze der Armee berufen zu werden. „Spricht man viel von meinem Oheim?" hatte einmal kurz nach ſeinem Regierungsantritt der König den Feldmarſchall Möllendorf gefragt, als er mit ihm beim Palais des Prinzen Heinrich vorbeiritt. „Sire, hatte Möllendorf erwiedert, alle Welt richtet die Augen auf dieſen Prinzen und glaubt, daß Ew. Maj. Achtung und Zutrauen ihn zum Chef des Staatsraths ernennen werden." Der König hatte darauf ironiſch gelächelt und zwiſchen den Zähnen gebrummt: „Ein Königreich verſpeiſen — es ſoll ihm nicht in den Zähnen ſitzen bleiben." Als der Prinz das wieder erfuhr, äußerte er in ſeiner heftigen Weiſe: „Mein dicker Neffe iſt ein Schwachkopf, der Anſtand und Sitte verachtet und ſich abwechſelnd von Weibern, Günſtlingen und Charlatanen an der Naſe herumführen läßt. Er ſcheut die Arbeit und wird nur den Haufen der König-Müßiggänger (des rois-fainéans)

vergrößern. „Man glaubte, ſagt Maſſenbach, die Zügel der Regierung in den Händen der Lichtenau, ja ſelbſt in den Händen ihres ehemaligen Mannes, des Geheimen Kämmeriers Rietz, zu erblicken, eines Mannes, deſſen Orgien mit den nach Potsdam berufenen Schauſpielern alle edle Männer entrüſtete. Man raunte ſich in das Ohr: der König ſelbſt wohne öfters dieſen Orgien bei, wo die Schauſpielerin Baranius die Königin des Feſtes ſei. Die ſich immer mehr erſchöpfende Begierde nach ſinnlichem Genuß mußte nothwendig auf immer neue Reizmittel denken! Dieſer Rietz erinnerte an die Freigelaſſnen der erſten Imperatoren. Er war der tägliche Geſellſchafter des Königs! Dieſe Lichtenau! das Weib zweier Männer und die Buhlerin um die Gunſt jedes jungen, ſtarknochigen, feiſten Jünglings! — Und nun dieſe ſubalternen Maitreſſen, deren Vaterland das Theater iſt!“

Die Baranius, die noch zwei Schweſtern hatte, galt allgemein für eine ſehr ordinaire Perſon. Die berühmte Rahel, damals ein zweiundzwanzigjähriges Mädchen, ſpricht aber mit dem größten Entzücken von ihr. Sie ſchrieb unterm 25. Oct. 1793 an Brinckmann: „Nein, wie ſie ſchön war, noch hab' ich Kopfſchmerzen davon! Sie war bei meiner Schwägerin und wir alle drängten uns ihr nah. Und da reden die dummen Menſchen noch lange ſchlecht davon, als wenn dies Drängen nicht eben ſo natürlich als das Luftſchöpfen wäre! ꝛc. Sie war ſo ſchön und erzählte ſo was Schönes, wozu man nicht dumm ſein kann und wohl Gefühl haben muß und die hübſche Art!“

Die Baranius heirathete den Kämmerier Rietz, als dieſer nach dem Tode Friedrich Wilhelm's II. mit der Erklärung, die alle Welt wußte, herausgetreten war, daß er nie mit ſeiner angeblichen Frau getraut worden ſei. Die Bälle, die die Schauſpielerinnen und Tänzerinnen in Potsdam hatten, gab Rietz, der unter dem König im neuen Palais wohnte; von den Hoffeſten pflegte der König gewöhnlich zu dieſen Luſtbarkeiten herunter zu ſteigen und einige Stunden zu verweilen. So war der Train noch im Carneval 1796 bis zur Krankheit des Königs. Der Chevalier Saint-Paterne veranſtaltete kleine Soûpers fins mit der Schulsky und ihrer Schweſter auf der Pfaueninſel und an andern angenehmen Orten.

Jenes oben beſchriebene Geneſungsfeſt des Königs, bei deſſen Abendbanquet die Gräfin Lichtenau als Polyhymnia figurirt hatte, war das letzte Feſt des Königs geweſen. Unmittelbar nachher hatte er ſich mit ſeiner treuen Freundin in das 1787 von ihm durch Carl von Gontard, der auch das Neue Palais gebaut hatte, erbaute Marmorpalais nach Potsdam zurückgezogen. Die Gräfin wohnte im Cavalierhauſe, ebenfalls im neuen Garten. Die Königin wohnte in Berlin und kam wöchentlich höchſtens einmal nach Potsdam. Es war die Rede davon, der König ſolle die Krone niederlegen und ſich nach Italien zurückziehen. Die Lichtenau und Hirt ſchwärmten für dieſe Idee, aber ſie kam nicht zur Ausführung, weil der Kronprinz nicht darauf einging, dem der König die Entſcheidung überlaſſen hatte, da natürlich

von Biſchofswerder und Wöllner alles Mögliche dagegen geſagt worden war.

In den letzten Tagen des Königs ſeit den längeren Octoberabenden 1797 war er faſt ausſchließlich auf franzöſiſche Emigranten beſchränkt. Vom Hofſtaat wurde Niemand mehr zugelaſſen, ſelbſt die Königin und die Prinzen und Prinzeſſinnen mußten zuvor bei der Gräfin anfragen, ob der König ſie empfangen wolle und wurden zuweilen nicht angenommen. Ein Augenzeuge giebt ein Bild von den letzten Unterhaltungen im Salon Friedrich Wilhelm's II.: „Der Salon war durch den ſanften, aber melancholiſchen Schein von in Alabaſtervaſen geſtellten Wachslichtern erhellt. Im Hintergrund ſaß der König, die geſchwollenen Füße in Kiſſen gehüllt, in einem tiefen Polſterſtuhle von grünem Sammet, bleich, abgemagert, mit beängſtetem Athem, die erſtorbenen Augen mit unſtätem Blicke hierhin und dorthin gerichtet. Neben ihm zur Rechten die Gräfin Lichtenau, ihm die angeſchwollene Hand ſtreichelnd; zur Linken die Marquiſe von Nadaillac, deren geiſtreiche Liebenswürdigkeit ihm wohlthat. Es fanden ſich der Abbé d'Andelard, der Prinz Moritz von Broglie, Saint-Paterne*) und Saint-Ygnon ein; der Letztere war der Vorleſer, ein jovialer Poſſenreißer, dem es mehr darauf anzukommen ſchien, die gelangweilten Landsmänner und die Damen zu amüſiren, als

*) Der wiederholt genannte Chambellan des coulisses.

dem kranken König ſeine Leiden vergeſſen zu machen.*) Am Kamine ſpielten die Kinder der Gräfin Dönhoff, der Graf und die Gräfin von Brandenburg, deren Erziehung der König der Gräfin Lichtenau anvertraut hatte. Zuweilen ſank der hohe Kranke in einen unruhigen Schlaf, aus dem ihn böſe Träume aufſchreckten; der Vorleſer ließ ſich dadurch nicht unterbrechen und es machte einen erſchütternden Eindruck, an dem Schmerzenslager eines zum Tod erkrankten Königs Molière's Luſtſpiel: Le malade imaginaire vorleſen zu hören."

Aus allen Ländern ſtrömten gelehrte Aerzte, Quackſalber, Adepten, Magnetiſeurs und ſonſtige Wunderdoctoren herbei. Die deutſchen Leibärzte wurden zuerſt von ein paar Engländern, Belits und Brown, verdrängt. Dann kam ein geweſener Kaufmann Clemens, der ſpäter Bergrath wurde, dem Biſchofswerder mit noch einigen Laboranten einer Freimaurerloge zu Magdeburg die Steinkohlenwerke von Alvensleben in Pacht gegeben und der öfters ſchon vor dem Könige chemiſche Experimente, namentlich das Goldmachen producirt hatte. Er erhielt durch Biſchofswerder Zutritt und rieth dem König die Ausdünſtung ungeborner Kälber einzuathmen. Von der Haut und den Gedärmen dieſer Kälber wurden Polſter und Kiſſen gemacht, auf denen der König liegend zu-

*) Er war ein Spion, den das öſtreichiſche Cabinet in Berlin placirt hatte und kam als ſolcher nach dem Tode des Königs nebſt der Lichtenau in Unterſuchung.

bringen mußte. Darauf kam Professor Hermbstedt, der Lebensluft in einer der Hofküchen des Marmorpalais machte, der ähnlich, die man athmet auf Seereisen oder zur Sommerzeit in Waldungen, wenn es vorher gereguet hat und bald darauf die Sonne wieder scheint. Endlich kam ein berüchtigter Magnetiseur Mr. de Beaunnoir aus Paris. Er wendete sich an die Gräfin Lichtenau, wie jeder, der Zutritt erhalten wollte und schrieb ihr ein merkwürdiges Reglement für Behandlung des Königs, das er in seiner Reise nach Preußen mitgetheilt hat:

„Ich halte den Zustand des Königs durchaus nicht für eine Krankheit, sondern nur für eine Abnahme der Kräfte, für einen Mangel an Pflanzensaft, dem eigentlichen Lebensprincip. Die Medicin, die ich als Philosoph studirt habe, besitzt kein Heilmittel für diesen Zustand. Die Natur allein vermag dem hohen Kranken wiederbelebende und stärkende Mittel zu bieten. Demnach verordne ich Folgendes:

1. S. Maj. muß während eines Monats vergessen, daß er König ist, damit er die für Preußen, ja für ganz Europa theuerste Person erhalte. Er muß während dieses Monats die Regierungsgeschäfte Andern überlassen.

2. Täglich zwei elektrische Bäder, ein jedes von einer Stunde, das erste bei Sonnenaufgang, das andere eine Stunde vor Sonnenuntergang. Während des Bades: Auflegen einer magnetischen Hand auf den Unterleib, entweder die Ihrige (die der Gräfin) oder die des Grafen Brühl (Gouverneurs des Kronprinzen,

eines Erweckten) oder die meine; auch könnte man den berühmten Puysegur aus Paris dazu einladen, der einer unsrer ersten Adepten ist.

3. In dem Zimmer muß bei geöffneten Fenstern beständig ein offnes Feuer, jedoch nicht im Ofen unterhalten werden. Der Kranke muß sich den erzeugenden Einflüssen der Sonnenstrahlen aussetzen.

4. Im Nebenzimmer muß beständig eine sanfte und süße Musik von Blaseinstrumenten unterhalten werden; ich verbanne alle Streich-Instrumente.

5. S. Maj. darf nur wenig sprechen; man suche Sie durch Kinderspiele, Sprichwörter, Vorlesung von leichten Schriften, durch den Anblick junger Katzen, die mit jungen Hunden spielen, zu zerstreuen.

6. Man wähle zwei Kinder zwischen acht und zehn Jahren, die sehr gesund, frisch, von heiterm Gemüth sind, um zu beiden Seiten des Königs zu schlafen. Ihre gesunden und reinen Ausdünstungen werden ihn mit einer wohlthätigen Atmosphäre umgeben.

7. Während dieses ersten Monats darf der Kranke nichts anders genießen, als Reis mit Honig, Safran und Salbei abgekocht. Sollte ihm diese Speise widerstehen, so erlaube ich Gelées von Rindfleisch und alten Hühnern, auch ein Stück Lendenbraten halb roh, allein durchaus keine Ragouts, kein Kalbfleisch, kein Geflügel und noch weniger Fisch. Er genieße wenig, aber alle Stunden etwas.

8. S. Maj. darf keinen andern Wein als spanischen trinken. Wenn Chocolate ihm keine Säure machen sollte, so ist dies ein göttlicher Balsam.

9. Vor allen Dingen verordne ich S. Maj. auf einige Zeit eine ruſſiſche Pelzmütze; auch die Füße müſſen ganz in Pelz eingehüllt werden. Aber keine Tropfen, kein Elixir, keine Pillen oder andere Arzeneien. Das ſind lauter Gifte. Das heißt Oel ins Feuer gießen.“

Trotz dieſes ausführlichen ärztlichen Pareres ward nichts für das Beſſerbefinden des Königs ausgeführt, ſein Zuſtand ward immer ſchlimmer, doch erſchien er jeden Mittag noch bei Tafel und empfing am Abend die obgenannte Geſellſchaft franzöſiſcher Emigrés. Am 12. November Mittags erſchreckte der laute Knall einer Champagnerflaſche in der aus Rückſicht für den König lautlos an der Tafel ſitzenden Geſellſchaft denſelben ſo heftig, daß er ohnmächtig weggetragen werden mußte. 15. November nahm er Abſchied von dem Kronprinzen und der Königin. Der Kronprinz empfing kniend ſeinen Segen, die Königin bat er um Vergebung, daß er ſie zuweilen gekränkt habe. Er konnte kaum mit bebender Stimme ſprechen, die Königin vernahm die franzöſiſch an ſie gerichteten Worte nur durch den Mund der Lichtenau, in deren Armen er aus übergroßer Schwäche gehalten wurde. Er winkte endlich der Gräfin, Gemahlin und Sohn ins Nebengemach zu geleiten. Hier fiel die Königin aus Schmerz und angeborner Gutherzigkeit ihrer Rivalin um den Hals und dankte ihr für ihre unermüdliche Ausdauer in der Pflege ihres ſterbenden Gemahls. Der Kronprinz aber ſah ſie mit verachtenden Blicken an. Als die Gräfin wieder zum König eintrat, fragte dieſer ſie angelegentlichſt, was

ihr der Kronprinz geſagt habe. Die Gräfin erwiederte: „keine Silbe.“ Entrüſtet rief Friedrich Wilhelm: „Mein Sohn hat Ihnen kein Wort des Dankes geſagt?“ und erklärte nun ſehr heftig, daß er niemand mehr ſehen wolle. Die Gräfin erhielt den Befehl, dieſen Beſcheid ins Vorzimmer zu bringen. Die königliche Familie entfernte ſich drei Uhr Nachmittags in höchſter Aufregung über die Gräfin, der die Schuld der Verweigerung der Vorlaſſung zugemeſſen wurde.

Der Tod des Königs, ſagen die vertrauten Briefe, war ſchrecklich. Er konnte die letzte Nacht vor ſeinem Tode nicht mehr ſchlafen. Er ſetzte ſich um zwei Uhr in einen mit Leder ausgeſchlagenen Federſtuhl, frühſtückte noch Kaffee und Zwieback und kaum war das Frühſtück verzehrt, als der Todeskampf begann. Der Sterbende litt fürchterlich. Krampfhaft zerriß er mit dem Daumen das Leder an den Lehnen des Stuhls und verwünſchte ſein Leben. Er äußerte verſchiedene Male: „Einen ſolchen ſchweren Tod habe ich nicht verdient; ich habe es immer gut mit meinem Volke gemeint; die Campagnen haben mich ruinirt u. ſ. w.“ Neun Uhr des Morgen, am 16. November ſtarb er. Seine Lieblinge hatten ihn verlaſſen, bezahlte Hände bedienten ihn im Tode. „Friedrich Wilhelm II., erzählt Beaunoir in ſeiner Reiſe nach Preußen, der ſo gut und edelgeſinnt war, mußte alle Bitterkeiten des Sterbens erdulden, die ihn um ſo härter betrafen, als ihm in den letzten Augenblicken noch die volle Beſinnung wiederkam. Er ſuchte da mit unſtäten Blicken nach irgend einer

theilnehmenden Seele, aber kein Verwandter, kein Freund, kein Prieſter mit tröſtendem Worte war um ihn, nur Rietz, die gemeinſte aller Seelen und gedungene Diener, von denen ein Franzoſe die Rohheit ſo weit trieb, die Aeußerung zu thun: „Cela ne finira-t-il pas, il ne veut pas crever?“ Der König hatte recht wohl ſeiner Hülfloſigkeit ſich erinnert: er ſagte zu einem der drei Kammerdiener, indem er ihm die Hand gab: „mon cher Offel, ne m'abandonnez pas!“

Die Gräfin Lichtenau war nicht bei ihm, ſie war ſelbſt, nachdem die Königin und der Kronprinz den neuen Garten verlaſſen hatten, krank geworden und der Geheime Rath Selle hatte ſie, wie ſie ausführlich in ihrer Apologie darlegt, indem er ſie mit der Nachricht beſchwichtigte, daß der König ſchlafe, im Bette zurückgehalten. Erſt als ihre Mutter, ihr Sohn, deſſen Hofmeiſter, Oberſt Dampmartin und ihre Geſellſchafterin, Fräulein Chappuis mit thränenden Augen vor ihr Bette traten, erkannte ſie, was vorgegangen ſei. Sie ſprang aus dem Bette ans Fenſter. Hier ſah ſie die Garde mit ihren weißen Stiefeletten mit langſamen feierlichen Schritten nach dem Schloſſe ziehen — um nach dem alten Brauche den Leichnam des Königs zu bewachen. Sie that einen Schrei und ſank in die Knie. Ihre Mutter kniete betend neben ihr. „In dieſer Stimmung, die an Verzweiflung gränzte, umgeben von ihren trauernden Angehörigen, wurde ihr der Arreſt angekündigt.“ Biſchofswerder und Zaſtrow waren eine Stunde vor dem Tode des

Königs eingetroffen, und beſorgten die nöthigen Geſchäfte, elf Uhr kam Haugwitz und ein Uhr der neue König, von Köckeritz begleitet: die Meldung von dem hoffnungsloſen Zuſtande des Königs hatte Rietz früh fünf Uhr nach Berlin gelangen laſſen.

Der König ſtarb am 16. Nov. 1797 im vierundfunfzigſten Jahre in der ſ. g. blaulackirten Kammer auf jenem Federſtuhle, den man noch heut zu Tage zeigt. Er unterlag der Bruſtwaſſerſucht, wie Friedrich der Große. Die Leiche des Königs ward wie die Friedrich's des Großen nicht einbalſamirt, man eilte, ſie in der in dem Dom zu Berlin befindlichen Gruft beizuſetzen. „Bei ſeinem Tode, ſchreibt Maſſenbach, hieß es: „Wohl ihm! Wohl uns, daß er nicht mehr iſt!“ Der Staat war ſeiner Auflöſung nahe!“ — Friedrich Wilhelm II. hinterließ nach Lombard achtundzwanzig, nach Raumer gar neunundvierzig Millionen Schulden.

4. Die Familie Friedrich Wilhelm's II.

Des Königs zweite Gemahlin, Luiſe von Darmſtadt, hatte ihm außer dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm III. noch drei Prinzen: Ludwig, Heinrich und Wilhelm und zwei Prinzeſſinnen: Wilhelmine und Auguſte geboren.

1. Prinz Ludwig war am 28. December 1796, erſt dreiundzwanzig Jahre alt, ſchon vor dem Vater geſtorben. Er war nur drei Jahre lang vermählt mit Prinzeſſin Friederike von Strelitz, die nachher Prinzeſſin von Solms, dann Cumberland und zuletzt Königin von Hannover wurde: ſie war die bekannte eben ſo reizende und weit galantere Schweſter der Königin Luiſe. Kurz nach dem Tode ihres erſten Gemahls mußte die Prinzeſſin 1798 in aller Eile mit einem zweiten vermählt werden, einem ganz kleinen und gar nicht ſehr eleganten nachgebornen Prinzen aus dem Hauſe Solms, dem Prinzen Friedrich von Braunfels, der als Offizier in Berlin ſtand: ſie gingen nach Anspach. Als Prinzeſſin von Solms hatte die ſchöne Friederike eine Menge Liaiſons: nächſt der Herzogin von Sagan und der Fürſtin Bagration war ſie die galanteſte Löwin des Jahrhunderts. Zu ihren größten Verehrern gehörten Prinz Louis Ferdinand (es folgt ſpäter ein Abenteuer dieſes Prinzen mit ihr), der Herzog von Cambridge und deſſen Bruder, ihr nachheriger dritter Gemahl der

Herzog von Cumberland, Metternich, als er Geſandter in Berlin und Dresden war und Gentz. Sie war eben ſo ungemein gut, als reizend und liebenswürdig, aber von ſo paſſionirter Complexion, daß ihre Abenteuer ſelbſt der Schauſpielerwelt nicht ganz fremd geblieben ſind.

Die blaſirteſten Leute, wie Gentz, ſprechen von ihr wie von einer Bewohnerin einer anderen Welt. Gentz ſchrieb aus Töplitz 21. October 1810 an Rahel:

„Seit dem 8., wo Clary's und der ganze Reſt der Geſellſchaft von Töplitz abgingen, blieb ich hier ganz allein mit und wegen der Prinzeſſin von Solms und der Frau von Berg.*) Dieſe vierzehn Tage waren ein ſtilles Paradies. Ich liebe die Prinzeſſin bis zur Leidenſchaft, ſo ſtark, wie ich irgend noch lieben kann; es iſt auch ganz unbegreiflich, wie vollſtändig ſchön, wie harmoniſch ſchön, wie immer gleich liebenswürdig und von welchen unendlichen Reſſourcen ſie iſt. Glauben Sie mir, ich bin hölliſch blaſirt, habe ſo viel von der Welt geſehen und genoſſen, daß man mit Illuſionen und Schaugepränge nichts mehr bei mir ausrichtet. Es muß jetzt arg kommen, wenn ich von einer Frau ſo ſprechen ſoll. Dieſe verdient es.“ Und an demſelben Tage ſchrieb

*) Frau von Berg war eine geborne Gräfin Häſeler aus Berlin, Spezialin der Königin Luiſe und Stein's, ſpäter, als die Prinzeſſin den Herzog von Cumberland heirathete, ihre Oberhofmeiſterin.

Gentz an Johannes von Müller: „Frau von Berg mit allen ihren trefflichen Eigenſchaften iſt doch nur eine Art von ſtillem Accompagnement zu der wahrhaft erhabenen Liebenswürdigkeit dieſes mit nichts zu vergleichenden Engels.“

Der Prinz Solms ſtarb 1814 und nun verheirathete ſich die Unwiderſtehliche noch einmal während der hundert Tage Napoleon's 1815 mit dem Herzog von Cumberland, der, wie ſchon erwähnt, wie ſein Bruder, der Herzog von Cambridge, zu ihren größten Verehrern gehört hatte. Er erhob ſie zur Königin von Hannover, als ſolche iſt ſie, nachdem ſie 1819 den blinden Kronprinzen geboren, 1841 geſtorben, dreiundſechzig Jahre alt. Ihre Nachkommenſchaft aus der erſten Ehe mit dem früh verſtorbenen Prinzen Ludwig blüht noch in dem Prinzen Friedrich, der Gouverneur von Luxemburg iſt und in Düſſeldorf bis zu den Unruhen 1849 reſidirte.

2. Prinz Heinrich war der, welcher in Rom lebte, wo er 1846, ohne ſtandesmäßig vermählt zu ſein, ſtarb.

3. Der jüngſte Prinz, Prinz Wilhelm, war früher Generalgouverneur der Rheinprovinzen und Weſtphalens und lebt noch als Gouverneur von Mainz. Er war zweiundvierzig Jahre lang, 1804—1846, vermählt mit der geiſt- und ſeelenvollen Prinzeſſin Marianne von Heſſen-Homburg, einer intimen Freundin des Staatskanzlers Stein: ihre Mutter war ebenfalls eine darmſtädtiſche Prinzeſſin (wie die Mutter ihres Gemahls), die bekannte Geiſterſeherin, welche die

Nächte wachend zu durchbringen pflegte. Nach Pertz's Leben Stein's bot ſich Prinz Wilhelm nach dem Unglück von Tilſit mit ſeiner eben ſo enthuſiaſtiſchen Gemahlin bei ſeiner damaligen Miſſion an Napoleon in Paris zur perſönlichen Haft an, bis die Zahlungen erfolgt ſeien, um die franzöſiſchen Truppen aus Preußen los zu werden. Napoleon aber ſagte ihm: „Das iſt ſehr edel, aber — unmöglich!“ Wie Noſtitz in ſeiner claſſiſchen Schilderung des Wiener Congreſſes ſchreibt, war Prinz Wilhelm in Wien damals „der Mignon der Frauen, ſeine Zurückhaltung intriguirt das Geſchlecht — qu'il serait intéressant, s'il n'était pas de la manchette!“ Auch die Söhne dieſes jüngſten Prinzen Friedrich Wilhelm's II. ſind durch ihre intereſſanten Verhältniſſe zu Frauen bekannt geworden: Prinz Adalbert vermählte ſich morganatiſch mit Thereſe Elsler, der Schweſter der berühmten Tänzerin Fanny und Prinz Waldemar, der Reiſende nach Oſtindien 1844, war der Geliebte einer der ſchönen Töchter der genialen Bettina von Arnim: er ſtarb 1849, zweiunddreißig Jahre alt. Die Schweſter dieſer beiden Prinzen iſt Maria, Königin von Baiern.

4. 5. Von den Töchtern Friedrich Wilhelm's II. aus zweiter Ehe ward Wilhelmine 1791 ſiebzehnjährig mit dem Erbſtatthalter der Niederlande, nachherigem König Wilhelm, und Auguſte 1797 ebenfalls ſiebzehnjährig mit dem Erbprinzen, nachherigen zweiten Kurfürſten von Heſſen, Wilhelm II., vermählt: letztere, eine der achtungswürdigſten Damen,

erlebte das Unglück, das ihre Mutter an der Gräfin Lichtenau erlebte, an der Gräfin Reichenbach.

Von der erſten Gemahlin der geſchiedenen Eliſabeth von Braunſchweig hatte Friedrich Wilhelm II. nur eine Prinzeſſin Friederike, die vierundzwanzigjährig 1791 Gemahlin des Herzogs von York ward.

Der Hof

Friedrich Wilhelm's III.

1797—1840.

Friedrich Wilhelm III.

1797—1840.

1. Seine Erziehung und erſten Umgebungen: der Miſanthrop Beniſch, Engel und Leuchſenring, Graf Brühl und Major Köckeritz. Urtheil Mirabeau's. „Il me recommencera!“ „Friedrich Wilhelm will ich heißen, Friedrich iſt mir unerreichbar!“

Friedrich Wilhelm III., der Sohn Friedrich Wilhelm's II., geboren 1770 den 3. Auguſt, beſtieg mit ſiebenundzwanzig Jahren den preußiſchen Thron und behauptete denſelben in dem merkwürdigſten Wechſel des Glücks und Unglücks dreiundvierzig Jahre. In gleichem Alter ohngefähr wie einſt ſein Großoheim Friedrich der Große kam er zur Regierung und wenige Monate vor dem Tode ſeines Vaters hatte er die im Sinne Friedrich's gedachten Worte dem Erbprinzen von Anhalt-Deſſau geſagt: „Ich werde meine Pflicht erfüllen.“ Dieſer Verſicherung iſt Friedrich Wilhelm III. bis zum Tode getreu geblieben. Er war ein redlicher, einfacher, gewiſſenhafter Mann: redlich, einfach und gewiſſenhaft war ſeine Regierung.

Seine Erziehung leiteten in den erſten Jugendjahren der Geheime Rath Beniſch, ein Breslauer, und der nachmalige General von Backhoff.

„Friedrich Wilhelm III., ſagen die vertrauten Briefe, hatte die ſchlechteſte Erziehung, ſo über alle Maßen ſchlecht, wie ſie nur ein Kronprinz haben kann. Der Vater kümmerte ſich mehr um ſeine unehelichen, als um die ehelichen Kinder. Sie waren der Mutter überlaſſen. Dieſe, ſtets mit ihren Finanzen brouillirt, ſah ſie oft Tage lang nicht; ſie waren daher ſich ſelbſt, ihrer Bedienung und einem Miſanthropen, ihrem Hofmeiſter Beniſch übergeben, der gewöhnlich an Krämpfen im Unterleibe litt. Wenn die Prinzen oft etwas lebhaft wurden, ſo ſchrie Herr Beniſch gleich: „Mein Gott, welch ein Lärm! ich bin ein Kind des Todes! was bin ich unglücklich und geplagt, wäre ich nie geboren und dergleichen.“

„Der Kronprinz war nicht ohne Anlagen und er äußerte ſchon in ſeiner frühen Kindheit Charakter, welches ſelbſt Friedrich bemerkte. Was aber das Schätzbarſte an ihm war, wodurch ihn die Natur auszeichnete, war ſein herrliches Gemüth. Er konnte niemand leiden ſehen, er konnte niemand beleidigen, alles in ihm war Beſcheidenheit und Reſignation, nicht der kleinſte Anſtrich von Bosheit, Rache, Neid, Hochmuth und Arroganz war ihm zu Theil geworden.“

„Auf einen ſolchen Charakter mußte eine ſo zweckwidrige Erziehung die unglücklichſten Eindrücke machen und die traurigſten Erfolge hervorbringen. Der Prinz wurde in ſich gekehrt, verſchloſſen, menſchen-

ſchen und verlegen in der Geſellſchaft; er erhielt kein Vertrauen zu ſich ſelbſt.“

„Selbſt im Oeconomiſchen wurden die Prinzen ſchlecht gehalten; für ihren Tiſch wurden 600 Thaler bezahlt, dafür erhielten ſie ſo wenig, daß ſie oft hungrig die Tafel verließen.“

Als Unterinſtructoren leiteten Friedrich Wilhelm's III. Erziehung ein Paar namhafte Gelehrte: Engel, der bekannte Autor des Philoſophen für die Welt und des Fürſtenſpiegels und in den achtziger Jahren noch unter Friedrich dem Großen Franz Michael Leuchſenring. Leuchſenring war der intereſſante Elſaſſer, der aus dem Freundeskreiſe Goethe's, Jacobi's und Nicolai's und als Jeſuitenriecher bekannte Sonderling, der mit ſeinen außerordentlichen Gaben und Kenntniſſen und mit ſeiner hinreißenden Unterhaltungsgabe damals Furore in Berlin machte. Seine Gouverneurſchaft dauerte aber nicht lange, auch das Project einer Heirath mit einer Enkelin des berühmten Juden Ephraim zerſchlug ſich, Leuchſenring ging mit dem Baron Labes auf Reiſen, kehrte jedoch wiederholt nach Berlin zurück. Im Winter 1791 auf 1792 las er vor mehreren Damen des Hofs, worunter ſich auch Fräulein Bielefeld, die Gouvernante der Prinzeſſin Auguſte, nachherigen Kurfürſtin von Heſſen befand, einen Curſus über Philoſophie. Am 25. Mai 1792 ward er aber als Apologet der franzöſiſchen Revolution von Biſchofswerder aus ſeiner Wohnung im Hôtel de Portugal ausgeſchafft. Schulenburg-Kehnert erſchien bei ihm, um die Papiere

zu unterſuchen. Vergebens hatte ſich Fräulein von Bielefeld, die zu dem beredten enthuſiaſtiſchen Manne eine enthuſiaſtiſche Zuneigung gefaßt hatte, ſelbſt im Hôtel eingefunden und gegen die Ausſchaffung proteſtirt. Schulenburg hatte ſie in ſeinem Wagen wegführen müſſen. Sie heirathete Leuchſenring und ſtieg mit ihm in den Krater der Revolution; beide gingen nach Paris, wo er 1792 Secretair des Nationalconvents ward. Hier ſtarb er, neunundſiebzig Jahre alt, 1827 in höchſt ärmlichen Verhältniſſen als Sprachmeiſter und nach großen Zerwürfniſſen mit ſeiner Gattin, die noch den Tag vor ihrem Tode 1825 katholiſch geworden war. Leuchſenring war in Paris von allen Kindern gekannt als „vieux de la mare," weil er jeden Tag um eine Pfütze im bois de Boulogne, in der Goldfiſche ſpielten, ſpazierte.

Friedrich Wilhelm III. war, als ſein großer Großoheim ſtarb, 1786 ſechzehn Jahre alt. In dieſem Jahre gaben ihm Wöllner und Biſchofswerder zum Gouverneur „einen Erweckten," den General Grafen Carl Brühl, den zweiten Sohn des berüchtigten ſächſiſchen Premiers, einen feinen Hofmann, der im ſiebenjährigen Krieg als Adjutant des Duc de Broglie gedient, dann in Warſchau ein Cavallerieregiment erhalten und bei wiederholtem Aufenthalt in Petersburg die Gunſt Kaiſer Paul's erhalten hatte. Er ſtarb 1802 als Oberhofmeiſter, vermählt mit einer Engländerin Sophie Gomm, Tochter des ehemaligen Legationsſecretair Sir William Gomm im Haag, die von Clauſewitz, dem berühmten Militairſchrift-

ſteller, und von einem Sohne Gneiſenau's die Schwiegermutter wurde. Adjutant des Kronprinzen ward damals nach Friedrich's des Großen Tod Major von Köckeritz, der ſein vertrauteſter Freund ward.

„Wie der Kronprinz, berichten die vertrauten Briefe, in Brühl's Hände kam, da war nichts mehr gut zu machen: er war und blieb verſchloſſen, ohne Selbſtvertrauen, daher verlegen und blöde, wo er öffentlich auftrat; alle Repräſentation war ihm zum Ekel, alle feierlichen Akte in ſeiner ihm zugetheilten Rolle waren ihm zuwider. Er war am liebſten für ſich allein und unter ſeinen Bekannten.“

„Er mußte eine Zeit lang den Feldzug am Rhein und in Polen mitmachen, ja ſelbſt die Belagerung von Landau commandiren. In dieſen Feldzügen ſah er nur unglückliche Erfolge. Von Landau zog er ſich zurück, aus Polen mußte er fliehen und ſeine Anſichten des Kriegs gaben ihm nicht die geringſten Aufmunterungen, einſt den Eroberer zu ſpielen. Er zeigte aber eine große Unerſchrockenheit, die allen Prinzen aus dem Hauſe Hohenzollern eigen iſt.“

„Außer dem Grafen Brühl, einem feinen Hofmann, wurde dem Kronprinzen der Major von Köckeritz als Adjutant beigeordnet, der außerordentliche Aehnlichkeit des Charakters mit ihm hatte. Hr. v. Köckeritz war ſehr arm, als Knabe im Cadettenhauſe erzogen und hatte von unten auf in der Garde gedient. Er war ſtets ein Muſter der Ordnung und des Dienſtfleißes; er hatte die Liebe der Vorgeſetzten und die

Liebe seiner Kameraden erworben, weil er zu gehorchen verstand und seine Freunde mit Liebe und Gefälligkeit behandelte. Seine Untergebenen beherrschte er durch Leutseligkeit und Humanität. Dieser Mann war unfähig, ein Kind zu beleidigen, und in seiner reinen Seele war nur ein Wunsch: alle Menschen glücklich zu machen."

„Es ist allen Menschen von diesem Charakter eigen, daß sie kein Zutrauen in sich selbst setzen und mit Bescheidenheit und Resignation zu oft andren Rath anhören, um nicht zu fehlen, zu ängstlich in ihren Entschlüssen sind. Wenn dies ein Fehler ist, so wäre es der einzige, der sich in dem Charakter des Hrn. v. Köckeritz auffinden läßt."

„Es befand sich noch ein Mann bei Hofe, der unter der vorigen Regierung in der letzten Zeit expedirender Generaladjutant des Königs gewesen war, der sich schon damals dem Prinzen näherte. Es war Hr. v. Zastrow. Dieser Mann besaß eine außerordentliche Gewandtheit des Charakters und wußte sich in alle Verhältnisse des Lebens zu finden."

Schon Mirabeau bewährte seine große und durchdringende Menschenkenntniß, indem er über den sechzehnjährigen Kronprinzen folgendes Urtheil in der geheimen Geschichte des Berliner Hofes niederlegt: „Der Kronprinz wird bald der Betrachtung sich werth machen. Nicht sowohl deshalb, weil sein Großheim ihm das Horoscop mit den Worten gestellt hat: „Il me recommencera," denn damit wollte er wahr-

ſcheinlich nur ſeine Verachtung für ſeinen Vater bezeichnen, ſondern weil Alles was man von ihm hört, beweiſt, daß er einen ſchönen Charakter beſitzt, wenn auch unangenehme Formen; er iſt linkiſch, aber alles hat bei ihm ein beſtimmtes Gepräge; er iſt unhöflich, aber er iſt wahr; er verlangt bei Allem nach dem Grunde; er ergiebt ſich niemals als auf ein vernünftiges Weil; er iſt hart und zäh bis zur Rauhheit, aber doch iſt er nicht unfähig des Gefühls und der Liebe. Er verſteht ſchon wohl zu achten und zu verachten. Seine Abneigung gegen ſeinen Vater geht bis zum Haſſe und er verbirgt dieſen gar nicht. Seine Verehrung für Friedrich den Großen dagegen geht bis zur Anbetung und er ſpricht ſie laut aus. Vielleicht hat dieſer junge Mann eine große Zukunft."

Friedrich Wilhelm III. antwortete, als man ihn beim Regierungsantritt fragen wollte, wie er heißen wolle: „Friedrich Wilhelm, Friedrich iſt mir unerreichbar." Er war in den weſentlichſten Beziehungen ganz das Gegentheil ſeines Vaters. Der Vater war ganz öffentlich diſſolut und hatte ſeine ganze Lebenszeit mit regierenden und untergeordneten Favoritinnen zugebracht, der Sohn war ſtreng häuslich; der Vater hatte verſchwendet, der Sohn zeigte eine vernünftige Sparſamkeit. Friedrich Wilhelm III. gehörte zu den wenigen Fürſten, die des ſeltenen Glückes ſich erfreuten, ein reines Familienglück genießen zu können. Sein Vater hatte ihm freie Wahl gelaſſen und ſeine Gemahlin Luiſe von Mecklenburg-Strelitz, mit

der er ſich 1793 in ſeinem dreiundzwanzigſten Jahre vermählt hatte, war die innigſte Neigung ſeines Herzens geweſen.

---

2. Die ſchöne Königin Luiſe. Bekanntſchaft in Frankfurt und Hochzeit in Berlin. Urtheil Goethe's und des Ritters von Lang über die Königin. Die Carnevalluſtbarkeiten von 1799 u. 1800. Kinderball beim Hofmarſchall Maſſow vom Jahre 1803. Die Schlittage der Gensdarmen-Offiziere 1805. Die Romane Lafontaine's. „Der König wird von den Einkünften des Kronprinzen leben müſſen.“

Die Prinzeſſin Luiſe von Mecklenburg war die Tochter des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz, der Gouverneur des Königs von England zu Hannover war und in Herrenhauſen reſidirte. In Hannover, in dem landesherrlichen Luſthauſe auf dem Reitwall ward Luiſe 1776 geboren. Schon im ſechsten Jahre, 1782, verlor ſie ihre Mutter, eine Prinzeſſin von Heſſen-Darmſtadt, 1783 heirathete ihr Vater deren Schweſter, verlor aber auch dieſe 1785. Luiſe ward von einer Fräulein von Wollzogen aus Darmſtadt erzogen. Später verließ ihr Vater den engliſchen Dienſt, zog nach Darmſtadt und hier ward nun Luiſe ihrer Großmutter Marie Luiſe Albertine, einer gebornen Gräfin von Leiningen-Heydesheim, der Wittwe des Prinzen Georg Wilhelm von Darmſtadt zur ferneren Erziehung und Bildung übergeben. Dieſe merkwürdige Dame, die einen hochgebildeten Geiſt und weitumfaſſenden Verſtand beſaß, gab Luiſen's

vielverſprechendem Geiſte ſeine Richtung und neigte ihr bildſames Herz zu jener milden Güte, durch die ſie ſpäter ein Gegenſtand allgemeiner Verehrung wurde. Von Darmſtadt aus machte Luiſe eine Rheinreiſe und ward bei den kurz hinter einander folgenden Kaiſerkrönungen Leopold's II. und Franz II. zu Frankfurt in den Jahren 1790 und 1792 in die große Welt eingeführt. Im Frühling des Jahres 1793 kam ſie mit ihrer Schweſter Friederike, (der nachherigen Prinzeſſin von Solms, ſpäteren Königin von Hannover) auf der Rückreiſe nach Darmſtadt von Hildburghauſen, wo ſie eine andere ältere Schweſter, die regierende Herzogin beſucht hatten wieder nach Frankfurt, wo ſich damals während des franzöſiſchen Feldzugs König Friedrich Wilhelm II. mit dem Kronprinzen und Prinz Ludwig in den Winterquartieren aufhielt. Die Schweſtern wurden, ihrem Wunſche gemäß, dem preußiſchen Könige vorgeſtellt und wollten am Abend nach dem Schauſpiele ihre Reiſe nach Darmſtadt fortſetzen, blieben aber, weil der König ſie zur Tafel laden ließ. Gleich bei dem Eintreten Luiſen's ward Friedrich Wilhelm III., ohne zu ahnen, daß hier ſeine künftige Gemahlin ihm zum erſtenmale begegne, von ihrer Schönheit gefeſſelt. Dieſer Eindruck verſtärkte ſich bei näherer Bekanntſchaft, als der Kronprinz Herz und Geiſt der Prinzeſſin kennen lernte. Eine Annäherung erfolgte bald, am 24. April 1793 fand in Darmſtadt die Verlobung beider Prinzeſſinnen mit den beiden preußiſchen Prinzen ſtatt, der gutmüthige Vater vollzog in väterlichem Entzücken zum Beweiſe freudigſter Billigung

den Ringwechſel in Perſon. Am 24. December, am Weihnachtsabend darauf, war die Hochzeit zu Berlin.

Ueber die außerordentliche Schönheit der Königin Luiſe iſt bei ihren Zeitgenoſſen nur eine Stimme. Es war eine Schönheit des Ausdrucks, die ſtärker feſſelt, als die der Formen. Ihr Auge war ſprechend und verrieth das lebhafteſte Gefühl und die empfänglichſte Einbildungskraft. Dieſe Lebhaftigkeit des Gefühls und der Phantaſie verlieh ihr ihren ganz eigenthümlichen Reiz. Sie gehörte zu den Frauen, durch die denn auch alle Frauen und alle Männer unwiderſtehlich bezaubert wurden. Von der Hingebung der Damen am Hofe erzählt Schadow in ſeinen 1849 erſchienenen Memoiren über ſein künſtleriſches Leben eine auffällige Thatſache. Die Kronprinzeſſin bekam kurz nach ihrer Ankunft in Berlin eine Schwellung am Halſe, die ſpäter wieder verging; aber um ſie zu decken mußte ſie einen eignen Kopfputz und eine Binde unter dem Kinn tragen. Sofort ahmten die Damen ihrer Umgebung und ſpäter ganz Berlin dieſe Coiffure der Prinzeſſin und auch ſelbſt die Binde nach, beide wurden förmlich Mode damaliger Zeit. Und ſo ging dieſe ſonderbare Tracht auch auf die Marmorgeſtalten über, die Schadow in der Gruppe gab, wo die ſchöne Königin mit ihrer reizenden Schweſter in der Umarmung erſcheint. Goethe, ein Meiſter in der Schilderung weiblicher Schönheit und Anmuth, ſah beide Prinzeſſinnen im Gefolge des Großherzogs von Wei-

mar am 29. Mai 1793 im Feldlager bei der Belagerung von Mainz und legt darüber in Wahrheit und Dichtung, Campagne in Frankreich, folgende Erinnerung nieder: „In mein Zelt eingeheftelt, konnte ich ſie vertraulich mit den Herrſchaften auf und nieder und nahe vorübergehend auf das Genaueſte beobachten und wirklich muß man dieſe beiden jungen Damen für himmliſche Erſcheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals erlöſchen wird.“ Selbſt ſolche Männer, die ſich nicht gleich enthuſiaſtiſch fortreißen ließen, ſprachen mit Entzücken von der holdſeligen Königin Luiſe. Der derbe, kauſtiſche Ritter von Lang, der ſie im Jahre 1803, als ſie in Anſpach war, ſah, wird zärtlich ſentimental an der Stelle ſeiner Memoiren, wo er von ihr ſpricht: „Sie ſchwebte, die ſchöne Königin Luiſe, hebt er an, wie ein ganz überirdiſches Weſen vor Einem in einer engliſchen Geſtalt und von honig ſüßer Beredtſamkeit, mit der ſie Allen die Strahlen ihrer Holdſeligkeit zuwarf, ſo daß jeder wie in einem zauberiſchen Traume glauben mußte, dieſes lebendige, regſame Frauenbild ſei in ihn verliebt und er dürfe nun auch in ſie verliebt ſein. Eine Zauberin, wenn ich jemals eine geſehen.“

In der Königin Luiſe war auf eine ſeltene Weiſe das rein Menſchliche mit dem Vornehmen und Fürſtlichen verbunden, ſie war nicht nur eine durch die Holdſeligkeit ihrer Natur alle Herzen gewinnende Frau, ſondern auch eine vollendete Meiſterin in der Kunſt der Repräſentation und dadurch kam ſie dem König aufs Glücklichſte zu Hülfe. Der König liebte die Repräſ-

ſentation nicht, ſie war ſeiner natürlichen Neigung zuwider, er war wortkarg, faßte ſich gewöhnlich möglichſt kurz, bediente ſich einer abgebrochenen, die nur eben zum Verſtändniße nothwendigſten Worte enthaltenden Redeweiſe. Die Honneurs bei Hofe blieben daher der Königin überlaſſen und ſie wußte dieſer Pflicht auf die ausgezeichnetſte Weiſe nachzukommen.

An einem heiteren friſchen Wintermorgen, am 22. December 1793, einem Sonntage hielt die damals ſiebzehnjährige Königin als Kronprinzeſſin ihren feierlichen prachtvollen Einzug in Berlin. Eine Deputation junger Mädchen empfing ſie. Sie umarmte die Sprecherin zum größten Erſtaunen der ihr zugegebenen alten vierundſechsjährigen Oberhofmeiſterin Frau von Voß, daß die neue Kronprinzeſſin mit einer ganz neuen Mode ſo die älteſte Hofetikette zu übertreten wagte. Die Vermählung fand am Chriſtabend darauf ſtatt und wurden dabei alle alten von lange her im preußiſchen Königshauſe herkömmlich geweſenen Ceremonien beobachtet. Die Trauung geſchah Abends ſechs Uhr im weißen Saale des Schloſſes durch den Conſiſtorialrath Sack: bei der Einſegnung gab eine Fackel im Luſtgarten das Zeichen zum Abfeuern von zweiundſiebzig Kanonen; neun Uhr war Bankett im Ritterſaale: die beiden Generale Graf Brühl und von der Marwitz ſetzten die Gerichte auf die Tafel, die Kammerherrn und Hofdamen warteten auf, bis die Herrſchaften den erſten Trunk gethan hatten, worauf ſie in die anſtoßenden Zimmer zu den Marſchalltafeln ſich verfügten; nach dem Bankett fand der beim preußiſchen

Hofe althergebrachte Fackeltanz im weißen Saale ſtatt: der Oberkammerherr, Fürſt Sacken, gab dazu das Zeichen mit ſeinem ſchwarzen Stabe, Trompeten und Pauken verkündeten den Anfang des Tanzes, deſſen Muſik noch aus Friedrich's I. Zeiten ſtammte. Voran ſchritten paarweiſe die achtzehn Staatsminiſter, Wachskerzen in Form von Fackeln in der Hand tragend, der König führte die Braut und der Bräutigam die beiden Königinnen, ſeine Mutter und die Wittwe Friedrich's des Großen; die übrigen Prinzen und Prinzeſſinnen mit ihrem Hofſtaat folgten der Reihe nach. Nach Beendigung dieſer Ceremonie wurde das Brautpaar nach dem Ritterſaale zurückgeführt und darauf von den königlichen Eltern in ihre eigenen Gemächer geleitet. Der Eindruck, den Luiſe von dem Augenblicke an, wo ſie durch die, die feſtlich geſchmückten Straßen der Reſidenz durchwogenden Volksmaſſe gezogen war, machte, übertraf alle Erwartungen. Er ſteigerte ſich bei der Trauung, wo in den geräumigen Gemächern neben dem Ritterſaale alle Claſſen des Volks Zutritt fanden und erhielt ſich in gleicher Stärke bis zu ihrem Tode im Jahre 1810. Die Königin Luiſe erwarb ſich eine Popularität, wie ſie einſt die erſte Königin Charlotte hatte und wie wenige Königinnen ſie beſeſſen haben. Ihre Unbefangenheit und Natürlichkeit beglückte Alles, ſie gewann dadurch eine Theilnahme und Liebe, die in allen Claſſen und Ständen immer neu blieb. Ihr glückliches Familienleben, am Hofe ſeit lange vermißt, war es, das ſie vor allem andern dem Volke und deſſen Familienleben

nahe rückte. Die Königin liebte den Tanz und ſchon im Jahre 1799 war das Carneval eines der glänzendſten bei Hofe. Zur Aſchermittwoch 13. März fand die in den Zeitberichten als würdig den Tagen Ludwig's XIV. und Auguſt's des Starken hinſichtlich der Ausſtattung berühmte Quadrille im Opernſaale ſtatt, darſtellend im Coſtüm der Zeit die Heirath der katholiſchen Königin Mary von England mit Don Philipp von Spanien: die Königin ſtellte die Engländerin, den Herzog Auguſt von Suſſex den Spanier dar; auf ein Menuet dieſer beiden Herrſchaften folgte die Quadrille zwiſchen der jungfräulichen Königin Eliſabeth, Don Juan d'Austria, Margarethe von Parma und dem Herzog von Savoyen. Die Coſtüme der Engländer, Spanier, Navareſen, Caſtilianer, Brabanter und Mexicaner — es waren gegen funfzig Paare — ſtrahlten von Diamanten, der Herzog von Suſſex hatte alle Juwelenhändler in Requiſition geſetzt.

Das Jahr darauf ward der mardi gras bei der Fürſtin Radziwill, der Schweſter Prinz Louis Ferdinand's gefeiert. Diesmal war die Darſtellung eine mythologiſch-burlesque, wie nachſtehende Liſte nachweiſt:

Die Prinzeſſin von Schweden (Aebtiſſin von Quedlinburg, Tochter der Schweſter Friedrich's des Großen) mit ihren Damen als Prieſterin der Sonne.

Die preußiſche Königin mit ihrem Schwager, Prinz Wilhelm im antiken griechiſchen Coſtüm.

Der Serailaufſeher Tippo Saib's, ein verſchnittener Neger: der Commandeur des Maltheſerordens

und Kammerherr Graf Joſeph Wengersky, nach England mit vier Sultaninnen geſchickt:

Erſte Sultanin, „fleur de beauté:“ General Hatzfeld.

Zweite Sultanin: „vertu sans tâches“: Hofmarſchall Maſſow (guter Hoffnung).

Dritte Sultanin: „rosée du matin“: Herr von Kruſemark (ein Offizier).

Vierte Sultanin: „charme des yeux“: Baron Reden.

Vier Neger bildeten die Begleitung dieſer orientaliſchen Schönheiten, dargeſtellt von den Damen:

Hatzfeld, geb. Schulenburg-Kehnert.

Reden,

Podewils und

Riedeſel.

Den Dolmetſch ſtellte ein franzöſiſcher Emigrant, der Vicomte Caraman, im franzöſiſchen Coſtüm dar.

Folgte eine Quadrille Koſacken:

Frau von Lucheſini — Herzog von Suſſex.

Frau von Hünerbein (die ſchöne Ulrike Knobelſtorf) — Prinz Auguſt Ferdinand (Bruder des Prinzen Louis Ferdinand).

Liſette Blumenthal — Fürſt Wittgenſtein.

Frau von Blumen — Herr von Kurnatoſsky.

Darauf acht Paare im aſiatiſchen und nordeuropäiſchen Coſtüm:

Fräulein von Marwitz (Minette, eine der gefeiertſten Hofdamen) — Herr von Dorville.

Fräulein von Riedeſel — Herr von Dorville*)

Fräulein von Dorville — Herr von Poſch (der baieriſche Miniſter).

Gräfin Schafgotſch — Herr von Arnim.

Fräulein von Keller — Herr von Haake.

Fräulein von Zenner — Herr von Schwerin.

Fräulein von Haake — Herr von der Marwitz.

Fräulein von Reale — Herr von Ompteda (von der hannöveriſchen Geſandſchaft).

Folgende Perſonen bildeten das italieniſche Theater:

Herr von Kurnatofsky.

Herr von Hoepke (im Gefolge der Prinzeſſin von Schweden.

Herr von Eſterno (ein Franzoſe, Kammerherr.)

Herr von Hardenberg (Bruder des hannöveriſchen Geſandten.

---

*) Dieſe beiden Dorville waren die beiden Söhne des Hofmarſchalls der Gemahlin Friedrich's des Großen. Der ältere war es, der die Nachricht von der verlornen Schlacht bei Jena zuerſt nach Berlin überbrachte. Der jüngere ſtarb am Sylveſterabend 1800 und auf eine merkwürdige Weiſe: er fiel auf dem zum Wechſel des Jahrhunderts gegebenen Balle des ſchwediſchen Geſandten Engeſtröm im zweiten Contretanze todt um — in Folge ſeiner Toilette: er trug unter andern drei Cravatten mit Schnallen, um animirte Farben zu erzielen und drei Unterpantalons, beſtens wattirt, die letzte roſa, um den ſeidenen Strümpfen einen Roſaton zu verleihen. Die Strumpfbänder waren geplatzt. Ein Dutzend Tänzerinnen fielen in Convulſionen vor Schrecken.

Herr von Falkenberg.

Herr von Uminsky (ein Pole).

Herr von Schweinitz (Kammerherr).

Die beiden Gräfinnen von Czettritz und ihre Mutter.

Frau von Engeström (Gemahlin des ſchwediſchen Geſandten).

Fräulein von Moltke, ihre Nichte.

Der junge Zeuner (Sohn des Hofmarſchalls der Königin Mutter), als Frau verkleidet.

Zuletzt traten auf:

Der Herzog von Suſſex als Don Quixote,

Herr von Rothenburg (Rittmeiſter) als Sancho Panſa,

Herr von Perponcher (Garde du corps-Offizier) als Dulcinea und

Herr von Schack (Offizier bei den Gendarmen) als Müller.

Sie ritten ſämmtlich auf Eſeln.

Zum drittenmale erſchien noch der Herzog von Suſſex als Bachus.

Eine neue Art Luſtbarkeiten, die damals am Berliner Hofe auf die Bahn kamen, waren die Kinderbälle. Einer, der am 17. Febr. 1803 beim Hofmarſchall von Maſſow veranſtaltet wurde, machte beſondere Senſation, die Beſchreibung ging in die Zeitungen über, Kotzebue der damals den Freimüthigen herauszugeben angefangen hatte, verfehlte nicht, die Details davon zu geben, da ſeine drei Kinder dabei eine Rolle ſpielten.

Sobald die Königin in ihrem Fauteuil ihren Platz genommen hatte, begann die Muſik ein Adagio zu ſpielen. Die kleinen Masken waren noch unſichtbar. Auf einmal erhob ſich unter dem Stuhl der Königin ein kleiner Amor — der vierjährige Maſſow — und übereichte der Monarchin einen Pfeil mit der Inſchrift:

„De vos yeux à tous nos coeurs.“

Zugleich kamen die kleinen Masken von allen Seiten herbei, die Königin umſchwärmend, ihre eigenen Kinder befanden ſich dabei, der jetzt regierende König Prinz Wilhelm und die Kaiſerin von Rußland, ſämmtlich als kleine Matroſen; die Kinder ihrer Schwägerin, der Prinzeſſin Wilhelmine von Oranien erſchienen im Coſtüm eines Bildes von van Dyck im Berliner Schloſſe.

Darauf kamen zwei niedliche kleine Gärtnerinnen:
die kleine Reuß und
die kleine Buchholz;
hierauf der kleine Recke als Gärtner mit einem Schubkarren mit Bouquets, die er austheilte.

Ferner erſchien die kleine Maſſow als Savoyardin verkleidet, mit einer Laterna magica, in der ſie die transparente Inſchrift zeigte:

„Vive le Roi et la Reine;“

ſie überreichte der Königin einen Apfel mit den Worten:

„Pauvre Savoyarde qui n'a qu'une pomme à vous offrir.“

Der Apfel enthielt folgende Verſe:

La pomme est la fruit dont la fable et l'histoire
Depuis des siècles entiers ont gardé la mémoire.
Si je la mets à vos genoux

C'est que de tant d'attraits les Dieux vous ont ornée
Qu' Adam l'aurait prise de vous
Et Paris vous l'aurait donnée.

Folgten hierauf ſtillſchweigend vorübergehend:
Arlequin — ein junger Hünerbein und
Arlequinette — eine kleine Hatzfeld.
Darauf kam auf ſeiner Tonne:
Bacchus — ein kleiner Liefländer, Löwenſtern. Er überreichte der Königin eine Weintraube mit einem Bande, worauf ſich wieder Verſe befanden. Sie drückten die Klage aus, daß ihn Jedermann vernachläſſige, indem man nur Augen und Wünſche für die Alles überſtrahlende Schönheit einer erhabenen Königin habe; er wolle nicht mit ihr wetteifern, aber vorher noch um ſich Alles verſammeln, um aufzufordern, ſich auf die Geſundheit der geliebten Herrſcherin zu berauſchen.

Folgten die drei Kinder von Kotzebue als der Ruf — die Tugend — und die Liebe: in den Verſen, die ſie recitirten, führten ſie ſich als die unzertrennlichen Gefährten der ſchönſten, tugendhafteſten und geliebteſten Königin auf.

Darauf tanzten ein pas de trois im Nationalcoſtüm der Inſel Seeland:

ein kleiner Bauer — der Sohn des Grafen Baudiſſin, des däniſchen Geſandten und

zwei kleine Bäuerinnen — die kleine Baudiſſin und die kleine Hagen.

Folgte noch ein kleiner Baudiſſin als Poſtillon, mit einer Botſchaft in Verſen.

Nun kamen, ein pas de deux tanzend:

zwei kleine Morlacken — der kleine Kayſerling, (Sohn des Hofmarſchalls beim Prinzen Ludwig), der Sohn des Miniſters Haugwitz,

ein ruſſiſcher Courier — der Sohn des ruſſiſchen Geſandten Alopäus,

er grüßte die Königin nach der ruſſiſchen Sitte und überreichte ihr einen ſchönen Kupferſtich, den Kaiſer Alexander zu Pferde darſtellend: in den Lüften ſchwebte ein Adler eine Lorbeerkrone im Schnabel haltend, ſeine Verſe beſagten, daß Alexander den Adler ſende, um die Königin zu krönen.

Es folgten:

drei Zwerge: eine kleine Reden und zwei kleine Arnim,

Larifari und Salome aus dem Donauweibchen, eine Pantomine darſtellend,

eine Gruppe Ruſſen — die Kinder Löwenſtern's wieder mit Verſen,

eine Quadrille von Jägern.

Darauf kam ein Triumphzug, darſtellend, wie der engliſche Major Alleyn die unglücklichen Kinder Tippo Saib's nach der Einnahme von Seringapatnam dem General Baird vorſtellt:

Major Alleyn ward dargeſtellt vom jungen Parceval,

zwei Großoffiziere des Sultans: der kleine Wilhelm Radziwill und eine kleine Engländerin Roſe,

die Söhne Tippo Saib's: der kleine Ferdinand Radziwill und ſeine 3½jährige Schweſter,

die Töchter Tippo Saib's: die kleine Reden, drei Kinder Engeſtröm's, des ſchwediſchen Geſandten, eine Parceval und eine Sartoris (Tochter des braunſchweigiſchen Miniſter-Reſidenten.)

Der Zug machte zweimal die Runde durch den Saal, dann tanzten die drei kleinen Fräulein Engeſtröm ein pas de trois. Und darauf begann der Ball der kleinen über hundert Masken aus allen Ländern, Ständen und Claſſen, aus der Comedie und aus der Fabel. Die Freude der Kleinen und Großen war allgemein, auch der König, der bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich im Frack oder Uniform in Stiefeln erſchien, war ſehr erheitert.

Der ſehr zahlreichen Partei am Berliner Hofe, welche die ſchöne Königin als ſtrahlenden Mittelpunkt betrachtete und als ſolchen vergötterte, ſtand freilich eine andere, aber nicht ſehr zahlreiche, die ſtreng militairiſche, gegenüber: zu dieſer gehörte der nachher ſo berühmt gewordene Feldmarſchall York von Wartenberg, damals Oberſt der leichten Infanterie. Droyſen berichtet in deſſen Leben zum Jahre 1803:

„Zur Mode gehörten damals die Entzückungen über die Königin; alles, was ſie that und ſprach, galt für bezaubernd; ihre Schönheit ward unzählige Male Gegenſtand enthuſiaſtiſcher Geſpräche. York gefiel ſich darin, dieſen Geſchmack nicht zu theilen: ihre Hand ſei zu groß, ihr Fuß häßlich. Es verdroß ihn, daß man den König neben ihr in den Schatten ſtellte; er glaubte, daß ſie einen Einfluß auf den Hof, ja auf

die Geſchäfte übe, den er beklagte. Allerdings war der alte militairiſch herbe Charakter des Hofs — er meinte durch ſie — im Hinſcheiden. Als einſt über den Rang der Kammerherren und Oberſten geſtritten wurde, trat die Königin hinzu, ſprach für den Vortritt der Kammerherren und York erwiederte: „möge in den Kammern der allerhöchſten Herrſchaften der Kammerherr vorausgehen, auf dem Schlachtfelde würden Sr. Majeſtät Oberſten nicht zu beſorgen haben, daß man ihnen den Rang ſtreitig mache.“

Es gehörte zu den kleinen Schwächen der Königin, nicht blos zu tanzen, ſondern ſich auch tanzen ſehen zu laſſen. Es ward von den ſtrengen Monarchiſten freilich nicht wenig bedenklich gefunden, daß in einer Zeit der Criſis, wo die neuen Stichwörter Freiheit und Gleichheit auf dem Tapete waren, die Königin von Preußen ſich ſelbſt ſo in Scene ſetze, um vor einem Zuſchauerpublikum von 2000 Menſchen zu figuriren. Indeſſen dieſe Tanzfeſtlichkeiten blieben beliebt, weil ſie nicht nur an und für ſich das Hauptamuſement in dem zuweilen doch mit ſeiner Einförmigkeit etwas langweilig ſich darſtellenden Hofleben boten, ſondern auch das Nebenamuſement in den vorhergehenden ſehr animirten Proben zu den Aufführungen und dazu noch endlich die Chance der Repetitionen hatten. Bei den Proben, die von elf Uhr bis vier Uhr dauerten, ging es ſehr munter zu, namentlich bei dem déjeuner dinatoire. Hier war alle Etikette verbannt: die Königin mit ihren Ehrendamen und die Prinzen

und Generale ſaßen hier mit dem Tanzmeiſter Telle, dem Capellmeiſter Himmel und den beiden Coſtumiers und Feſtordnern, den Profeſſoren Hirt und Kieſewetter pêle mêle an einer Tafel. Allgemeinen Beifall fand im Jahre 1801, wo die Großfürſtin Helene, vermählte Erbprinzeſſin von Mecklenburg-Schwerin zum Beſuche in Berlin war, die neue Mode, bei den Soupers an kleinen Tiſchen zu ſpeiſen: der Maltheſercommandeur und erſte Kammerherr, der ſchleſiſche Graf Joſeph Wengersky (geſt. 1807 zu Breslau), der dieſe Mode einführte, ward mit reichlichem Danke belohnt.

Bei dieſer Anweſenheit der Großfürſtin Helene fand ſich auch der Freund Goethe's, Herzog Carl Auguſt von Weimar in Berlin ein, welcher durch ſeinen Humor nicht wenig dazu beitrug, die Feſtlichkeiten animirt, ja geräuſchvoll und lärmend zu machen. Er trieb im ungenirteſten Style Kurzweil. Als er ſich einmal in der griechiſchen Kapelle einfand, wo die junge Großfürſtin eben die Meſſe anhörte, mußte ſie ihn einladen, an ihrer Seite einen Platz auf der Bank zu nehmen, um ihn nur zu einiger Decenz zu vermögen. Zum Geburtstag der Königin, 10. März, ſtellte der Herzog einen ausbündigen Spaß an: er introducirte einen Juden, den er protegirte und der die Silhouetten der verſammelten Fürſtlichkeiten nebſt ihrem reſpectivem Gefolge nehmen mußte, alle dieſe Silhouetten wurden in einem Tableau vereinigt, um es der Königin zum Glückwunſch zu überreichen. Der Jude ward zum

Thee introducirt; während er ſilhouettirte, trieb der Herzog den ergötzlichſten Schabernack mit ihm. Zu gleicher Zeit machten die Großfürſtin und die Prinzeſſin von Oranien Muſik, der Herzog von Cambridge ſchrieb, indem er God save the king ſang, an ſeinen Onkel, den Herzog von Strelitz, der Prinz von Oranien ſpielte mit dem Prinzen von Darmſtadt Schach und der Kammerherr Wengersky las den Prinzeſſinen, die am Clavier ſaßen, eine Piece von Gualtieri in Verſen vor, die in Muſik geſetzt werden ſollte.

Eine der tollſten Schnurren, die damals den Hof und ganz Berlin reden machte, war die kurz vor dem Kriege 1806 von den Gendarmen-Offizieren extemporirte Cavalcade und Schlittenfahrt im Auguſt 1805, wobei das damals häufig gegebene Spektakelſtück von dem bekannten nachherigen Convertiten Zacharias Werner: „Luther oder die Weihe der Kraft“ allerdings auf eine höchſt expreſſive Weite verſpottet werden ſollte. Die Mummereien und öffentlichen Aufzüge in den Straßen Berlins der Gendarmen-Offiziere von früher her waren berüchtigt, die Bildung der neueren Zeit hat dieſe rohen Späße in den Hintergrund gedrückt. Den müſſigen Herren fiel ein, wieder einmal ſo einen Spaß ſich zu machen. Die Idee ging von dem nachherigen ruſſiſchen General Noſtitz aus, einem gebornen Sachſen, auf den ich noch zurück komme; Luther ſollte dargeſtellt werden mit Frau und Famulus, das Kloſterperſonal mit ſich in der Schlittenpartie führend, mit dem einſt ſeine Frau im Kloſter Nimptſch

bei Grimma in Sachſen gelebt und das ſich wie in der Offizier-Weiſe expreſſiv angenommen wurde, nach Berlin in die tolerirte Anſtalt einer Madame Etſcher, einer renommirten Kupplerin, übergeſiedelt habe. Noſtitz berichtet darüber alſo in ſeinen Memoiren:

„Ich ließ einen Schlitten auf niedrige Räder ſetzen und dieſe mit herabhängendem grauen Tuche bedecken. Vier rüſtige Pferde konnten dies Fuhrwerk bequem ziehen. Darauf wurden folgende Verhaltungsregeln aufgeſetzt: Jeder Theilnehmer ſtellt vier bis ſechs Vorreiter, alle reich gekleidet, in Jacken mit Gold- und Silbertreſſen, wie ſolches bei großen Schlittenfahrten üblich iſt. Ferner verſieht er ſich mit einem wohlangepaßten nnd anſtändigen Frauenanzug, ſo wie mit einem Damenſattel für ſein Pferd. Aus der Theatergarderobe wird die Tracht Dr. Luther's, ſo wie ſeines Famulus und der Catharina von Bora entlehnt oder gekauft. Desgleichen wird ein Anzug angeſchafft, der nach dem gewöhnlichen Hauskleide der Madame Etſchern gemacht iſt, dazu eine Punſchkelle und ein Bund Schlüſſel. Alle Offiziere, als Frauen gekleidet, kommen auf ihren Paradepferden, nur derjenige, der Madame Etſchern agirt, reitet ein kleines Pferd, Langſchwanz, mit aufgeſteckten Eſelsohren. Im Schlitten ſitzt Luther mit ſeinem Famulus, der in der Hand ſeines Herrn Flöte hält, die lächerlich lang ſein muß. Katharina reitet auf der Pritſche, in der einen Hand eine Fackel, in der andern eine Hetzpeitſche haltend. So lautete das Programm, dem getreulich nachgehandelt ward.

An einem Abend im Monat Auguſt ſammelten ſich ſämmtliche Theilnehmer in meiner Wohnung, die Offiziere als Frauen gekleidet, Graf Herzberg in der Tracht Luther's, Lieutenant Ziethen in dem Kleide der Etſchern, ein Junker vom Regiment als Famulus vermummt. Ich endlich, der Rieſenhafte, ſtellte die zarte Katharina von Bora vor. Prachtvoll gekleidete Vorreiter fehlten nicht.

Plötzlich, als Alles raſch gerichtet, die Fackeln angekommen waren, brach der Zug in der vorgezeichneten Ordnung, von einem Lichtmeer übergoſſen, aus der Charlottenſtraße unter den Linden hervor und bewegte ſich mit gemäßigter Eile durch die zuſammeneilenden Haufen von Zuſchauern, die zuerſt mit Verwunderung den Glanz des Zuges angafften, dann, wenigſtens zum Theil, die Bedeutung der Geſtalten erkennend, die Anſpielungen belachten und laut das helle Schaugepränge bejubelten.

Aber bald ſprengten Huſaren und Polizeidiener zu Pferd heran, die der Gouverneur von Berlin, Feldmarſchall Möllendorf, geſchickt hatte, um der Poſſe zu wehren und den Zug aufzuhalten. Indeſſen es war ſolches ſchon zu ſpät, die Schaarwache diente nur dazu, die uns hemmenden Haufen der Zuſchauer zu lichten, und wir durchzogen eine Stunde lang mit zunehmender Schnelligkeit die Straßen, bis der Zug in ſauſendem Galop in eine entlegene Straße ſich verlor und die Fackeln verlöſchten."

Ein königlicher Parolebefehl befahl die ſtrengſte Unterſuchung gegen die Anſtifter und Theilnehmer

jenes Skandals an. Dieſes Ungewitter verhängte über uns der einflußreiche Kabinetsſecretair Beyme, der heimlich angetrieben von ſeiner Frau, deren Mißfallen ich mir durch mein keckes Weſen zugezogen hatte, in dem luſtigen Streich einen Angriff auf die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Kirche ſehen wollte. Des Königs Unmuth traf den erſchrockenen Hof, den ſtrengen Commandeur und im Gegenſchlag das ganze Regiment. Der älteſte Theilnehmer an der Mummerei, dem Range nach, der Stabsrittmeiſter Alvensleben, ward nach Schleſien zum Küraſſierregiment Holzendorf verſetzt. Die nach der Anciennität ihm zunächſt ſtehenden drei Offiziere kamen in Arreſt auf den weißen Saal im Schloſſe, wo ſeit dem unglücklichen Katt, dem Jugendfreunde Friedrich's II., kein Gendarmen-Offizier geſeſſen hatte. Den andern Offizieren wurde ihrer Jugend wegen und in Hoffnung reuiger Beſſerung nachgeſehen."

Neun Jahre lang, von ſeiner Thronbeſteigung bis zur Kataſtrophe von Jena lebte der König an der Seite ſeiner Gemahlin in ungetrübtem ſtillen Familienglück. Von geiſtigem Genuß waren ihre Hauptnahrung die Romane Auguſt Lafontaine's in Halle, die dazumal alle Herzen, die für Tugend und Edelmuth ſchlugen, entzückten und lange Zeit die Quelle der höchſten Wonne für das junge Königspaar waren. Sie verſetzten daſſelbe in ein ganz anderes Leben, als das ſehr verdorbene und untergrabene, das ſie in der Wirklichkeit zum ſtärkſten Contraſte umgab. Sie nährten aber auch in dem König gar ſehr eine bequeme

Sentimentalität, die ihn behinderte, ſelbſtſtändig zu ſehen und kräftig zu handeln. Des Königs und der Königin Dankbarkeit gegen Lafontaine ſprach ſich in der Ertheilung eines Canonicats an denſelben aus, von deſſen Ertrag und dem Ertrag ſeiner Schriften er in ſeiner Villa dicht vor dem Thore von Halle an der Saale ſo behaglich lebte, daß er, wie Varnhagen berichtet, ſich „zu faßartiger Beleibtheit ausgemäſtet hatte.“ Varnhagen fand den Autor der Tugend- und Edelmuthsromane ziemlich hart, plump und fühllos, aber ſo productiv, daß er ſich nur an zwei Tagen der Woche zu ſchreiben erlaubte, um nicht ganz übermäßig viel zu ſchreiben. Merkwürdig war, daß er ſeiner artigen jungen Nichte, die er neben ſeiner häßlichen Frau im Hauſe hatte, ſeine Romane wie das ärgſte Gift vorenthielt, ihr überhaupt kaum erlaubte, unter Leute zu gehen.

Der junge König lebte ganz wie ein glücklicher Privatmann, einfach und anſpruchslos. So war er und blieb er auch ſein Lebelang: wie ſein Vorfahr, der erſte Friedrich Wilhelm, mit dem Zopf die Perrücken verdrängt hatte, ſo verdrängte der dritte Friedrich Wilhelm Strümpfe und Schuhe: ſeit er im erſten Jahre ſeiner Regierung 1797 ſich in der urſprünglich amerikaniſchen Kleidung, Pantalon und Stiefeln, unter den Brunnengäſten in Pyrmont hatte ſehen laſſen, ahmte man ihm nach. Damals kam auch nach dem Vorgang der Whigs von England, die, weil auf den Haarpuder eine Steuer gelegt worden war,

die Haare kurz à la guillotine abgeſchnitten trugen, das vielbeſprochene Schrecken „des Untergangs der Friſeurzunft.“ Friedrich Wilhelm ſuchte vor allen Dingen durch Sparſamkeit die von ſeinem Vorgänger vergeudeten Hunderte von Millionen wieder einzubringen. Er äußerte gleich bei ſeinem Regierungsantritt: „der König wird von den Einkünften des Kronprinzen leben müſſen.“ Dieſem Entſchluſſe zufolge behielt er ſogar ſeine bisherige Wohnung im kronprinzlichen Palais bei, mied für ſich allen Prunk und Glanz und vermehrte nicht einmal das, was man ſeinen Hausetat nannte.

---

3. Der Generaladjutant Köckeritz und der Cabinetsrath Mencken. Cabinetsordre gegen die „unnützen Brodeſſer.“ Die auswärtige Politik Preußens: das ſchlimme Neutralitätsſyſtem. Letzte Unterredung Friedrich Wilhelm's mit ſeinem großen Groß-Oheim.

Zwei Männer ſtanden in den erſten Jahren ſeiner Regierung dem König am nächſten: Köckeritz und Mencken.

Carl Leopold von Köckeritz, ein armer märkiſcher Edelmann, geboren 1744 zu Zielenzig in der Neumark, war ſein Generaladjutant und ſein Freund. Er war, wie bereits erwähnt, ein durchaus gutherziger, ehrlicher, freundlicher, ja edler und uneigennütziger,

reiner Menſch, aber eben ſo ſentimental wie ſein König, und dazu ſehr dick, ſehr unbeholfen, ſehr beſchränkt und ſehr langweilig. Freund aller Welt, protegirte er alle, die Gnadenbezeugungen begehrten, damit es ſeinem königlichen Freunde nur nie an Veranlaſſung fehlen möge, Wohlthaten zu erzeigen und ihm ſelbſt nur nie an Protegirten. Die Zahl der Penſionirten vermehrte ſich dadurch ſehr beträchtlich und es waren nicht die der Gnaden würdigſten Leute, die ſie empfingen. Männer von Geiſt und Gelehrſamkeit befanden ſich darunter keineswegs. Köckeritz verhehlte es auch gar nicht, daß er von Gelehrſamkeit nichts wiſſen wolle, aber „einen gewiſſen Blick", meinte er, müſſe man haben und ihn traute er ſich ſelbſt im höchſten Grade zu. In wiefern er ihn wirklich beſeſſen habe, läßt ein Urtheil des Herzogs von Braunſchweig errathen, der Köckeritzens Geſicht „einen ausgeſchnittenen Kürbiskopf ohne Licht im Innern" nannte. Er war im hohen Grade einfältig und ward deßhalb gar oft von ſeinem Kammerdiener Nagel, der früher ſein Reitknecht geweſen war und noch öfterer von Frau Nagel beſchwatzt und irre geleitet. Das Ehepaar Nagel war käuflich und brachte nach und nach, wie „die Galerie preußiſcher Charaktere" (von Maſſenbach und Buchholz) berichtet, ein Vermögen von 60,000 Thalern zuſammen — „ſogar von dem Sopha Sr. Excellenz des Miniſters von Schleſien Graf Hoym hat man Madame Nagel ſich erheben ſehen." Nach den Mémoires d'un homme d'état war Köckeritz als Militair „aller und jeder Talente baar und ledig, wurde aber nichts deſto weniger

zu Rathe gezogen.“ Unfähig den König mit Abſicht zu verrathen, verrieth er ihn abſichtslos: er war nicht im Stande, bei Tafel oder beim Spiel irgend ein Geheimniß bei ſich zu behalten. „Man wußte bei Hofe lange nicht, heißt es in der Galerie preußiſcher Charaktere, woher es kam, daß man keinen einmal ausgeſprochenen Gedanken vor dem Publikum verborgen halten konnte; endlich ward die Plaudertaſche ausgemittelt; doch ſo feſt ſtand Köckeritz mit allen ſeinen Schwachheiten und offenbaren Fehlern in der Gunſt des Königs, daß er nicht daraus verdrängt werden konnte.“ Eſſen und Trinken, eine Pfeife Tabak bei Cottbuſſer Bier und eine Whiſtpartie gehörten zu Köckeritzens höchſten Genüſſen. „Kaum war er, berichtet noch „die Galerie“, vom Schlachtfelde bei Auerſtädt an der Seite des Königs in Magdeburg eingetroffen, als diejenigen, die ihn zu ſprechen wünſchten, um die wahre Lage der Sachen kennen zu lernen, ihn bei einem Puterbraten von enormer Größe fanden, ganz vertieft in den ſo lange entbehrten Genuß.“ Noch kurz vor ſeinem Abgang ſchrieb Stein 22. Nov. 1808 über Köckeritz an den König: „Eines der Hauptwerkzeuge der inländiſchen Cabale iſt der General Köckeritz, er iſt der Vereinigungspunkt, an den ſich eine Menge, theils ſchwache, theils furchtſame, die Ruhe liebende — theils unter fremdem Einfluß ſtehende Menſchen anſchließen, er bringt ihre Meinungen an den Regenten und ſpäht ſeine Entſchlüſſe aus, er hindert ſehr oft den Zutritt der

Wohldenkenden zu dem Regenten“ — 1810 ward Boyen darauf Generaladjutant.

Tüchtiger und gebildeter als Köckeritz, der erst 1821, siebenundsiebzig Jahre alt, starb, war der zweite Vertrauensmann des jungen Königs, Mencken.

Anastasius Ludwig von Mencken, gebürtig aus Helmstädt, war ein Abkömmling der berühmten Leipziger Familie dieses Namens. Er war früher Legationssecretair in Stockholm gewesen, seit 1782 war er Cabinetssecretair Friedrich's des Großen und dann Cabinetsrath Friedrich Wilhelm's II.: dieser hatte ihn aber, nachdem er ihn 1790 und 1792 an den Rhein begleitet hatte, als vermeintlichen Jacobiner von den Geschäften entfernt. Mencken war der einzige von den alten Räthen Friedrich Wilhelm's II., den der Sohn beibehielt. Er war ein sanfter, freimüthiger, rechtschaffener und geschäftserfahrner, aber kränklicher Mann. Er schlug als entschiedner Freund der Grundsätze der ersten Nationalversammlung in Frankreich dem jungen Könige eine Reihe von Verordnungen vor, die ihn äußerst populär machten.

Unter diesen Cabinetsordern steht die oben an, welche die vielen unter der vorigen Regierung in Staatsdienst angestellten unnützen Subjekte ausschaffen sollte und die der König gleich in der ersten Woche seiner Regierung durch Mencken abfassen ließ.

„So bekannt es mir auch ist, daß bei sämmtlichen Departements, Kammern, Regierungen u. s. w. viele äußerst brave, rechtschaffene, arbeitsame und fähige

Männer angeſtellt ſind und daß gemäß deſſen auch die Geſchäfte in der Art betrieben werden: ſo iſt mir auch im Gegentheil nicht entgangen, daß ſich verſchiedene andere Subjecte darunter befinden, die nichts weniger als vorbenannte Qualitäten beſitzen und ihre Schuldigkeit nicht gehörig obſerviren, woraus denn wiederum zu folgern, daß nicht allemal ſo verfahren worden, als es zu erwarten geweſen. Da nun aber ein dergleichen Verfahren ins Künftige durchaus nicht mehr gelitten werden ſoll, auch ſolche unnütze Brodeſſer dem Staate nur à charge und mehr ſchaden als nützen: ſo werden ſämmtliche Departements-Chefs, Präſidenten u. ſ. w. aufgefordert, wenn ſich dergleichen unbrauchbare Subjecte in ihren reſp. Departements finden ſollten (woran nicht zu zweifeln, wenn ohne Parteilichkeit verfahren wird), ſelbige zu notiren und davon eine Liſte höheren Orts einzureichen, bei welcher dann in Kurzem die Urſachen der phyſiſchen und moraliſchen Untauglichkeit anzumerken, auch wie ſie am beſten unterzubringen oder gänzlich zu entlaſſen; denn es iſt nothwendig, auch hierin einen Unterſchied zu treffen ꝛc. — Für die Richtigkeit der Eingabe reponbiren die Eingeber. Sollten hierbei Menſchlichkeiten oder Parteilichkeiten vorkommen, ſo iſt der Eingeber unter die Zahl der unbrauchbaren Mitglieder zu rechnen, wird alſo auch eine dem gemäße Behandlung zu erwarten haben. Wenn aber dergleichen Subjecte nicht augenblicklich auszumerzen, ſo wird demungeachtet den reſp. Departements-Chefs aufgegeben, jederzeit nach Pflicht und Gewiſſen und dem von ihnen

geleiſteten Eide getreu zu verfahren, ſich der Geſchäfte mit Eifer und Thätigkeit anzunehmen und unermüdet darauf zu paſſen, daß ein Gleiches von ihren Untergebenen geſchehe, ſo daß alles vom Obern zum Niedern wie eine Kette an einander hänge und in einander greife. — Der Staat iſt nicht reich genug, um unthätige und müßige Glieder zu beſolden. Wer ſich alſo deſſen ſchuldig macht, wird ausgeſtoßen und ſind hierzu keine große Umſtände und Proceduren nothwendig, ſobald die Sache ihre Richtigkeit hat. Denn der richtige und thätige Geſchäftsgang kann nicht eines unbrauchbaren oder unwiſſenden, unthätigen Individuums halber gehemmt werden, als wo Thätigkeit und Ordnung herrſcht und wo das Recht eines jeden mit Unparteilichkeit entſchieden wird. Daß dieſes geſchehe, darauf muß unermüdet gewacht und gehalten werden, und muß, wie ſchon erwähnt, der Obere ſeinen Untergebenen jederzeit im Auge haben, und ihm durchaus keine Winkelzüge oder die geringſte Untreue ungeahndet durchgehen laſſen. Wenn dieſer Gang einmal recht eingeführt iſt, ſo wird, wie ich hoffe und mit Gottes Hülfe, das Ganze gehörig zuſammengehalten und verwaltet werden können. Auf dieſes Alles werde ich mit größter Genauigkeit und Sorgfalt wachen, den redlichen und wackern Mann jederzeit hochſchätzen und auszuzeichnen bemüht ſein, ſowie ich den, der ſeiner Schuldigkeit nicht gehörig nachlebt, dafür anſehen, und nach Maßgabe der Umſtände mit Strenge, aber Gerechtigkeit zu beſtrafen wiſſen werde. Berlin, den 23. Nov. 1797.“

Friedrich Wilhelm III. ſchlug auch in der auswärtigen Politik einen ganz verſchiednen Gang ein von dem ſeines Vaters. Während dieſer im Weſten, wie im Oſten, in Holland und in Frankreich, wie in Polen kriegeriſch eingeſchritten war, beobachtete er ein entſchieden friedliches Syſtem: er hielt die Neutralität des nördlichen Deutſchlands, die durch den Basler Frieden 1795 beſtimmt worden war, ſtreng aufrecht. Selbſt in dem Unglücksjahre der franzöſiſchen Republik, dem Jahre 1799, wo die Oeſtreicher und Ruſſen die Franzoſen aus Italien herausdrängten, war Friedrich Wilhelm III. nicht zu vermögen, ſeinen gegen die Franzoſen im Basler Frieden übernommenen Verbindlichkeiten uneingedenk zu werden. Er trat nicht zur Coalition von 1798 und ſoll damals einſt, der Beſtürmungen von Seiten Rußlands müde, ausgerufen haben: „Ich will neutral ſein und bleiben und wenn Paul mich zum Kriege zwingt, ſo könnte es nur gegen ihn ſelbſt ſein.“ Im Jahre 1800, als die politiſche Windroſe umſprang und die Coalition gegen England ſich kehrte, ſuchte Rußland wieder Preußen ins Schlepptau zu nehmen. Paul beunruhigte nicht wenig das preußiſche Cabinet. Den Abend noch vor ſeinem Tode expedirte er eine Note an den Geſandten in Berlin, Baron Krüdener, darin er anzeigte, daß er das Kurfürſtenthum Hannover für Napoleon beſtimme und daß die geringſte Weigerung von preußiſcher Seite einen Bruch und 80,000 Ruſſen Preußen über den Hals bringen werde. Auf dieſe Depeſche ſchrieb Graf Pahlen, das bekannte Hauptwerkzeug bei der Kata-

ſtrophe des Kaiſers, eigenhändig: „S. M. l'Empereur est indisposé et même se couchera aujourd-hui de meilleure heure.“ Den andern Morgen ging der Courier von Tode Paul's nach Berlin ab. Trotz dem, daß die ruſſiſche Partei damals ſchon ſehr mächtig am Hofe war, begnügte man ſich, durch Unterhandlungen und Tractate die Intereſſen Preußens ſicher zu ſtellen. Daß dieſer Weg ſo verderblich für Preußen wurde, iſt nicht Friedrich Wilhelm's Schuld, es iſt die Schuld ſeines Cabinets. Dieſes Cabinet, an deſſen Spitze freilich der König Haugwitz ließ, ſeine Unfähigkeit nicht erkennend, ſchwankte ſtets zwiſchen Rußland und Frankreich und verkannte es fortwährend, daß wohl eine kleine Mittelmacht, wie etwa Sardinien, mit Vortheil und Ehre zwiſchen zwei ſtarken Nachbarn ſich ſo behaupten kann, aber nicht eine Hauptmacht, die durchaus eine feſte und ſelbſtſtändige Politik haben muß, um eine Hauptmacht zu bleiben.

Preußen hatte allerdings im Jahre 1798, wo die zweite Coalition gegen Frankreich ſich formirte, wieder einen großen Zeitpunkt ungenützt vorübergehen laſſen. Mehrere bedeutende Stimmen haben dieſe große politiſche Unterlaſſungsſünde gerügt. „Die preußiſche Monarchie, ſagt Berenhorſt, bleibt immer — nicht ein Land, das eine Armee, ſondern eine Armee, die ein Land hat, in welchem ſie gleichſam nur einquartiert ſteht. In dem gegen Rußland, Oeſtreich und Frankreich äußerſt beſchränktem Gebiete fehlt es

an Hülfsquellen aller Art. Schöne und herrliche Gelegenheit, große Thaten zu verrichten und Europa eine neue beſſere Geſtalt, ſeinem Gleichgewicht mehr Gleichgewicht zu geben, haben die beiden Friedrich Wilhelm II. u. III. verſäumt. Dies geſchah im Jahre 1790 auf dem Congreſſe zu Reichenbach. Im Jahre 1798, als ganz Belgien und die anſtoßenden Provinzen im Aufruhr und das Heer der Directoren durch deren eigne Verworfenheit desorganiſirt, faſt vernichtet war und ſie ſelbſt keine Macht mehr hatten. Im Jahre 1799, als Paul I. 45,000 Mann hergeben und die Engländer in Holland landen wollten, oder auch als ſie ſchon gelandet waren." „Das Syſtem des Gleichgewichts, ſagen „die vertrauten Briefe," war ſeit der Theilung Polens, ſeit den Eroberungen Frankreichs und ſeit dem alles drückenden Seedespotismus der Engländer vernichtet ꝛc. Preußen mußte alſo, wo alles nach Vergrößerung ſtrebte, mit zulangen und ſeine Macht über die ſeiner geographiſchen Lage entſprechenden kleineren, benachbarten Staaten Sachſen, Heſſen, Hannover und andere ausdehnen. Es hat 1799 dazu die beſte Gelegenheit vorbei gehen laſſen."

„Fragt man: ob Preußen die engliſche oder franzöſiſche Partei ergreifen ſolle? ſo werde ich für die letztere entſcheiden."

„Preußen kann, ſo wie Frankreich, nur daran gelegen ſein, Englands Handelsmonopol zu vernichten, da dadurch alle Induſtrie und jede Entwickelung im Innern gehemmt und gelähmt wird. Ein gleiches

Intereſſe verbindet daher beide Nationen ſo lange, bis England falle.“

„Auf der andern Seite muß beiden Staaten daran gelegen ſein, ſich gegen den Coloß im Norden anzuſtämmen, daß er den Süden nicht erdrücke.“

„Friedrich Wilhelm III. mußte ſchon 1798 zu den Waffen greifen und ſeine ganze Armee mobil machen, Sachſen, Heſſen und Hannover, ſo wie die Küſten der Oſt- und Nordſee beſetzen, jene Mächte aber innigſt mit ſich vereinigen.“

„Preußen mußte Oeſtreich und Rußland mit Krieg bedrohen, England mit der Wegnahme Hannovers, um zu einem allgemeinen Frieden zu gelangen, der Frankreich ſeine Colonieen, ſeine Handlung, ſeine Marine wiedergab, Holland reſtituirte und ſeine Beſetzung dieſes Staats und die Wiedereinführung des Erbſtatthalters zuließ.“

„Frankreich würde mit beiden Händen dieſe Bedingungen angenommen haben.“

„Wollten die Alliirten nicht, ſo verband Preußen ſeine 200,000 Mann mit den franzöſiſchen Truppen, ſchloß den Engländern alle Häfen, vernichtete ihren Einfluß in den Hanſeeſtädten und auf den Meſſen zu Leipzig, Frankfurt und Braunſchweig, verkaufte ihnen weder Weizen noch Holz und nahm Hannover in Beſitz.“

„Unterdeß die Ruſſen in Italien waren, nahm es Curland weg und ſchloß auch hier den Engländern die Häfen. Oeſtreich brachte es um Böhmen und Mähren und ſetzte ſich in den Feſtungen dieſer Provinzen feſt.“

„Auf dieſe Weiſe nahmen wir Theil an den franzöſiſchen Eroberungen und unſer verwöhntes Militair würde von den Franzoſen das neue Kriegsſyſtem gelernt haben.“

„Das unglückliche Neutralitätsſyſtem iſt die Frucht der Eiferſucht zwiſchen dem Adel und dem dritten Stande. Der Adel wünſchte theils aus Perſönlichkeit, theils weil er ſeine rohen Producte theuer an die Engländer verkaufte, einen Krieg gegen Frankreich. Der dritte Stand, aus der induſtriöſen und literariſchen Claſſe beſtehend, wünſchte eine Allianz mit Frankreich. Die Regierung, ſtets von beiden Parteien angegangen, ſchlug den Mittelweg ein und blieb neutral.“

Die Politik des preußiſchen Cabinets brachte es um die Achtung in der öffentlichen Meinung. Sie war doppelzüngig, ſie war falſch, ſie war verächtlich: gerade das provocirte ſpäter Napoleon zu der rückſichtsloſen Behandlung.

In dem Könige ſelbſt lebte jederzeit der Geiſt der Ehrenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit, den ihm ſein Großoheim kurz vor ſeinem Hingange eingeſchärft hatte.

Friedrich Wilhelm III. hat ſeinem Biographen, dem Biſchof Eylert in Potsdam, an einem Sommerabend des Jahres 1823 im Parke von Sansſouci ſelbſt ſeine merkwürdige letzte Unterredung mit ſeinem Großoheim, Friedrich dem Großen, erzählt.

„Eben auf dieſer Stelle hier, auf dieſer Bank war es, wo ich ihn zum letztenmale ſah und ſprach.

Mich beglückte ſein Wohlwollen, das in Zärtlichkeit überging. Er prüfte mich in den wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden, in welchen ich damals unterrichtet wurde, namentlich in der Geſchichte und Mathematik. Ich mußte in franzöſiſcher Sprache mit ihm reden, dann zog er aus der Taſche Lafontaine's Fabeln, von denen ich eine überſetzte. Zufällig war es gerade eine ſolche, die ich beim Informator eingeübt hatte und die mir geläufig war. Dies ſagte ich, als er meine Fertigkeit lobte. Sein ernſtes Geſicht erheiterte ſich, er ſtreichelte mir ſanft die Wangen und ſetzte hinzu: „So iſt's recht, lieber Fritz; nur immer ehrlich und aufrichtig! Wolle nie ſcheinen, was Du nicht biſt; ſei ſtets mehr, als Du ſcheinſt!“ Dieſe Ermahnung hat auf mich einen unauslöſchlichen Eindruck gemacht und Verſtellung und Lüge ſind mir von Kindesbeinen an zuwider geweſen und geblieben.

Als mich Friedrich entließ, ſprach er: „Nun Fritz, werde was Tüchtiges par excellence. Es wartet Großes auf Dich. Ich bin am Ende meiner Carriere und mein Tagewerk iſt bald abſolvirt. Ich fürchte, nach meinem Tode wirds pêle mêle gehen. Ueberall liegen Gährungsſtoffe und leider nähren ſie die regierenden Herren, vorzüglich in Frankreich, ſtatt zu calmiren und zu erſtirpiren. Die Maſſen fangen ſchon an, von unten auf zu drängen und wenn dies zum Ausbruch kommt, iſt der Teufel los. Ich fürchte, Du wirſt mal einen ſchweren, böſen Stand haben. Habilitire, rüſte Dich, ſei firm; denke an

mich. Wache über unſere Ehre und unſern Ruhm. Begehe keine Ungerechtigkeit; dulde aber auch keine!“

Unter ſolchen Aeußerungen war er in Sansſouci bis zum Ausgange gekommen, wo der Obelisk ſteht. „Sieh ihn an, ſprach er zu mir. Schlank, aufſtrebend und hoch und doch feſt im Sturm und Ungewitter. Die Pyramide ſpricht zu Dir: „Ma force est ma droiture.“ Der Culminationspunkt, die höchſte Spitze überſchauet und krönet das Ganze; aber trägt nicht, ſondern wird getragen von Allem, was unter ihr liegt, vorzüglich vom unſichtbaren, tief untergebauten Fundament. Das tragende Fundament iſt das Volk in ſeiner Einheit. Halte es ſtets mit ihm, daß es Dich liebe und Dir vertraue; darin nur allein kannſt Du ſtark und glücklich ſein.“ Er maß mich mit feſtem Blick von der Fußſohle bis zum Scheitel, reichte mir die Hand, küßte mich und entließ mich mit den Worten: „Vergiß dieſe Stunde nicht!“ Ich habe ſie nicht vergeſſen.

Bekannter, als dieſe erſt durch Eylert mitgetheilte Unterredung iſt eine kürzere, die Friedrich Wilhelm III. als noch mit dem Balle ſpielendes Kind mit ſeinem Oheim hatte, der ihm einſt, weil der Ball immer und immer wieder auf ſeinen Schreibtiſch niederfiel, denſelben wegnahm, worauf der Knabe ihn mit den Worten reclamirte: „Wollen mir Ew. Maj. den Ball wiedergeben oder nicht?“ Lächelnd gab ihn

Friedrich der Große mit den Worten: „Du wirst dir Schlesien nicht nehmen lassen.“

---

4. Hof-, Civil- und Militair-Etat und diplomatisches Corps im Jahre 1800.

Unter Friedrich Wilhelm II. hatte sich die alte Einheit der Verwaltung, wie sie unter Friedrich dem Großen bestand, wieder in eine Vielherrschaft der Behörden und Beamten aufgelöst. Friedrich Wilhelm III. behielt dieses Beamtenheer seines Vaters bei. Folgendergestalt war am Ende des Jahrhunderts, im dritten Jahre der Regierung Friedrich Wilhelm's III. der preußische Hof-, Civil- und Militair-Etat zufolge des Staatskalenders fürs Jahr 1800 besetzt:

I. Hofstaat:

Noch bestanden, wie unter Friedrich dem Großen, neun Oberhofchargen.

1. Die erste Oberhofstelle, die des Oberkammerherrn, war seit dem Tode des Fürsten Sacken 1794 unbesetzt geblieben. Erst bei der Wiederherstellung der Monarchie im Jahre 1810 erhielt sie der Liebling des Königs, Fürst Wilhelm von

Wittgenſtein, geboren 1770, der ſeit dem Jahre 1795 Oberhofmeiſter der verwittweten Königin, dann ſeit 1805 Geſandter an den heſſiſchen Höfen und in Fulda bei Naſſau-Oranien geweſen war. Durch ſeine Hände gingen die Geldgeſchäfte mit dem Kurfürſten von Heſſen und Hamburger Häuſern, um Preußen nach 1807 zu den an Frankreich zu zahlenden Geldern zu verhelfen: ein in dieſen Angelegenheiten von Stein an den Fürſten geſchriebener Brief ward Veranlaſſung zu Stein's Acht. Im franzöſiſchen Trouble ward Wittgenſtein 1808 wegen angeblicher Giftmiſcherei für Napoleon in Bayonne, zu Hamburg eine Zeit lang verhaftet. 1810, als Friedrich Wilhelm von Königsberg den Hof wieder nach Berlin verſetzt hatte, ſtellte er ihn an die Spitze deſſelben. Er lebte als Haupt der preußiſchen Ariſtokratie und der preußiſchen Reaction, die zuletzt ſelbſt den Fürſten Hardenberg übermochte, den er an Stein's Stelle ins Miniſterium gebracht hatte, noch im Jahre 1850 und zwar unvermählt.

Beim Tode Friedrich Wilhelm's II. 1797 waren ſtatt 60 Kammerherren, die 1786 Friedrich der Große hinterlaſſen hatte, 210 Kammerherren übernommen worden. Im Jahre 1805 waren 260.

2. Die zweite Oberchargе, die des Obermarſchalls, bekleidete ſeit 1795 Graf Friedrich Werner von Podewils, Exc., Sohn des Cabinetsminiſters und ein ſehr reicher Herr, früher 1786 bis 1790 Geſandter in Wien, der 1804, dreiundſechzig Jahre alt, unvermählt ſtarb. Er war der Nachfolger

von Graf Auguſt Dönhoff-Friedrichſtein, dem Enkel des Stifters des Hauſes Dönhoff-Friedrichſtein, der den Utrechter Frieden geſchloſſen hatte, Otto Magnus. Ihn hatte Friedrich Wilhelm II. gleich nach der Thronbeſteigung ernannt. Er ſtarb, vermählt mit der Erbtochter des Kammerdirectors Baron du Roſey zu Königsberg 1803, einundſechzig Jahre alt. Er war früher Geſandter in Stockholm geweſen und ward 1786 zugleich zum Miniſter ernannt. Später nach dem Pariſer Frieden erhielt die Obermarſchall-Stelle Graf Auguſt von der Goltz, von der 1786 gegraften Linie Clausdorf in Weſtpreußen, früher Geſandter in Polen, Dänemark, Schweden und Rußland, derſelbe, der in der Unglückszeit nach Jena unter Stein, Altenſtein und Hardenberg das Miniſterium des Auswärtigen geführt hatte. Er erhielt zugleich die Stelle als Bundestagsgeſandter in Frankfurt, die er bis 1824 bekleidete und ſtarb 1832. Ein großer Diplomat war Goltz nicht. Stein ſchrieb 1809 an Gneiſenau: „Trauen Ew. H. doch nie der Schwäche, G. G. iſt der Wiederhall ſeiner Umgebungen, ſein Benehmen in Erfurt und Berlin war gar zu erbärmlich, er iſt ſchlechterdings unfähig, eine große Situation zu beſtehen. Spannen Sie nicht zuſammen mit ihm, das wäre Pegaſus und eine Roſinante, gut genug zum Reitpferd für den ſeichten, eitlen, pfiffigen, bebänderten N—r (Nagler, Nachfolger von Goltz als Bundestagsgeſandter, der Poſtchef, als böſes Princip in Preußen Haugwitz redivivus).

3. Die dritte Oberchargе, die des Oberſtallmeiſters, hatte im Jahre 1800 Graf Carl von Lindenau, Exc., auf Glinecke bei Berlin und Machern bei Leipzig, ein Sohn des erſten Grafen und ſächſiſchen Oberſtallmeiſters, ein Mann, der unter Friedrich Wilhelm II., bei dem er ſehr wohl ſtand, ungeheure Summen für den Stall hatte aufgehen laſſen, ſehr reich war und erſt 1842 ohne Söhne ſtarb.

4. Folgte der Grand maitre de la garderobe Graf Johann Euſtachius von Schlitz-Görz, Exc., der alte Diplomat, der unter Friedrich dem Großen Geſandter in München und Petersburg geweſen war, er war zugleich Miniſter. Görz erhielt 1790 den ſchwarzen Adlerorden, ging 1797 – 1799 als Geſandter auf den Raſtatter Friedenscongreß und erſchien dann noch einmal „als altmodiſches Petrefact“ auf dem Regensburger Reichstage 1803, wo Deutſchland getheilt wurde und Preußen das Meiſte zufiel. Görz blieb bis 1806 Geſandter am deutſchen Reichstag, ging 1807 ab und ſtarb zu Regensburg 1821, vierundachtzig Jahre alt.

5. Die fünfte Oberchargе war der Oberjägermeiſter, Friedrich Wilhelm, ſeit 1786 erſter Graf von Arnim zu Boitzenburg, Exc., ebenfalls zugleich bis 1798, wo er den Abſchied nahm, Miniſter, Chef des Forſtdepartements im Generaldirectorium. Er ſtarb 1801, zweiundſechzig Jahre alt, und iſt der Großvater des Miniſters des Aeußern in den Sturmtagen vom Jahre 1848, des Grafen Adolf Arnim. Die Gemahlin des Oberjägermeiſters war die Schweſter

der Gemahlin des Staatskanzlers Stein, eine Gräfin Wallmoden, Tochter des Feldmarſchalls, der der natürliche Sohn König Georg's II. von England und der Gräfin Wallmoden-Yarmouth war. 1805 fungirte Graf Moltke als Oberjägermeiſter.

6. Die ſechste, die Oberſchenkenſtelle, war ſeit 1796 ebenfalls unbeſetzt geblieben. 1805 fungirte Ferdinand Graf Neale von einer 1750 unter Friedrich dem Großen gegrafften, jetzt im Mannesſtamm erloſchenen Familie, von der einer 1748 holländiſcher Geſandter in Berlin war.

7. Die ſiebente Stelle bekleidete 1800 der Hofmarſchall Valentin von Maſſow auf Steinhöfel, Intendant der königl. Schlöſſer und Gärten. Maſſow ſpielte in der ganzen erſten Zeit der Regierung Friedrich Wilhelm's III. als Hofmarſchall eine große Figur, gab glänzende Feſte in ſeinem Hauſe unter den Linden und ward erſt, als der Hof von Königsberg zurückkehrte, entlaſſen: er zog ſich auf ſein Gut Steinhöfel zurück. Wahrſcheinlich iſt er es, den Stein in einem Bericht an den König wenige Tage vor ſeinem Abgang, vom 22. November 1808, alſo aufgeführt hatte: „Der .... iſt berüchtigt wegen ſeiner Abſichtlichkeit, ſeiner Habſucht, die ſich auf mancherlei Art äußert, er iſt Invalide, ſein ganzes Aeußere eine Carricatur, wie kann ihm die Auswahl und die Aufſicht über die königliche Dienerſchaft anvertraut bleiben? Man entferne dieſe Menſchen.“ Maſſow war Schwiegerſohn des reichen Miniſters Grafen Blumenthal.

8. Folgte der Schloßhauptmann: Auguſt Heinrich Graf von Wartensleben. Endlich

9. General-Director der Schauſpiele war Baron C. Fr. L. von der Recke, Bruder des Juſtiz-miniſters.

Unter ihm fungirten vier Intendanten, darunter der Intendant der Muſik Herr Jean Pierre Duport und der ehemalige Reiſemarſchall der Gräfin Lichtenau, Herr Filistri de Caramondani, Intendant des spectacles und Hofpoet.

Königliche Kapelle.

Kapellmeiſter:

Herr Vincenz Righini, früher Kapellmeiſter in Mainz, ſeit 1793 in Berlin, Componiſt der Oper Armide, geſtorben 1812.

Herr Himmel, Componiſt der Oper Fanchon, geſtorben 1814.

Concertmeiſter:

Herr Joſeph Benda und noch zwei.

Sängerinnen bei der großen Oper: fünf.

Madame Marchetti Fantozzi.
„ Schick.
„ Righini.
„ Burnat.
Mademoiſelle Schmaltz.

Sänger bei der großen Oper: neun.

Herr Concialini, Soprano.
„ Tombolini, „
„ Tosoni, Altiſt.
„ Fantozzi, Tenore.
„ Fiſcher, Baſſiſt.

Herr Franz, Baſſiſt.
„ Hurka.
„ Grassi, in Italien.
„ Coli.

Sängerinnen bei der komiſchen Oper: zwei.
Madame Liberati.
„ Benati.

Sänger bei der komiſchen Oper: vier.
Herr Liberati.
„ Benati.
„ Cosimi.
„ Lamperti.

Violiniſten: einundzwanzig, darunter
Herr Benda.
Friedrich Benda.
Franz „

Bratſchiſten: fünf.
Violoncelliſten: zehn, darunter Herr Duport der Jüngere.
Contrabäſſe: vier.
Flöttraverſiſten: drei.
Hautboiſten: ſechs.
Fagottiſten: vier.
Waldhorniſten: fünf.
Clarinettiſten: drei.

Ballet:

Balletmeiſter: Herr Lanchery.
Solotänzer: Herr Telle und noch vier.
Solotänzerinnen: Mademoiſelle Schulz (Auguſte Schulsky) und noch ſechs.

Sechzehn Figuranten.
Zwölf Figurantinnen.
Fünf Eleven und fünf Elevinnen der Tanzschule.

Königliches National-Theater.

General-Direction:

Heinrich Ludwig von Warsing, Geh. und Kammergerichts-Rath, Consulent in Justizsachen.

August Wilhelm Iffland, wirklicher Director.

Herr Fleck, Regisseur.

Personal:

Unter den fünfundvierzig Herren, Madames und Mademoiselles finden sich die Namen:

Herr und Madame Fleck.

Herr und Madame Unzelmann.

Demoiselle Eigensatz, die Geliebte von Gentz, die nach Wien ging, spätere Pedrillo und noch spätere Gräfin Herberstein.

Orkester:*)

Herr Weber, Musikdirector mit sechsundzwanzig Instrumentisten.

Neben dem Hofstaat des Königs bestanden noch die besonderen für die regierende und für die ver-

*) Der „mit Genehmigung der Preuß. Akademie der Wissenschaften herausgegebene Adreß-Kalender“ bemerkt: S. 265 ist Orkester nicht etwa ein Druckfehler, sondern zur Belehrung desjenigen großen Theils des Publici, der Orchester unrichtig Orschester ausspricht in dieserArt abgedruckt.

wittwete Königin und für die königlichen Prinzen und Prinzeſſinnen.

1. Hofſtaat der Königin:

Oberhofmeiſterin der regierenden Königin Luiſe war die ſchon beim Einzug in Berlin erwähnte Frau Sophie Wilhelmine von Voß, geborne von Pannewitz, Exc., ſeit 1793 Wittwe des Oberhofmeiſters der Gemahlin Friedrich's des Großen, 1805 als Gräfin aufgeführt. Es gehörten zum Dienſt der Königin 1805:

Fünf Hofdamen:

Fräulein von Viereck, die Aeltere.
" " " die Jüngere.
" " Moltke.
" " Hardenberg.
Gräfin von Tauentzien.

Zwei Kammerherren:

Friedrich von Schilden.
Georg Carl Vollrath von Buch.

Zwei Leibpagen:

von Hobe.
von Meyerink.

Drei Kammerfrauen:

Demoiſelle Schadow.
" Melzer.
von Reinbrecht.

Der Secretair:

Herr Fontane.

Drei Kammerdiener:

Herr Timm.

Herr Reuter.
„ Ewald.

2. Oberhofmeiſter der verwittweten Königin, Gemahlin Friedrich Wilhelm's II., war Graf Wilhelm Wittgenſtein, der ſpätere Fürſt und Oberkammerherr.

3. Als Oberhofmeiſter der verſtorbenen Königin, Gemahlin Friedrich's des Großen, iſt noch 1800 aufgeführt: Herr von Dorville, Exc., von der franzöſiſchen Colonie, der Nachfolger des 1793 geſtorbenen Herrn von Voß. Er ſtarb 1801 zu Paris, und war mit einer Nichte des alten dicken Oberſtallmeiſters Friedrich's II., Grafen Schwerin, verheirathet.

Im Jahre 1802 wurde eine neue Hofuniform eingeführt: die große für die Miniſter beim Hofſtaat des Königs, der regierenden und der verwittweten Königin roth mit blauen, goldgeſtickten Kragen, mit Brandebourgs (verzierten Knopflöchern) und Troddeln. Die kleine Uniform war im Style des Hofs von Windſor.

II. Civilſtaat:

der Cabinetsrath Beyme, die Miniſter Schulenburg-Kehnert, Struenſee, Baron Schrötter, Buchholz ꝛc.

1. Die erſte Behörde, welche allen übrigen Staatsbehörden vorgeſetzt war, bildete das von dem

Geheimen Cabinetsrath Mencken neueingerichtete Cabinet. Mencken reſignirte im Jahre 1800 wegen Kränklichkeit und ſtarb, erſt neunundvierzigjährig, 1801. An ſeine Stelle empfahl er den Kammergerichtsrath Carl Friedrich Beyme, geboren 1765 zu Königsberg in der Neumark, und dieſer ließ ſich Lombard als zweiten Cabinetsrath beiordnen.

„Der König fragte Mencken, berichten die vertrauten Briefe, wen er an ſeine Stelle zu ſetzen für fähig hielte. Er nannte drei Perſonen. Der König fragte, wer der Rechtſchaffenſte unter dieſen ſei. Mencken ſagte Beyme und ſo wurde dieſer Cabinetsrath.“

„Beyme war auf der Univerſität zu Halle als ein Menſch von Kopf und Talenten bekannt; er war damals ſchon ein Verehrer des Demokratism und wie er während der vorigen Regierung ſeine Carriere beim Kammergericht machte, da gehörte er zu der Oppoſitionspartei und war mit Mencken von der franzöſiſchen Revolution enthuſiasmirt. Er heirathete eine reiche Frau, die ſein Glück begründete, weßhalb die Dankbarkeit ihn zu ihrem Sclaven machte und die daher Einfluß auf ihn erhielt.“

„Man hält ihn durchgehends für einen talentvollen, energiſchen Mann, der beſonders feſt in ſeinen Grundſätzen iſt und ein herrliches Gemüth beſitzt. Er blieb ſtets der Freund ſeiner Freunde und dies erſtreckt ſich ſogar auf die akademiſchen Brüder, die ſo mancher andere im Strudel des bürgerlichen Geſchäftslebens zu vergeſſen pflegt.“

„Für ſeinen jetzigen Poſten paßt er nur deshalb nicht, weil er zu ſehr an der juriſtiſchen Form kleben und alle Sachen durch die Brille des Landrechts anſehen wird. Gewiß iſt, daß er einen großen Einfluß erhalten und der König ſich ihm ganz hingeben wird, denn ſein Vortrag iſt blühend, alles umfaſſend, daher überzeugend; ſeine Motiven ſind ſtets aus der Rechtlichkeit entlehnt, die ſo ganz das reine Herz des Königs durchglüht.“

„Beyme muß nach ſeinen Grundſätzen den Adel und alle Ausflüſſe der Feudalariſtokratie haſſen; er wird auf ihre Vernichtung hinwirken. Er kann nicht anders als für das franzöſiſche Syſtem ſein.“

Dieſe Vorausſetzungen gingen in Erfüllung: Beyme mit ſeinem freiſinnigen bürgerlichen Liberalismus erhielt ſich in der Gunſt des Königs bis in die Zeiten der Regeneration unter Stein und Hardenberg; ſein Freiſinn hatte aber noch mehr den altpreußiſchen Zuſchnitt. Von Eitelkeit ſoll er nicht frei geweſen ſein, doch verſchmähte er es lange, ſich adeln zu laſſen und den Adel, mit dem ihn der König beſchenken wollte, ſoll er lange ausdrücklich ausgeſchlagen haben, obgleich er von Haus aus vermögend war und während ſeiner Amtsführung noch größeres Vermögen erworben hatte, da ihm beträchtliche Geſchenke gemacht wurden von Perſonen, die, wie die Galerie preußiſcher Charaktere ſagt, „wenn ſie es einmal wagten, ihn zu beſchenken, nicht zurückgewieſen und was damit einerlei iſt, vor den Kopf geſtoßen werden konnten.“ Beyme

war im Umgang ein jovialer Mann, der gern unter Freunden vergnügt war, aber dieſe Freunde waren nur ſeine Verwandten und Jugendgenoſſen; mit anderer Geſellſchaft, namentlich der von Gelehrten und Künſtlern, die ſeinen Geſichtskreis erweitern und ſein Urtheil hätte ſchärfen können, befaßte er ſich nicht, die Jurisprudenz war ſeine ausſchließliche Wiſſenſchaft. Dem Ritter Lang erſchien er als „ein etwas ſeichter Schwätzer.“ Aeußerlich machte er durch ſeine großen hervortretenden ſchwarzen Augen eine markirte Erſcheinung.

Die dem Portefeuille Hardenberg's entfloſſenen Mémoires d'un homme d'état ſchildern Beyme, von der Seite, wie ihn die liberale Ariſtokratie beurtheilte: „Beyme ward, ſagen ſie, nach dem Regierungsantritt des Königs aus dem Juſtizfach herbeigezogen. Er war ein guter Juriſt, aber ein ſchlechter Politikus. Er haßte den Adel, der ihn haßte, er neigte nach den revolutionairen Ideen. Da er bald der einzige Cabinetsrath war, ſah er, daß er nicht Alles allein verrichten könne und ſtützte ſich auf Lombard, welcher Cabinetsſecretair war. Er ließ ihn zum zweiten Cabinetsrath ernennen. So kamen alle inneren und äußeren Angelegenheiten in ihre Hände und ſie wurden unumſchränkte Herren derſelben: denn da nach dem Geſchäftsgang ſie allein dem König die Vorlagen aus den verſchiedenen Miniſterien zu machen hatten, unterdrückten, verſtümmelten, und verfälſchten ſie dieſelben nach ihrem Belieben. Wenn ſie aber ſo aus Unwißenheit, Faulheit oder Beſtechlichkeit die Staatsintereſſen vernachläſſigten, ver-

nachläſſigten ſie, wie Alles zeugte, keineswegs ihre eigenen Intereſſen. Beyme lebte ſeines Theils zurückgezogen und affektirte die Art von Grobheit, die Freimüthigkeit und geſtrenge Haltung heuchelt; Lombard im Gegentheil war leichtſinnig und umgänglich.“ Ganz ähnlich urtheilte auch Stein, ſein großer und großartiger Rival über Beyme, auch ihm war der bürgerlich-beſchränkte Cabinetsrath gar nicht anſtändig und er überwarf ſich ſpäter aufs Ernſtlichſte mit ihm, obwohl ihm eigentlich Beyme gewiſſermaßen das Miniſterportefeuille verſchafft hatte. Beyme ward 1808 Großkanzler unter dem auf Stein's Staatskanzelariat folgenden anderthalbjährigen Miniſterium Altenſtein. Pertz im Leben Stein's ſchreibt über die damalige Amtsführung Beyme's: „Am wenigſten geſchah im Juſtizminiſterio. Der Großkanzler Beyme liebte es zwar um ſich zu greifen, ſich in alle Sachen zu miſchen, mit Reſcripten Proceſſe und Executionen zu hemmen, der Geſetzgebung in den zur Staatswirthſchaft gehörigen Sachen, Gemeinheitstheilungen, Hut- und Weidegerechtigkeiten in den Weg zu treten, rechtlich verurtheilten Beamten Begnadigung auszuwirken — aber weſentliche Verbeſſerungen wurden nicht vorgenommen, alles Alte galt für höchſt vollkommen. Beyme hielt ſich an den Miniſter des Aeuſſeren Goltz und an Altenſtein und Nagler (Altenſtein's Schwager, den nachherigen Bundestagsgeſandten und Poſtcheſ) in der Hoffnung, mit ihrer Hülfe den Grafen Dohna (den Miniſter des Innern) aus dem Sattel zu heben, erſter Miniſter zu werden. Der dem Alten ſo zugethane Beyme

wurde aber in einem Stücke aber doch ein Neuer: er überwand ſeinen Adelsabſcheu, er ward 1816 gegraft. Er trat 1819 aus dem Staatsdienſt und privatiſirte auf ſeinem Schloſſe Steglitz bei Berlin. Sein einziger Sohn ſtarb jung. Auf Lombard komme ich unten mit Mehrerem zurück.

2. Die zweite Staatsbehörde war **der Geheime Staatsrath.** Er war ebenfalls durch den Geheimen Cabinetsrath Mencken neu eingerichtet oder vielmehr geſtiftet worden.

„Mencken, berichten die vertrauten Briefe, ordnete durch das Cabinet dem Könige einen vorher nicht vorhanden geweſenen Staatsrath bei. Es wurden förmlich Cabinetsſitzungen gehalten; es gab hier ein Civil-, Militair- und auswärtiges Departement, ein Journal, eine Regiſtratur und allen Anhang eines Collegiums. Jede neue Auflage, jede königliche Etatserhöhung und extraordinaire Ausgabe, jede Domainen-, Pachts- Contracts-Confirmation, die Beſetzung der Civilſtellen bis zum Rath, jede bedeutende Sache im Innern der Staatsverwaltung mußte dem König angezeigt werden und wurde im Cabinet, deſſen Präſident er war, vorgetragen und entſchieden.“

„Der Cabinetsrath Mencken war nach der neuen Organiſation eigentlich einziger Miniſter des Innern, ohne Repräſentation, im Gewande eines ſchlichten Bürgers. Die Miniſter waren nur ſeine Inſtrumente. Die Cabinetsräthe ſtanden nur dem äußeren Schein noch den Miniſtern nach, in der Wirklichkeit aber im Hintergrunde gaben ſie ihnen,

unter der Aegide der königlichen Auctorität Befehle, ohne dafür verantwortlich zu ſein. Von dieſem Augenblicke war es nun die Auctorität des Staatsraths, des General-Directorii und des Adels geſchehen."

„Der expedirende Rath in auswärtigen Angelegenheiten (Lombard) war der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten."

Auf das Militair hatte dieſe neue Einrichtung noch keinen ſolchen Einfluß, wie auf die übrigen Stände, da ein Staabsoffizier deſſen Angelegenheiten im Cabinet betrieb, wozu Herr von Zaſtrow beſtimmt war."

Dieſer Friedrich Wilhelm v. Zaſtrow, General-Adjutant neben Köckeritz, wurde ſpäter als Diplomat an Napoleon und Lord Hutchinſon 1803 geſchickt, und negotiirte in beiden Miſſionen ſehr ungeſchickt. Er ward noch 1810 von Stein als ein Mann des alten Schlendrians, der alten Mißbräuche, vom gefährlichen Schlage der Intriguanten, Pfiffigen und Platten, wie Nagler, der nachherige Bundestags- und Poſtchef ſtigmatiſirt, die „einzuſperren und in entlegene Winkel zu verweiſen" wären: er hatte 1807 an Scharnhorſt's Stelle Kriegsminiſter zu werden gehofft. Zaſtrow und der berüchtigte Geheime Rath Ephraim, ein Nachkomme des Hofjuden Ephraim unter Friedrich dem Großen, der in allen Antichambren, deutſchen und franzöſiſchen, betroffen wurde, „dieſer gefährliche Menſch," wie ihn Stein nannte, dem er dem König rieth mit der Feſtung drohen zu laſſen — dieſe intriguirten durch Köckeritz, um den Franzoſen, die wo möglich alles forderten, wo möglich

alles zu bewilligen. Zaſtrow ſtand zu den Voß, Kalkreuth, Hatzfeld u. ſ. w.

Den Geheimen Staatsrath bildeten einundzwanzig Perſonen. Es gehörte dazu:

1—3: Die drei Cabinetsminiſter, die Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten.

4—11: Die acht Miniſter des Finanz-Departements, des ſ. g. General-Directoriums,

12—16: Die fünf Miniſter des Juſtiz-Departements.

Zu dieſen ſechzehn Miniſtern kamen noch:

17: Graf Hoym, der dirigirende Miniſter in Schleſien.

18: Graf Chriſtian Dönhoff, der dirigirende Miniſter in Preußen.

19: Freiherr von Hardenberg, der dirigirende Miniſter in Anſpach und Baireuth, der ſpätere Staatskanzler und Fürſt.

20: Der Grand maître de la garderobe, Graf Görz und endlich:

21: Der noch von Friedrich Wilhelm II. zuletzt ernannte Staatsminiſter von Bugenhagen, der, dem die zuletzt wieder eingeführte Tabakspacht untergeben worden war.

Der älteſte Miniſter im Staatsrath war der alte Graf Carl Wilhelm Fink von Finkenſtein, der ſchon ſeit 1749 eingeführt war. Er ſtarb ſchon zu Anfang des Jahres 1800, ſechsundachtzigjährig, nachdem er noch das Jahr zuvor das Jubelfeſt ſeines funfzigjährigen Staatsminiſteriums gefeiert hatte.

Als „Wirkliche Geheime Staatsminiſter,“ die nicht im Staatsrathe eingeführt waren, werden im Staatskalender aufs Jahr 1800 noch ſechs angeführt:

1. Der Marquis Lucheſini, der als Diplomat verwendet ward und als Inhaber des wichtigſten Geſandſchaftspoſtens, den der Staat damals zu vergeben hatte, des Pariſer, für Preußen verhängnißvoll genug wurde — ich komme unten auf ihn mit Mehrerem zurück.

2—4: Die drei oſtpreußiſchen Miniſter: der General und ſeit der große Fournée von 1786 erſte Graf Friedrich Gottfried von der Gröben Graf Carl Friedrich Finkenſtein, Sohn des Cabinetsminiſters Carl Wilhelm, und von Oſtau.

5. Der ſüdpreußiſche Miniſter von Buchholz und

6. Der ſchleſiſche Graf Joachim Carl Maltzahn, Obererbkämmerer von Schleſien, früher Geſandter in London.

3. Die dritte Staatsbehörde war das Cabinetsminiſterium, das Miniſterium für die auswärtigen Angelegenheiten. Aufgeführt iſt im Staatskalender aufs Jahr 1800 noch nominell: 1) der alte Graf Finkenſtein, der am 3. Januar 1800 ſtarb und neben ihm:

2) Graf Philipp Carl von Alvensleben, ein geborner Hannoveraner, früher Geſandter in Dresden, in Paris, im Haag und in London, Cabinetsminiſter ſeit 1791, gegraft 1801 und geſtorben, fünfundſiebzig Jahr alt 1802 und

3) Graf Haugwitz.

Finkenſtein und Alvensleben waren beide völlig unbedeutend. „Finkenſtein, ſagt die Charakteriſtik von Haugwitz in der Galerie preußiſcher Charaktere, Germanien 1808, „hatte durch beſtändiges Repräſentiren unter Friedrich II. alle Kraft zu denken verloren; Alvensleben, durch Genüſſe aller Art erſchöpft, heiterte ſeine ſterbende Einbildungskraft lieber durch Lectüre von Ritterromanen auf, als durch ernſthafte Studien.“ Damit ſtimmt Lord Malmesbury in ſeinen Memoiren: „Finkenſtein, ſagt er, wurde wegen ſeines Alters geachtet, Alvensleben war der galant-homme von Berlin und ordnete alle Bälle und Soupers an.“

Graf Haugwitz, auf den ich unten zurückkomme, war der Miniſter, der den Haupteinfluß hatte, einen Einfluß, der für Preußen ſo beſonders verhängnißvoll wurde.

4. Die vierte Staatsbehörde war das vielgegliederte Finanzdepartement. Es beſtand aus einem Generaldirectorium für die allgemeinen Angelegenheiten und aus mehreren Fachdepartements. Im Generaldirectorium ſaßen acht dirigirende Miniſter:

1. Der alte, noch von Friedrich dem Großen her dienende Graf Joachim Chriſtian von Blumenthal — aus der neuen erſt 1786 gegrafften preußiſchen Familie. Er war Oberaufſeher über den königlichen Schatz, erhielt 1786 zugleich mit der Grafenwürde auch den ſchwarzen Adlerorden und ſtarb 1800: er war ein reicher Herr, er hinterließ jeder ſeiner drei Töchter 300,000 Thaler. Einer ſeiner Schwiegerſöhne

war der Hofmarſchall von Maſſow. Das Geſchlecht der Blumenthal iſt noch blühend.

2. Der ebenfalls ſchon von Friedrich dem Großen 1771 angeſtellte General und ſeit 1786 erſte Graf Friedrich Wilhelm von der Schulenburg-Kehnert. Die Linie von der er ſtammte, nannte ſich von Kehnert, dem Stammgute bei Burg an der Elbe. Er hatte unter den Finanzminiſtern den Haupteinfluß unter Friedrich Wilhelm III. Er war wie Zedlitz ein ganz eigentlicher Zögling Friedrich's des Großen und genoß wegen ſeiner Brauchbarkeit als Werkzeug zur Ausführung der Ideen deſſelben ſein Wohlwollen in ſo hohem Grade, daß er beinahe unter der Laſt des Vertrauens erlag. Zuerſt in der Armee angeſtellt, dann Landrath im Salzwedelſchen Kreiſe, dann Vicedirector der Magdeburgiſchen Kriegs- und Domainenkammer ward er in einem Alter von neunundzwanzig Jahren ſchon dirigirender Miniſter beim Generaldirectorium. Beim Ausbruch des bairiſchen Erbfolgekriegs übertrug ihm Friedrich das Kriegs-Miniſterium und die Dispoſition über die Kriegskaſſen, 1782 ward er an Görne's Stelle, der nach Spandau kam, Chef der Seehandlung, 1782 erhielt er den ſchwarzen Adlerorden. Von Friedrich Wilhelm II. ward er in der großen Fournée von 1786 in den Grafenſtand erhoben, ohne daß dieſer König ihm wohl wollte, weshalb er den Abſchied nahm und auf ſeine Güter im Magdeburgiſchen ſich zurückzog. Graf Alexander Friedrich Georg Schulenburg-Blumberg, ſein Nachfolger, ein Schwiegerſohn des alten Cabinetsminiſters

Carl Wilhelm Finkenſtein, war unfähig, die Magazine waren, obgleich der Krieg drohte, ſchlecht gefüllt, er erſchoß ſich 16. Mai 1790. Nun rief der König den Grafen Schulenburg-Kehnert aus ſeinem Exile zurück und erhob ihn zum General-Lieutenant der Cavalerie und Präſidenten des neu organiſirten Oberkriegscollegiums. Mai 1791 wurde er an Herzberg's Stelle Cabinetsminiſter und begleitete 1792 den König auf den franzöſiſchen Feldzug, der in der Favorite zu Mainz entworfen, den Rückzug aus der Champagne zur Folge hatte. Das Wichtigſte was unter ſeinem Cabinetsminiſterium geſchah, war der Antrieb, den er zu der ſo unpolitiſchen zweiten Theilung von Polen gab. „Er, er allein, ſagt ſein Beurtheiler in der Galerie preußiſcher Charaktere, iſt Schuld an dem Unglück, das den preußiſchen Staat ſeitdem gewiſſermaßen verfolgt hat.“ Auch mochte er wohl fühlen, daß er dem Poſten des Auswärtigen nicht gewachſen ſei, denn er gab ihn zu Anfang des Jahres 1793 auf, begnügte ſich mit dem Kriegs-Miniſterium und der Direction der Bank und Lotterie und zog ſich wieder auf einige Monate auf ſeine Güter zurück. Ende 1793 kehrte er zur Armee am Rhein zurück und übernahm 1794 das Gouvernement von Frankfurt am Main. 1795, bald nach Abſchluß des Basler Friedens bat er um ſeine Entlaſſung, erhielt ſie aber nicht und verwaltete nun wieder das Bank- und Lotterie-Departement von ſeinen Gütern aus.

Als Friedrich Wilhelm III. den Thron beſtieg, ward er nach Berlin zurückberufen, er hatte ſchon lange das Ohr des Kronprinzen gehabt, erhielt die ſeit 1798 neu eingerichtete Stelle eines General-Controleurs der Finanzen und bemächtigte ſich nun als ſolcher faſt aller inneren Verwaltungszweige, er war zugleich noch Staats-Treſorier, Generalpoſtmeiſter, Chef der königlichen Bank und Director des Caſſen-, Münz-, Stempel- und Lotterie-Departements. Dazu ernannte ihn der König 1798 noch zum General der Cavalerie. Er genoß das beſondere Vorrecht unter allen übrigen Miniſtern allein dem König wöchentlich einmal direct, ohne Dazwiſchenkunft des Cabinetsraths Vortrag machen zu dürfen. Im Publikum nannte man das die Donnerſtags-Conferenz und trug ſich damit, daß Schulenburg den König als Chef der geheimen Polizei mit der chronique scandaleuse der Reſidenz mit allerlei Schwänken unterhalten und damit nur den agréable gemacht habe. Als im Jahre 1803 beim Reichsdeputationshauptſchluß die reichliche Ernte für Preußen von den Tiſchen der ſaculariſirten Stiftern abfiel, erhielt er den Auftrag, die neu erworbenen Provinzen in Beſitz zu nehmen und zu organiſiren. Er ließ ſich bei dieſem Organiſationsgeſchäft eine der fetteſten Pfründen des Stiftes Hildesheim, das reiche Kloſter Ringelheim für ſeine unvergeßlichen Dienſte ſchenken, berichtete auch nach der Zurückkunft von Hildesheim an der Tafel des Königs wieder von den Liebesabentheuern der katholiſchen Geiſtlichkeit in den neu erworbenen Provinzen. 1806 erhielt er den

Auftrag, das neu erworbene Hannover zu organiſiren. Bei Ausbruch des Kriegs ward er zurückberufen, um an Möllendorf's Stelle als Gouverneur von Berlin angeſtellt zu werden. Nach der Kataſtrophe von Jena erließ er an die Bürgerſchaft von Berlin das unvergeßliche Proclama: „Ruhe iſt jetzt die erſte Bürgerpflicht,“ auf das ich zurückkomme und flüchtete dann aus Berlin, indem er in Perſon den Schatz, die vorräthigen Gelder der Bank und Seehandlung und die übrigen Koſtbarkeiten nach Königsberg escortirte. Das unvergeßliche Proclama brachte ihn um alle Achtung, er ward deshalb verabſchiedet und trat nun als Staatsrath in weſtphäliſche Dienſte. Er ſtarb 1815 dreiundſiebzig Jahr alt.

Schulenburg-Kehnert war ein falſcher, ſcheinheiliger, herz- und geiſtloſer und dabei geiziger, übellauniger und gallſüchtiger Mann. Die Galerie der preußiſchen Charaktere nennt ihn einen nur im Korn- und Geldwucher ſich glücklich fühlenden, von allen Idealen und allem wahren Adel verlaſſenen Feudal-Ariſtokraten. Nach der Schlacht von Eilau benutzte er den niedrigen Cours der Bank- und Seehandlungsobligationen und ließ durch jüdiſche Banquiers eine bedeutende Summe aufkaufen. Auch die „vertrauten Briefe“ werfen ihm nächſt ſeiner Liebe zu den Frauen vor, daß er durch die großen Entrepriſen, die ihm der Staat überlaſſen, ſich bedeutende Reichthümer aufgeſammelt habe, namentlich habe er den reichen jüdiſchen Banquier Liebmann Meyer bei der Poſt und bei der Lotterie ungeheuer gewinnen laſſen. Sein Hauptſtreben ging

dahin, Haugwitz, seinen Nachfolger im Cabinetsministerium zu stürzen und dessen Stelle wieder einzunehmen. „Er war, schreibt der Lord Malmesbury in seinen Memoiren, listig genug sich populair zu machen, indem er that, als wäre er der patriotische preußische Minister und Haugwitz, Lucchesini und Hardenberg als Fremde behandelte. Als ihm das nicht gelang, zog er sich nach und nach zurück.“ Er starb mit seinen Reichthümern, ohne einen rechtmäßigen Erben männlichen Geschlechts zu hinterlassen: das Erbe und der Mann fiel an den Sohn seiner an den Grafen Friedrich August Carl Leopold Schwerin auf Wendisch Wilmersdorf verheirathete älteste Tochter Luise. Eine zweite Tochter war an Fürst Franz Ludwig Hatzfeld vermählt. Eine dritte, die schöne Minette, war eine Flamme des Prinzen Louis Ferdinand, der bei Saalfeld fiel.

3. Der dritte Minister des Generaldirectoriums war im Jahre 1800 Friedrich Anton, Freiherr von Heynitz, ein Name sehr guten Klanges in Preußen, ein Mann, den Friedrich der Große 1777 aus Sachsen berufen hatte und der nachher besonders Stein emporbrachte. Er war Chef des Departements von Westphalen und Neufchatel, des Berg- und Hüttendepartements, der Münzsachen, Oberberghauptmann und Curator der Akademie der Künste und erhielt 1790 den schwarzen Adlerorden. Er machte eines der angenehmsten Häuser in Berlin: seine Gemahlin war eine verwittwete Frau von Adelsheim geborene von Wrede. Er starb 1802. Sein Nach-

folger war Friedrich Wilhelm Graf Reden, ein Hannoveraner, berühmt als Gründer der Eisengießerei zu Berlin, gegraft durch Friedrich Wilhelm II. in der großen Fournée von 1786, gest. 1813 auf seinem Gute Buchwald in Schlesien.

4. Der vierte Minister war der alte Generalpostmeister Hans Ernst Dietrich von Werder, Chef des Departements der Kurmark, von Magdeburg, Mansfeld, Halberstadt, Hohenstein und Quedlinburg. Er war Herr von Rogäsen im Magdeburgischen und starb 1803. Sein Nachfolger war Friedrich Ludwig von Angern, gest. 1828 auf seinem Gute Süldorf im Magdeburgischen.

5. Otto Carl Friedrich von Voß, Bruder der Favoritin Friedrich Wilhelm's II., Chef des Departements der Neumark, Pommerns und Südpreußens, Schwiegersohn des Cabinetsministers Finkenstein. Er galt für einen sehr geizigen Mann, was er in Südpreußen bewies, das er abgeben mußte. Er ward später nach dem Tilsiter Unglück mit der Auseinandersetzung der französischen Forderungen beauftragt, stand deshalb in steter Verbindung mit französischen Generalen und Intendanten, glaubte beim Tafelhalten in gesellschaftlichem Ton mehr als im geschäftlichen wirken zu können und trat zuletzt an die Spitze der französischen Partei — wie Pertz im Leben Stein's sagt, an die Spitze der Anhänger des alten Systems, der Kalkreuth, Hatzfeld, Zastrow u. s. w., der Egoisten von Einfluß, die bei der nahen Räumung des Landes Anstellung und Einfluß wünschten. Herr

von Voß, ſagt Pertz, war nach dem Urtheil von Männern, die ihm nahe geſtanden haben, ein wohlwollender, ſparſamer, dabei in außerordentlichen Fällen für ſeine Verwandten ſehr großmüthiger Edelmann in Geſchäften ſorgfältig, thätig, das Bild eines altpreußiſchen Miniſters, der im Beſtehenden allein das Heil des Landes ſuchte. Er mißbilligte laut die Maaßregeln Stein's. Sein Standpunkt war der des Privatrechts, er hatte als märkiſcher Gutsbeſitzer die Ueberzeugung von der Unantaſtbarkeit der grundherrlichen Rechte, z. B. des Mühlzwangs; es entging ihm aber, daß dieſe Rechte urſprünglich auf verhältnißmäßigen Pflichten beruhen, deren Leiſtung in Abnahme gekommen war oder ganz aufgehört hatte u. ſ. w. Er rieth „alles Vertrauen könne man zu den Franzoſen haben."

6. Carl Auguſt von Struenſee, Chef des Departements der Acciſe-, Zoll-, Salz-, Fabriken-, Manufactur- und Commerzſachen und der Seehandlungsſocietät. Struenſee geb. 1735 zu Halle, war der Bruder des berühmten unglücklichen däniſchen Miniſters, ein anerkannt rechtſchaffner Mann und einer der gebildetſten preußiſchen Miniſter. Er war ein Parvenu aus der Bürgerreihe, früher Profeſſor an der Ritterakademie in Liegnitz. Schon Friedrich der Große hatte ihn als einen talentvollen Mann erkannt und ſchnell emporgehoben, 1777 ward er Bankdirector in Elbing und 1782 nach Görne's Fall Kriegs- und Domainenrath und Director der Seehandlung unter Schulenburg-Kehnert. Er ward

ſchon ehe er 1791 Miniſter ward 1789 geadelt. Graf Mirabeau ertheilte ihm in ſeinem Werke über die preußiſche Monarchie die höchſten Lobſprüche. „Er war ſehr liberal, ſagen die „vertrauten Briefe“ und nahm jeden Gebildeten, adelig oder nicht, gern an ſeinen Tiſch; er wußte mehr, als er zu wiſſen ſchien und ſchmückte ſich nicht mit fremden Federn.“ Aber, heißt es in der „Galerie preußiſcher Charaktere“ von den preußiſchen Miniſtern, die zumeiſt zugleich Generale waren und mit Stiefeln und Sporen in den Staatsrath kamen, „nie konnte ein Struenſee irgend eine Idee durchſetzen (wie erwieſen nützlich ſie auch ſein mochte) weil er nur in Schuhen und Strümpfen auftrat.“ Auch der Staatskanzler Stein, der nach Struenſee's Tode 1804 (er ſtarb neunundſechszig Jahr alt), ſein Nachfolger wurde, giebt ihm in einem ſeiner Briefe das Lob eines kräftigen, einſichtsvollen und gutmüthigen Mannes, ſetzt aber hinzu: „denen revolutionären Grundſätzen als Deiſt, gelehrter Bürgerlicher nicht abgeneigt.“

7. Der General Baron Friedrich Leopold von Schrötter, Chef des Departements von Preußen. Er ſtammte aus einer 1702 vom Kaiſer Leopold baroniſirten Familie in Preußen, die zu den begütertſten gehörte, war in Königsberg gebildet, früher Offizier und im Kriegscollegium angeſtellt und wie Johannes Müller von ihm rühmt, ein gebildeter und biederer Mann. Als der König nach dem Tilſiter Frieden, wo Stein als Staatskanzler an die Spitze trat, alle früheren Miniſter entließ, war Schrötter

der einzige, welcher blieb. Stein empfahl ihn noch bei seinem Abgang an den König mit den Worten: „Der Minister von Schrötter besitzt viel Betriebsamkeit, Geschäftserfahrung und Empfänglichkeit für liberale und größere Verwaltungsgrundsätze. Er hat dreiundfunfzig Jahre dem Staate gedient.“ Der König verlieh ihm darauf den schwarzen Adlerorden. Nach den „vertrauten Briefen“ gehörte Schrötter mit zum Rosenkreuzerbunde und hatte einen Anstrich von Schwärmerei. Sein Aeußeres war rauh und abschreckend. Aber wer ihn genau kannte, lernte ihn schätzen. Er that alles zur Cultivirung der Domainen in Preußen und zu Abschaffung der Naturaldienste; im Cassenwesen hatte er die strengste Ordnung eingeführt, unter Stein wurden die neuen Gesetze der Reorganisation der Monarchie in seinem Departement ausgearbeitet.

8. Endlich der achte Minister war der General Baron Carl Franz von der Goltz, der Chef des Militairdepartements, der mit achtzehn Jahren schon bei Zorndorf den Orden pour le mérite erhalten hatte und früher Generalintendant gewesen war, gest. 1804.

Vom General-Directorium ressortirten das Ober-Collegium Medicum in Berlin, die Ober-Kriegs- und Domainen-Rechen-Kammer daselbst und sämmtliche Kriegs- und Domainen-Kammern in den Provinzen.

5. Die fünfte Staatsbehörde war das Justizdepartement. Das Justizministerium bildeten fünf Minister:

1) Der Nachfolger Graf Carmer's, Großkanzler Heinrich Julius von Goldbeck. Er stammte aus einem thüringischen Geschlechte, gehörte aber entschieden

zur anti-adeligen Partei. Miniſter war er ſeit 1789. Sein ſpecielles Departement war das der Geſetzgebung, die Kurmark, Oſt- und Weſtpreußen und die Acciſe- und Zollgerichte. Er erhielt 1803 den ſchwarzen Adlerorden und ſtarb 1818, dreiundachtzig Jahre alt.

2) Freiherr Eberhard Friedrich Chriſtian Ludwig von der Recke, der Chef des Obertribunals und Lehnsdepartements, Schwager des berühmten weſtphäliſchen Oberpräſidenten Vinke und 1814 Generalgouverneur von Sachſen mit General Gaudi, Vater des Dichters.

3) Eberhard Julius Wilhelm Ernſt von Maſſow, Miniſter ſeit 1798, geſtorben 1816, „ein ehrliches, abgemagertes, altes Männlein," wie ihn Lang in ſeinen Memoiren kurz nach ſeinem Amtsantritte nennt. Er war der Nachfolger des alten Wöllner, der im Laufe des Jahres 1800 kinderlos ſtarb, als Chef des geiſtlichen Departements in lutheriſchen und katholiſchen Kirchen- und Schulſachen, zugleich Chef des Juſtizdepartements von Süd- und Neuoſtpreußen.

4) Friedrich Wilhelm Baron Thulemeyer, früher Geſandter im Haag, Chef des geiſtlichen Departements in reformirten Kirchen- und Schulſachen und des franzöſiſchen Colonie-Departements.

5) Endlich als Chef des Criminaldepartements Albrecht Heinrich von Arnim, aus dem Hauſe Kröchelndorf, zugleich Chefpräſident des Berliner Kammergerichts.

Es gehörten zum Juſtizdepartement die Geſetzcommiſſion unter dem Großkanzler von Goldbeck

und das Geheime Obertribunal zu Berlin unter dem Freiherrn von der Recke, dem Heinrich Dietrich Grolmann, Vater des Generals folgte, von einer alten Juriſtenfamilie aus der Mark, deren Stammvater Georg, Kaufmann und Rentmeiſter zu Bochum in Weſtphalen 1714 ſtarb. Grolmann war unter den Adeligen von 1786, aber einer der Würdigſten derſelben; er ward auch und zwar — was noch bei keiner Bürger- und auch keiner Adelsfamilie vorgekommen war, zugleich mit ſeinem Sohne Ritter des ſchwarzen Adlerordens — er ſtarb 1840, faſt neunundneunzig Jahre alt. (geb. 31. Dec. 1711, geſt. im Oct. 1840.) Es reſſortirten vom Juſtizdepartement alle Regierungen und Juſtizcollegien in den Provinzen.

6. 7. Die ſechste Oberbehörde war das Lehnsdepartement unter dem Freiherrn von der Recke und die ſiebente das geiſtliche Departement unter dem reformirten geiſtlichen Miniſter von Thulemeyer und dem lutheriſchen von Maſſow. Von dieſem Departement reſſortirten das lutheriſche Ober-Conſiſtorium und das Oberſchulcollegium, beide unter von Maſſow, der auch Obercurator der Univerſitäten, Director der K. Bibliothek und Kunſtkammer war und alle Provinzial-Conſiſtorien.

8. Die achte Behörde war das Militairdepartement. Im Oberkriegscollegium war Präſident der Herzog von Braunſchweig, der Manifeſterlaſſer, Vicepräſident Möllendorf und die drei De-

partementsdirectoren waren die Generale Baron Carl Franz Goltz, Ernſt Siegmund von Boyen und Jacob von Colong.

Unter dieſen Miniſterien ſtanden die Provinzialbehörden:

1. Für Brandenburg beſtand: die kurmärkiſche und die neumärkiſche Kriegs- und Domainenkammer zu Berlin unter den Präſidenten von Gerlach und von Schierſtädt. Gerlach war einer von der ſchon 1435 in Rom durch Kaiſer Sigismund in der Perſon eines Oberſten geadelten Familie, die unter Friedrich Wilhelm IV. in drei Gliedern eine bedeutende Hofſtellung noch einnimmt. Die Gemahlin des Generals Grolmann war eine Tochter des Kammerpräſidenten. Ferner: das Kammergericht zu Berlin, unter dem Miniſter Arnim als Chef-Präſidenten, von Wykkersloot als Präſidenten des Oberappellationsgerichtsſenats, von Schleinitz als Präſidenten des Inſtructionsſenats und Friedrich Leopold von Kircheiſen, unter Hardenberg, ſpäter (1810) Juſtizminiſter, Sohn. des Berliner Stadtpräſidenten, geadelt 1798, als Director der Criminal-Deputation. Endlich: das kurmärkiſche Pupillen-Collegium zu Berlin, das altmärkiſche Obergericht zu Stendal und die neumärkiſche Regierung zu Cüſtrin.

2. Für Weſtphalen und die Provinzen zwiſchen Elbe und Rhein beſtanden Kriegs- und Domainenkammern zu Cleve, (für Cleve), zu Hamm (für die Grafſchaft Mark) und zu Minden (für Minden mit Ravensberg, Teklenburg und Lingen): dieſe

drei Kammern ſtanden unter dem berühmten nachmaligen Staatskanzler Freiherrn Carl von Stein als Oberpräſidenten, dem nachher der berühmte Freiherr Friedrich Ludwig Philipp von Vincke als Oberpräſident der Provinz Weſtphalen folgte. Ferner waren Kammern in Oſtfriesland, in Geldern und in Mörs. Präſident der Kammern von Magdeburg und Mansfeld, Halberſtadt und Hohenſtein war Friedrich Ludwig von Angern, er ward 1803 Miniſter und ſtarb 1828 a. D. Regierungen beſtanden für Cleve und Mark unter dem Präſidenten von Rohr, für Minden und Ravensberg unter von Arnim, für Oſtfriesland zu Aurich unter von Schlechtendahl, für Geldern unter dem Kanzler von Coninx (geadelt 1787), für Mörs unter dem Director Urſinus, für Lingen unter dem Director Möller. Regierungspräſident in Magdeburg war Wangerow, in Halberſtadt von Biederſee, derſelbe, der früher Offizier in würtembergiſchen Dienſten im ſiebenjährigen Kriege geweſen und im Begriff mit andern zur polniſchen Kronarmee ſich zu begeben, von Friedrich dem Großen in ſeinem bisherigen Range als Hauptmann bei der Berliner Garniſon angeſtellt worden war. Der König erkundigte ſich nach ihm, hörte, daß er immer kränklich ſei und zu viel ſtudire. Er ließ ihn kommen und ſagte ihm gleich beim Hereintreten: „Ja, ich ſeh' es, er hat die Gelehrtenkrankheit. Ich muß ihm einen Civilpoſten geben.“ So ward Biederſee Kriegsrath in Halberſtadt und rückte dann zum Kammerdirector und Regierungspräſident auf.

3. Für Pommern war die Kammer zu Stettin unter dem Präſidenten von Ingersleben und die Regierung zu Stettin unter dem Präſidenten von Eickſtedt.

4. Für Preußen beſtand für Juſtizſachen ein beſonderes Staats-Miniſterium, das der Graf Chriſtian Dönhoff-Friedrichſtein als Obermarſchall, geſt. 1803, der Graf von der Gröben als Landhofmeiſter, der Graf von Finkenſtein (Sohn des Cabinetminiſters) als Kanzler und von Oſtau als Oberburggraf zuſammenſetzten. Chefpräſident der oſtpreußiſchen Regierung zu Königsberg war der Kanzler Graf Finkenſtein, ſein Nachfolger war der berühmte Heinrich Theodor von Schön; oſtpreußiſcher Kammerpräſident zu Königsberg war von Wagner. Chef der neuoſtpreußiſchen Regierung zu Thorn war von Beyer und zu Byaliſtock von Ziegenhorn; Kammerpräſident zu Byaliſtock: von Schimmelpfennig; zu Plock: von der Recke. Chefpräſident der weſtpreußiſchen Regierung zu Marienwerder war Carl Wilhelm Freiherr von Schrötter, Gemahl einer Gräfin Dohna-Lauk und ſeit 1798 einer Gräfin Dohna-Schlobitten, ſpäter Kanzler und Miniſter. Präſident der weſtpreußiſchen Kammer zu Marienwerder war Hans von Auerswald, ebenfalls Gemahl einer Gräfin Dohna-Lauk. Südpreußen endlich ſtand früher unter dem Miniſter von Voß, dem Bruder der Favoritin Friedrich Wilhelm's II. vom Jahre der Erwerbung 1793 an bis zur letzten Theilung 1795, wo er die Ver-

waltung verlor, weil er auf sehr ungeschickte Art die preußische Finanz- und Polizeiordnung hatte einführen wollen, die Polen kalt und zurückstoßend behandelt und sich filzig und dictatorisch bezeigt hatte. Südpreußen kam darauf unter den in Schlesien dirigirenden Staatsminister Grafen Hoym. Dieser nahm, sagen die „vertrauten Briefe," als ein feiner Mann voll Lebensphilosophie die Polen ganz anders wie sein Vorgänger. Er überhäufte sie mit Höflichkeit und bestimmte die Steuern auf eine erträgliche Art." Unterminister und Oberpräsident der südpreußischen Kammern zu Posen, Petrikau und Warschau unter von Hoym war der Staatsminister Heinrich Ludwig von Buchholz, ein intimer Freund der Gräfin Lichtenau, zu deren Habitués er gehörte, ehe er nach Warschau ging. „Diesen Mann, berichten die „vertrauten Briefe", hatte schon Friedrich II. aus der Pepinière des Prinzen Heinrich (er war sein Geheimer Cabinets-Seeretair) genommen und ihn nach Warschau geschickt, um besonders hier auf die Weiber zu wirken, denn er war schön und liebenswürdig. Er hatte lange Jahre seiner Bestimmung entsprochen und zum Beschluß seiner Laufbahn in dieser Art ein junges liebenswürdiges polnisches Weibchen geheirathet. Mit dieser kam er nach Posen, wo es seine Bestimmung war, einen kleinen Ministerialhof zu machen, die vornehmen Polen an sich zu ziehen und sie zu amüsiren, nebenher aber zuweilen den Sitzungen des Kammercollegii beizuwohnen. Diese Rolle spielte er mit Anstand und es ist wahr, daß seine Fêten brillant und

geſchmackvoll waren. Aber ſeine Nerven waren ſo abgeſtumpft, daß er zu allen Zeiten des Tags ſich nicht des Schlafs enthalten konnte. Beim Eſſen, in den Seſſionen des Kammercollegii, kurz bei allen Gelegenheiten überfiel ihn dieſer Schlaf.“ Buchholz zerfiel mit Hoym, die Buchholziſche Partei denunzirte dieſen und beinahe hätte Friedrich Wilhelm III. Hoym entfernt, wenn nicht ſeine erſte Erſcheinung bei dem neuen Hofe, wo er alles durch ſeinen Esprit de conduite für ſich einzunehmen wußte, einen guten Eindruck auf die Königin Luiſe gemacht hätte, wodurch Hoym alle ſeine zahlreichen Feinde demüthigte, die ſchon über ſeinen Fall gejubelt hatten. Er gab nur Südpreußen ab, das nun Buchholz allein dirigirte, unter dem Departementsminiſter von Voß in Berlin. Buchholz ſtarb ohne männliche Erben 1811, zuletzt noch 1809 zum Geſandten in Dresden unter Friedrich Wilhelm III. ernannt. Seine einzige Tochter heirathete einen Bronikowski. Buchholz war wahrſcheinlich ein Sohn des Treſoriers Friedrich's des Großen und ward 1784 als Reſident in Warſchau von ihm geadelt.

5. Schleſien ſtand unter dem dirigirenden „Staatsminiſter, Vicekönig, Gott der Provinz“ Grafen Hoym in Breslau. Präſidenten der beiden Kriegs- und Domainenkammern zu Breslau und Glogau waren von Bismark und von Maſſow. Chefpräſidenten der drei Oberamtsregierungen zu Breslau, Brieg und Glogau waren der Freiherr v. Seydlitz, von Windheim und Carl Ludwig von Tocceji, ehemaliger Gemahl

der Barberini, Sohn des Großkanzlers, der als Jubilar und der Letzte seines berühmten Geschlechts 1808 starb. Seine beiden Brüder — Johann Friedrich Heinrich, Oberst und Generaladjutant des großen Königs und Carl Friedrich Ernst, polnischer General, starben vor ihm — die beiden Schwestern Sophie Susanne Charlotte und Amalie waren mit dem General Platen und dem Baron Vernezobre vermählt.

6. Unter einer ganz abgesonderten Verwaltung standen noch, wie Schlesien und Preußen, die Fürstenthümer Anspach und Bayreuth. Statthalter derselben war Prinz Ludwig von Würtemberg, und dirigirender Minister Freiherr von Hardenberg, der nachherige Staatskanzler. In beiden Fürstenthümern bestanden Regierungen unter den Präsidenten von Röder und Freiherr von Völderndorf, (einem langen schwarzen hagern Mann, ins Arbeiten gleichsam romantisch verliebt, wie ihn Lang beschreibt), und Kriegs- und Domainenkammern unter dem Präsidenten Caspar Friedrich von Schuckmann, einem sehr energischen Manne, dem späteren Minister des Innern.

7. Eben so hatte auch das Fürstenthum Neufchatel seine ganz abgesonderte Verwaltung unter dem Gouverneur Staatsrath von Béville.

8. Endlich ward das Stift Quedlinburg vom Stiftshauptmann Geheimen Rath von Arnstedt verwaltet.

Ritter des rothen Adlerordens waren 1800: siebenundsiebzig, darunter einundfunfzig von der Creation Friedrich Wilhelm's II., Ritter des schwarzen Adlerordens vierundneunzig, darunter nicht weniger als zweiundsechzig von der Creation Friedrich Wilhelm's II. Er hatte sechszehn Generale decorirt.

III. Militair-Etat:

Braunschweig, Möllendorf, Fürst Hohenlohe, Kalkreuth, Rüchel ꝛc.

Die preußische Generalität bestand aus etwa 150 Generalen zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts:

1) Fünf Generalfeldmarschälle:

1. Der alte, tragisch berühmt gewordene Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der das Manifest erließ und später die verhängnißvolle Niederlage bei Auerstädt erlitt.

2. Der alte, schon 1724 geborne, schon im ersten schlesischen Kriege als Page des großen Königs angestellte, beschränkte, aber brave Hofgeneral Wichard Joachim Heinrich von Möllendorf, Gouverneur von Berlin, in welcher Eigenschaft er den oben erwähnten humanen Parolebefehl wegen der „Schlingel und Hunde" erließ, übrigens einer der reichsten Männer in Preußen, Ritter des schwarzen Adlerordens seit 1779, gestorben 1816, zweiundneunzig Jahre alt.

3. Der regierende Landgraf Wilhelm zu Hessen-Kassel, Gouverneur zu Wesel, der erster

Kurfürſt und durch die weſtphäliſche Herrſchaft vertrieben ward, der Liebhaber der Zöpfe und der Fräulein Schlotheim, der Napoleon nur „den franzöſiſchen Glücksritter“ nannte und dagegen äußerte: „Lieber bloßer preußiſcher Feldmarſchall, als König aus Napoleon's Fabrik.“

4. Alexander Friedrich von Knobelsdorf, Gouverneur zu Cüſtrin, Ritter des ſchwarzen Adlerordens ſeit 1790, geſtorben 1799.

5. Ludwig Carl von Kalkſtein, Gouverneur zu Magdeburg, aus der Familie des vom großen Kurfürſten Exequirten, Sohn des alten Feldmarſchalls und Gouverneurs Friedrich's des Großen, Ritter des ſchwarzen Adlerordens ſeit 1790, geſtorben 1800, fünfundſiebzig Jahre alt.

2) Acht Generale der Infanterie:

1. u. 2. Die Brüder Friedrich's des Großen, die Prinzen Heinrich und Ferdinand von Preußen, geſtorben 1803 und 1813.

3. Friedrich Ludwig Fürſt von Hohenlohe-Ingelfingen. Er gehörte zu Friedrich's des Großen Geſellſchaftern in ſeinen letzten Jahren und war ſeit 1790 Ritter des ſchwarzen Adlerordens und ſeit 1791 Gouverneur zu Breslau. Er war ebenfalls ein Hofgeneral, der 1806 erſt vor Begierde brannte, Lorbeeren zu erfechten, dann aber das Unglück hatte, bei Prenzlau capituliren zu müſſen. Er ſtarb erſt 1831 auf ſeinen ſchleſiſchen Gütern und ich komme auf ihn bei den Mediatiſirten zurück.

4. Heinrich Wilhelm von Anhalt, ehemals Generaladjutant Friedrich's des Großen und einer ſeiner Lieblinge, natürlicher Sohn des Erbprinzen des alten Deſſauers von der Tochter des Deſſauer Superintendenten Schardius.

5. Prinz Hans Jürge von Anhalt-Deſſau, zweiter Sohn des Siegers von Mollwitz, geſtorben 1811.

6. Wilhelm Renée Baron de l'homme von Courbière, der alte tapfere Vertheidiger von Graudenz, geſtorben 1811, achtundſiebzig Jahre alt.

7. Wilhelm Magnus von Brüneck, Gouverneur zu Königsberg, geſtorben 1817, neunzig Jahre alt.

8. Jacob von Colong, Departements-Director im Oberkriegs-Collegium, geſtorben einundachtzig Jahre alt.

3) Vier Generale der Cavalerie:

1. Prinz Ludwig von Würtemberg, Gouverneur von Anſpach und Baireuth, früher polniſcher General und Commandant von Warſchau, geſtorben 1817 als würtembergiſcher Generalfeldmarſchall. Seine Tochter iſt die Gemahlin des regierenden Königs Wilhelm von Würtemberg.

2. Graf Schulenburg-Kehnert, der Miniſter und General-Controleur der Finanzen.

3. Graf Brühl, der Oberhofmeiſter.

4. Graf Friedrich Adolf Kalkreuth, Gouverneur zu Danzig und Chef des berühmten Baireuther Dragonerregiments. Er war geboren 1737

zu Sottenhauſen bei Sangerhauſen in Thüringen. Im ſiebenjährigen Kriege war er Generaladjutant des Prinzen Heinrich, im Revolutionskriege hatte er glänzende Thaten verrichtet: er ward 1793 der Wiedereroberer von Mainz, wofür er den ſchwarzen Adlerorden erhielt. Obwohl auch bereits ein hoher Sechziger, war er wohl damals der bedeutendſte Militair in Preußen, in den wenigſtens die Armee das meiſte Zutrauen ſetzte: die Offiziere wollten ihm noch vor der Schlacht bei Jena das Commando aufdringen. Nach den „vertrauten Briefen“ war er „ſtark ruſſiſch geſinnt“ und Stein nennt ihn in einem ſeiner Briefe „einen geiſtvollen, ehrgeizigen, boshaften, ſchlauen Mann.“ Niebuhr ſchrieb nach dem Unglück von Jena und Tilſit, wo Kalkreuth die Convention wegen der franzöſiſchen Contributionen zeichnete, unterm 8. Januar 1810 an Stein: „Es iſt nicht zu bezweifeln, daß unſere Offiziere noch immer von einer großen Armee auf dem alten Fuß träumen (denken wäre zu viel geſagt): der Gutsbeſitzer, der Kaufmann, der Bauer mag zahlen und leiden. Jede Einſchränkung iſt ein Attentat. In dieſem Sinne redete Herr von Kalkreuth.“ Er ward bei der Reorganiſation der Armee nach dem Tilſiter Frieden „als an der Spitze der Trägen, lau und übel Geſinnten mit dem Zuſtand der Knechtſchaft Zufriednen,“ wie Pertz im Leben Stein's ſagt, entfernt und ſtarb 1818 als Generalfeldmarſchall und Gouverneur von Berlin, einundachtzig Jahre alt. Von der einzigen Vortrefflichkeit des bon vieux temps war

er ſo ſtark durchdrungen, daß er öfters ganze Strophen aus Canitzens Trauerode auf den Tod ſeiner Doris recitirte, um klärlichſt zu erweiſen, das ſei noch Poeſie von echtem Werthe, alle neuere könne dagegen nur gering geachtet werden. Die alte ſchleſiſche Familie der Kalkreuth iſt diejenige, in welcher die Tradition lebt, die der berühmten Schiller'ſchen Ballade: „der Gang zum Eiſenhammer“ den Stoff gegeben hat: die Reuten oder Gabeln, die in den Kalköfen zum Anſchüren des Feuers gebraucht werden, ſind das dafür ſprechende Wappen der Kalkreuthe, die übrigens erſt in der großen Fournée 1786 gegraft wurden.

4) Vierundzwanzig General-Lieutenants der Infanterie,

darunter unter andern auszuzeichnen:

1. Der liebenswürdige, geniale, excentriſche Prinz Louis Ferdinand von Preußen, der bei Saalfeld fiel.

2. Der feurige und patriotiſche, aber rauhdespotiſche und bürgerverachtende Ernſt Wilhelm Friedrich von Rüchel, Commandant von Potsdam, den Friedrich der Große ſchon im Jahre 1782 aus Stettin berief, vom Lieutenant zum Capitain avancirte und ſich oft mit ihm unterhielt, den aber die Franzoſen 1806 „den Don Quixote des preußiſchen Heers“ nannten und auf deſſen Entfernung Napoleon nach dem Tilſiter Frieden drang. Noch im Jahre 1809 ſchlug ihn Stein nebſt Blücher dem Prinzen von Oranien vor, um ihn an die Spitze der

Insurrection im nördlichen Deutschland zu stellen. Er starb 1823 in hohem Alter.

3. Der griechische Graf Lusi, der Diplomat in London und Petersburg.

4. Der Generalquartiermeister der Armee von Geusan, dem viel des Unglücks von 1806 von der „Galerie preußischer Charaktere" beigemessen wird, gestorben 1808, dreiundsiebzig Jahre alt.

5. Der Erbprinz von Oranien, nachmaliger erster König der Niederlande.

5) Neunzehn General-Lieutenants der Cavalerie,

darunter:

1. Carl August, Herzog von Weimar, der Freund Goethe's.

2. Prinz Eugen von Würtemberg, Gouverneur von Glogau während der Gefangenschaft der Gräfin Lichtenau, dann Commandant der Reserve 1806, wo er sich von Bernadotte bei Halle schlagen ließ. Ich komme auf diesen interessanten Mann, „den geschicktesten Accoucheur im Lande," wie die vertrauten Briefe ihn bezeichneten, der aber nachher als russischer General in den Befreiungskriegen sich sehr ausgezeichnet hat, in der würtembergischen Hofgeschichte.

3. Max Joseph, Kurfürst, später erster König von Baiern.

4. Der letzte Markgraf Alexander von Anspach und Baireuth, der berüchtigte Seelen-

verkäufer und Gemahl der Lady Craven, der ſein Land an Preußen verkaufte.

5. Carl Franz Baron von Goltz, der Kriegsminiſter.

Unter den Generalmajors der Cavalerie findet ſich der „Herr von Blücher," der rothe Huſarengeneral, der der größte preußiſche Held der neueren Zeit wurde.

IV. Diplomatiſches Corps Preußens unter und im Todesjahre Friedrich Wilhelm's II. 1797, am Schluſſe des Jahrhunderts und im Jahre 1805 vor Ausbruch des franzöſiſchen Kriegs.

1) In Deutſchland:

1. In Wien fungirte nach Baron Jacobi Klöſt und nach den außerordentlichen Miſſionen Biſchofswerder's und des Grafen Haugwitz: 1793—1797 der Staatsminiſter Marquis von Lucchesini, früher in Warſchau, der, als er von Wien nach Paris ging, in dieſem letzteren Jahre von Graf Keller, früher in Stockholm, dann in Petersburg, dann im Haag abgelöſt wurde, beide als Env. extr. und Min. plénip. Als Reſident war in Wien beglaubigt Geh. Leg.-Rath von Cäſar, der 1803 in den Haag ging. 1805 ward Keller abgelöſt von Geh. Leg.-Rath Carl von Brockhauſen, früher in Stockholm und Dresden, einem Pommer, der nach dem

Tilſiter Frieden als Geſandter in Paris fungirte und 1829 als Miniſter zu Berlin ſtarb. Zur preußiſchen Geſandtſchaft unter Graf Keller und Brockhauſen gehörten noch die Legationsräthe Graf Carl Finkenſtein und Piquot und der Rath von Matolai, Lehnpropſt der niederöſtreichiſchen Lehnskanzlei in Wien; von Lang, der ihn bei der Raſtatter Geſandtſchaft 1797 kannte, trefflich in ſeinen Memoiren geſchildert als „Wiener Staberl, Kanzleieſel und Laſtträger, dabei wieder argwöhniſch und ſchwermüthig, der ſich ums Leben bringen wollte, weil er ſich eingebildet, er habe irgend einmal das Geheimniß verletzt“ u. ſ. w.

Der Nachfolger Brockhauſen's war Graf Carl Finkenſtein, Sohn des beim Arnold'ſchen Proceſſe abgeſetzten Regierungspräſidenten zu Cüſtrin und Enkel des alten Cabinetsminiſters Grafen Carl Wilhelm. Er war in der Pepinière der Legationsräthe gebildet worden, bei der Friedensgeſandtſchaft zu Raſtatt 1797 und 1798 mit geweſen und dann zur Wiener Geſandtſchaft gekommen. In Raſtatt ſah ihn Lang und beſchreibt ihn in ſeinen Memoiren als einen jungen, beſcheidnen, im Allgemeinen nicht eingebildeten, aber in Geſchäften ganz unerfahrnen Mann, ohne Blüthe und ohne Leben: eine von ihm geſchriebene und chiffrirte Depeſche ging einmal ab, die man in Berlin weder leſen noch dechiffriren konnte und ein Feldjäger brachte ſie mit einem ſchrecklichen Verweis zur Umſchreibung und Verdollmetſchung zurück. Er war der Geliebte der berühmten Rahel, aber die Familie gab die Heirath nicht zu.

In dem Briefwechſel Rahel's finden ſich intereſſante Briefe über dieſes Verhältniß, das 1797, als Finkenſtein, damals fünfundzwanzigjährig, nach Raſtatt und Wien ging, getrennt ward, Rahel war ein Jahr älter. Es ſind Briefe von Burgsdorf, Gräfin Joſephine Pachta und Henriette Mendelſohn. Letztere ſchrieb über Finkenſtein unter andern aus Wien einmal unterm 8. April 1800 an Rahel: „Wenn ich Ihnen die einförmige Bewegung, in der ſein Leben verfließt, beſchriebe, in der die kleinſten Eitelkeiten, die unmännlichſten Schwächen die ſtärkſten Motive ſeiner Handlungen ſind, ich müßte Ihnen hart ſcheinen und ich würde mir ſelbſt ſo vorkommen, denn wenn man von Carl nur nicht fordert, was er nicht zu leiſten im Stande iſt, nicht Leidenſchaft und nicht mehr Charakter, als dazu gehört, eine ſchöne Uniform zu unterſtützen, iſt er recht brav und gut. Nur ſoll er nicht urtheilen und lieben wollen. Sein Herz kommt mir gerade vor wie eine Uhr für Kinder, ſie hat das Zifferblatt, aber ſie geht nicht. — Er wußte nicht, was er (in Bezug auf Sie) wünſchen, nicht was er bereuen ſollte. Und ſo geht es ihm durchaus, in der großen Welt beunruhigt ihn der Sinn für etwas Schöneres und in andere Verhältniſſe trägt er den leeren flachen Seelenzuſtand herüber, den ihm die große Welt giebt.“ Stein urtheilte ſehr gering von Finkenſtein auch als Diplomaten. In ſeinem Memoire über die Lage Europas und die von Preußen zu befolgende Politik d. d. Königsberg 11. Auguſt 1808 kommt die Stelle vor: „Der Graf F. verdient

in Hinſicht auf Verſchwiegenheit in ſeinen nächſten Umgebungen kein vollkommenes Zutrauen und man würde (zu Einleitung der Allianz) einen eignen vertrauten geheimen Agenten nach Wien ſchicken."

Graf Carl Finkenſtein ſtarb, vermählt mit einer Marquiſe de Mello-Carvalho, bereits 1811, nur neununddreißig Jahre alt, als Geſandter in Wien. Erſt 1814, kurz vor der Leipziger Schlacht, heirathete Rahel fünfundvierzigjährig den funfzehn Jahre jüngeren Varnhagen. Finkenſtein's Nachfolger war ſeit 1810 der vom Staatskanzler Hardenberg mit der wichtigen Wiener Geſandtſchaft — der wichtigſten damals für Preußen — betraute Wilhelm von Humboldt.

2. In Regensburg war bis zur Auflöſung des deutſchen Reichs preußiſcher Comitialgeſandter der Staatsminiſter und Grand Maître de la Garderobe Graf Euſtach Schlitz-Görtz. Auch dieſen ſah Lang auf dem Raſtatter Friedenscongreß 1797 und beſchreibt ihn unter den damaligen Geſandtſchaftshäuptern — „der Mehrheit nach kleinlichen, eitlen, herz- und kopfleeren Viſitenfahrern und Silbenſtechern, Paradirern, Tafelhaltern und Fenſterilluminirern" — als einen Mann „von gefälligem Benehmen, ſein Haar ſilberweiß, ſein Mund immer lächelnd und noch die wohlerhaltenen Reihen weißer ſchöner Zähne zeigend, mit der rechten Hand immer in der Weſtentaſche ſpielend, ſeine Sprache leiſe, der Gang ſacht, jede Bewegung diplomatiſch abgemeſſen. Die Geſchäfte der preußiſchen Geſandtſchaft gingen

alſo: Morgens ſchon um acht Uhr wandelte der Graf Görtz in langem Oberrock, ſeinen weißen Hausſpitz hinterher, zu ſeinem Schwiegerſohn, dem Grafen von Rechberg (nachherigen bairiſchen Standesherrn und Miniſter, damals Zweibrück vertretend) und dann zu ſeinen Buſenfreunden und Comitialorakeln, dem Grafen von Löben nnd von Edelsheim (dem ſächſiſchen und badiſchen Geſandten). Der Spitz, unterdeſſen vor den Thoren wartend, gab dieſe Conferenzen der übrigen kleinen Geſandtſchaftswelt kund; er wird nicht wenig in ihren Bulletins und Geſandtſchaftsrelationen paradirt haben. Nach Hauſe zurückgekehrt, componirte der Graf dann aus dieſen Eingebungen und Erfahrungen Fragmente von Berichten in einer Art franzöſiſcher Sprache, die ganz friſch aus einem eigenen Guß, der kurzweg lateiniſchen Worten franzöſiſche Endungen gab, hervorzugehen ſchien. Wenn ſich nach etlichen Tagen dieſe Bruchſtücke zu einem ganzen Bericht geſammelt hatten, nahm er den Weg zu den beiden andern preußiſchen Geſandten (Baron Jacobi und Dohm), bis er dann endlich zur Expedition in die Kanzlei — zum Chiffriren und Abſchreiben in duplo — gelangte, oder, was noch häufiger geſchah, nach hinreichend gewährtem Converſations- und Deliberationsſtoff dies ganz und gar unterblieb. Von elf bis drei Uhr war die Zeit der zu gebenden und anzunehmenden Viſiten, um drei Uhr Tafel bis ſechs Uhr, dann Ausruhen, Zeitungsleſen und Unterſchreiben, um acht Uhr Schauſpiel, nach Mitternacht nach Hauſe.“

3. In Wetzlar fungirten ein paar Reichskammergerichtsagenten, die Geh. Kriegsräthe von Hofmann und von Zwierlein.

4. In Dresden war von 1795—1805 preußischer Gesandter Geh. Leg.-Rath von Brockhausen, der nachher nach Wien als Gesandter ging. 1805 fungirte Leg.-Rath Lautier und später längere Zeit Graf Geßler, der Enkel des Geßlers von Hohenfriedberg, bekannt als früherer Geliebter der oben vorgekommenen s. g. Prinzessin von Eybenberg und als warmer Freund von Arndt. Unter den Briefen dieses heißsprudelnden, freiheitsliebenden, gescheiten und gelehrten Welt- und Lebemanns, die Arndt mitgetheilt hat, finden sich die stärksten Expectorationen über Sachsen, wo sie folgen werden. Der Graf starb als alter Junggeselle, über siebzigjährig, in den zwanziger Jahren zu Schmiedeberg in Schlesien.

5. In Mainz stand noch 1797: Graf von der Goltz, Geh. Leg.-Rath, Env. extr.

6. In Cöln: Christian Wilhelm von Dohm, bevollmächtigter Minister, Kreisdirectorialrath und Gesandter im niederrheinisch-westphälischen Kreise (der Memoirenschreiber).

7. In Stuttgart: Geh. Leg.-Rath von Madeweis, bevollmächtigter Minister beim schwäbischen Kreise.

8. In Kassel: Graf Wilhelm Wittgenstein, Env. extr. (der spätere Fürst und Oberkammerherr).

9. In Nürnberg: Geh. Ober-Finanzrath Schmidt und Geh. Reg.-Rath Pfeiffer, Kreis-

directorialgesandter im fränkischen Kreise. 1805: von Hänlein, Vicepräsident der Domainenkammer zu Anspach, Directorialgesandter.

10. In Frankfurt a. M.: Geh. Rath von Hochstetter, bevollmächtigter Minister im oberrheinischen Kreise und 1799 Leg.-Rath Formey, Chargé d'aff. am Kassel'schen Hofe.

11. In Hamburg: der oben bei den Schenkungen in Südpreußen genannte Graf von Lüttichau, bevollmächtigter Gesandter im niedersächsischen Kreise, der nachher 1799 in Braunschweig fungirte. Resident: Schulz, Geh. Rath. und 1799 als bevollmächtigter Gesandter. Agent: Geh. Commerzienrath Greve. 1805: August Otto Baron Grote, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister. Später Fürst Wittgenstein, der hier 1808 als angeblicher Giftmischer von den Franzosen verhaftet ward.

12. In Düsseldorf: Hofrath von Bergen, Resident.

Consuln:

1. In Hamburg: Hesse und le Coq, Consul und Viceconsul. 1799: Behr, Commerz-Agent und Lecoq, Consul. 1805: Schwarz, Consul; Schulz, Viceconsul.

2. In Bremen: Rump, Viceconsul; 1805: Delius..

3. In Lübeck: Platzmann.

4. In Leipzig: Kammerrath Crayen, Agent. 1805: Geh. Rath Dufour, Agent.

2) Auswärtige Gesandtschaften:

1. In Petersburg fungirte nach Baron Keller und General Graf Heinrich Leopold von der Goltz: Friedrich Bogislav Emanuel Graf von Tauentzien, Oberster und Flügeladjutant, Env. extr. und Min. plénip., der den Tod Catharinens 1796 erlebte. Er war der Schwager des Cabinetsministers Haugwitz und ein Sohn des Vertheidigers von Breslau, später im Befreiungskrieg ward er zum Grafen Tauentzien von Wittenberg erhoben und starb 1824. Unter Kaiser Paul fungirten: General von der Gröben und der Graf Lusi, der seit seiner Rappellirung von London unter Friedrich Wilhelm II. in Potsdam gelebt hatte; er erlebte die Katastrophe des Kaisers. Unter Alexander fungirte seit 1802: Graf August von der Goltz, von der Linie Clausdorf, der spätere Minister des Aeußern und Oberhofmarschall.

2. In London fungirte nach Graf Lusi, Baron Alvensleben und Graf Reder seit 1797: Baron von Jacobi-Klöst, Geh. Leg.-Rath, Env. extr. und Min. plénip. (früher in Wien).

3. In Paris fungirte nach Graf Goltz 1797 und 1799: Kammerherr Herr von Sandoz-Rollin, der vom großen Friedrich II. mit der Privatcorrespondenz Beehrte, früher in Madrid, als Min. plénip. Generalagent: Perregaux und Handels-Agent Cetto. Seit 1802 kam Marquis Lucchesini, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister. Nach dem Frieden von Tilsit fungirte der frühere Gesandte in Wien und spätere Minister von Brockhausen.

4. In Madrid 1797 und 1799: Graf von Rhode, Kammerherr, Env. extr. und Min. plénip. (früher in Stockholm und Kopenhagen). 1805: Leg.-Secr. und General-Conſul Henry, Chargé d'aff. ad interim, bis der aus dem Freundeskreiſe Rahel's bekannte, höchſt originelle Peter von Gualtieri, Major und Flügeladjutant des Königs, als Geſandter eintraf. Gualtieri war wahrſcheinlich ein Sohn des Gualtieri, den Friedrich der Große auf einer pommerſchen Revue in Bernau als franzöſiſchen Prediger traf, nach Berlin zog und zum Geheimen Rathe erhob. Er ſtammte von einer italieniſchen Familie, war aber leidenſchaftlicher Preuße; er ſtammte aus einer katholiſchen Familie, die zu den höchſten Kirchenwürden aufgeſtiegen war, war aber entſchiedener Proteſtant in dem Sinne wie Friedrich der Große proteſtirte. Er war auch ſonſt ein Original: von altem Adel, aber jeden ariſtokratiſchen Dünkel durch ſeine Sarkasmen niederzubohren, ſich zur Erquickung anrechnend; höchſt recherchirt bei Hofe, aber aus der Hofgeſellſchaft oft weggehend, um, wie er ausdrücklich zu hören gab, „zu Mlle. Levin zu gehen, wo die klügſten Leute zuſammen kämen," einer der Galerie der vier Eitlen Rahel's, der aber am Berliner Hofe Allen Alles ſagte. Ein höchſt ſeltſames Schweigen bewies er jedoch einmal, Haugwitz gegenüber, eben als er zum Geſandten in Madrid ernannt, aber von Haugwitz, der ihn gar nicht mochte, ein halbes Jahr hingehalten worden war. Bei einer Hofaſſemblée ſtellte er ſich, nachdem er den Miniſter am Spieltiſche feierlich

gegrüßt, ſchweigend demſelben gegenüber und ſah ihn immer an. Schon das war Haugwitz ungemein unangenehm, aber noch unangenehmer wurde das, daß Gualtieri nun die ſchrecklichſte Geſichterſchneiderei begann, die ſo plaſtiſch und maleriſch war, daß Haugwitz den ganzen Grimm des Italieners darin recht eindringlich leſen konnte. Dieſe magnetiſche Telegraphie hielt er nicht aus und ſtand auf, um Gualtieri zu ſagen, daß er morgen ſeiner Abfertigung gewärtig ſein ſolle. Gualtieri ging nach Madrid, beobachtete die Rückſichten, die das Klima verlangt, nicht, bekam ein Entzündungsfieber, nahm, einem alten Familiengrundſatze treu, keinen Arzt und mußte in der katholiſchen Reſidenz ſterben, wo das Volk den Sarg des als Ketzer Renommirten mit Steinen bewarf.

5. In Liſſabon fungirte Kammerherr Herr von Schladen als Env. extr. und Min. plénip., wahrſcheinlich derſelbe „gemeſſne würdevolle Mann," welchen, wie Varnhagen erzählt, Gualtieri einmal, als er von den Herrlichkeiten Liſſabons in Berlin berichtete, mit der Frage ganz außer Faſſung brachte: „Iſt auch gute Depravation dort?" Er war der Verehrer von Madame Lucchesini.

6. In Rom war 1797 Abt Ciofani Reſident, Uhden, Adjunct und 1799 wirklicher Reſident, Enkel des Generalfiscals unter Friedrich dem Großen. 1805 fungirte Kammerherr Wilhelm von Humboldt, der eine der berühmten Brüder. Die Familie Humboldt ſtammt aus Pommern, der Vater war Kammerherr, die Mutter eine Colomb, von derſelben

Familie, der auch die zweite Gemahlin des berühmten Blücher angehörte.

7. In Neapel fungirte: Herr Santi, Agent.

8. In Venedig 1797 und 1799: Graf Cattaneo, Reſident.

9. In Turin 1797 und 1799: Baron Chambrier d'Oleyres, Kammerherr, Env. extr.

10. In Parma: Herr Maumari, Agent.

11. In Florenz 1805: Wilhelm von Humboldt, Kammerherr, Reſident.

12. In Conſtantinopel fungirte an der Stelle des von Friedrich Wilhelm II. 1790 rappellirten einſichtigen Dietz der Major, 1805 Generalmajor Friedrich Wilhelm von Knobelsdorf, Env. extr., der 1806 nach Paris ging und von Napoleon völlig düpirt ward; von Bielefeld war Chargé d'aff. 1803. Außerdem: zwei Dolmetſcher.

13. In Kopenhagen: Baron Adam Friedrich Senfft von Pilſach, Kammerherr, Env. extr. d'Arrest, Leg.-Rath, Chargé d'aff. 1804.

14. In Stockholm ſtand: Geh. Leg.-Rath von Tarrach, Schwager Lucheſini's und Biſchoffswerder's, Env. extr.

15. In Bern ſeit 1805: Baron Chambrier d'Oleyres, Kammerherr, Geſandter (früher in Turin).

16. Im Haag fungirte ſeit 1803: Geh. Rath von Cäſar, außerordentlicher Geſandter und bevollmächtigter Miniſter, früher in Wien, 1796 geadelt. Dazu: Scholz, Chargé d'aff.; Emil Graf Lehndorf, Leg.-Rath.

Consuln im Ausland 1797, 1799 und 1805:

1. In Amsterdam 1797 u. 1799: Geh. Commerzienrath Präsident Gregory, 1805 Resident und Consul.

In Rotterdam: Schott.

„ Schiedam: von Bol-Es, Vice-Consul.

„ Antwerpen 1805: Ellinckhuysen, Commerz-Agent.

2. In London 1797 u. 1799 u. 1805: Fridag.

In Liverpool: Nissen, 1805 Maloneck.

„ Dublin: Donnell.

3. In La Rochelle: Wilkens.

In Bordeaux: Wüstenberg und Commerz-Agent Hesse.

In Marseille: Sauvage.

Auf Insel Rhé: Baudin.

In Rouen: Hilscher, Consul; Trapp, Viceconsul.

In Nantes: Pelloutier.

„ Bayonne 1799: Bardewisch. 1805 Foissy Thibaux.

In Paris 1799: Henry.

„ Dünkirchen 1799: Herwyn.

„ l'Orient: Meier.

„ Havre: Schmuck.

„ Calais 1805: Verheims, Commerz-Agent.

„ Cette 1805: Coulet, Commerz-Agent.

„ Oleron 1805: Touchon.

4. In Barcellona: Molines.

In Cadix: Sylinr; 1805: Lameyer.

In Mallaga: Rooſe, Generalconſul an der ganzen Küſte von Granada.

In Corunna: Delagoanère, Conſul an der ganzen Küſte von Gallizien.

In Santander 1799: Planté.

„ Alicante 1805: Longden.

„ Gibraltar 1805: Roß.

5. In Liſſabon 1799: Peters.

6. In Trieſt und Fiume: Beggiora; 1805: Stricker.

In Livorno 1799: Bolla, Agent.

„ Genua 1805: Philippe.

7. In Stockholm: Gruttſchreiber, Leg.-Secr. und Conſul.

In Karlskrona 1799: Eckerdt.

„ Gothenburg 1799 u. 1805: Beckmann.

„ Uddewalla 1799: Broſtröm.

„ Wyborg 1805: Hackmann.

8. In Kopenhagen: Busky, Conſul; Leth, Viceconſul.

In Helſingör: Thalbizer.

9. In Drontheim und den andern Häfen von Norwegen: Braaks.

In Chriſtianſund: Nils Moe 1805.

10. In Petersburg: Mahs; 1805: Hofbauer.

In Archangel: van Brienen.

„ Liebau: Immermann.

„ Pernau: Saringhauſen.

„ Riga 1799: Hellmund.

In Reval 1805: Küſter.

11. In der Türkei ſeit 1799:

In Lepanto: Paul.

„ Syra: Pons.

„ Theſſalonich: Graf de Cok.

„ Volo: Coidan.

„ Athen: Dauphin.

„ Pathmos, Rhodus und Samos: Gilly.

„ Chio: Graf Komata.

„ Cypern: Mathei.

„ Zea: Pangalo.

1805 in den Dardanellen: Cohen.

In Cana in Paläſtina 1799: Baliſte.

„ Gallipoli in Kleinaſien: Coen, Agent.

„ Smyrna: Eſcalon.

„ Aleppo: Picciotto.

12. In Canton: Beale, Dan., Conſul und Beale, Thomas, Viceconſul, 1805: Conſul.

13. In Curaçao: von Teylingen.

14. In Philadelphia war 1794 Generalconſul Palesque.

In Baltimore 1798: Schulze.

„ Charlestown 1805 Steinmetz.

IV. Diplomatiſches Corps in Berlin in den Jahren 1797, 1799 u. 1805.

1) Deutſche Geſandtſchaften.

1. Kaiſerliche Geſandtſchaft:

1797: Fürſt Reuß XIV., Env. extr. und Min. plénip., Gemahl der Prinzeſſin Mariane von Eybenberg, der 1799 in Berlin ſtarb.

Sein Nachfolger war Graf Philipp Stadion.

1803—1806 fungirte der ſpätere Staatskanzler Metternich als Geſandter und Franz Baron Binder von Kriegelſtein als Legationsrath.

In dem glorreichen Erhebungsjahre Oeſtreichs 1809 negotiirte vergebens Baron Philipp Weſſenberg in Berlin, Bruder des berühmten Biſchofs, einer der beſten Diplomaten Oeſtreichs, der im Angſtjahr 1848 an die Spitze des Cabinets berufen wurde — der ruſſiſche Geſandte Alopäus ſchlug ihn aus dem Felde.

2. Von Kurſachſen fungirte

1797: Graf Zinzendorf, Env. extr.

1799: Geheimer Rath Graf Rudolf Bünau, Env. extr.

1805: Graf Carl Heinrich Görtz, ein Neffe des preußiſchen Miniſters Carl Euſtach, Env. extr.

3. Kurbraunſchweigiſche Geſandtſchaft:

Baron von Rheden, Env. extr. und Min. plénip.

1805: Herr von Ompteda in gleicher Eigenſchaft.

4. Kurpfalzbairiſche Geſandtſchaft:

Baron von Poſch, erſt als Chargé d'aff., ſeit 1799 als bevollmächtigter Miniſter.

1805: Chevalier de Bray, Min. plénip. und Env. extr.

5. Kurmainz, ſpäter Reichserzkanzler zu Regensburg:

Graf Hatzfeld, Env. extr. und Min. plénip.

1805: als Chargé d'aff. ad interim: der bekannte Hiſtoriker Geh. Leg.-Rath Woltmann.

6. Braunſchweig-Wolfenbüttel:

Geh. Leg.-Rath von Moulines.

1805: Kammerherr von Sartoris.

7. Heſſen-Kaſſel:

1805: Geh. Rath von Faudel, Miniſter-Reſident, zugleich für Baden, Koburg, Hohenzollern und Bernburg als Reſident beglaubigt.

8. Heſſen-Darmſtadt:

Geh. Rath Reckert jun., Reſident.

1805: Geh. Rath Schüler von Senden, außerordentlicher Geſandter und bevollmächtigter Miniſter.

9. u. 10. Heſſen-Homburg und Hohenzollern:

Geh. Leg.-Rath Reckert sen., Reſident.

1805 für Homburg: Geh. Leg.-Rath Woltmann.

1805 für Hohenzollern: Geh. Rath von Faudel, Miniſter-Reſident für Heſſen-Kaſſel.

11. Würtemberg:

1805: General Baron Mylius, außerordentlicher bevollmächtigter Geſandter.

12. u. 13. Baden und Pfalz Zweibrück:

Geh. Leg.-Rath Oelrichs, Reſident.

1805 war von Baden beglaubigt: Geh. Rath von Faudel, Miniſter-Reſident für Heſſen-Kaſſel.

14. Mecklenburg:

Capitain Otto, Leg.-Secr.

1805: Oberhofmeiſter von Lützow, Envoyé extraord.

15—19. Anhalt-Bernburg, Hamburg, Bremen und Lübeck:

Hofrath Weyer, Agent.

1803 von Bernburg: der heſſiſche Reſident von Faudel.

1805 von Hamburg und Lübeck: Dr. Misler, Agent.

19. Schwarzburg:

1805: Geh. Leg.-Rath Woltmann.

20. u. 21. Solms-Braunfels und Rheingraf von Salm:

der heſſiſche Reſident von Faudel.

2) Geſandte von auswärtigen Höfen:

1. Ruſſiſche Geſandtſchaft:

Unter Friedrich Wilhelm II. hatten fungirt als Env. extr. und Min. plénip.: Staatsrath Maximilian von Alopäus und Herr von Kalitſchef, früher im Haag.

Unter Friedrich Wilhelm III. fungirten:

Graf Panin, ebenfalls früher im Haag,

Baron Krüdener, Gemahl der nachher ſo berühmten Freundin Alexander's und nach ihm kam wieder:

Maximilian von Alopäus, der in der verhängnißvollen Zeit von 1805 und 1806 und noch nach dem Tilſiter Frieden fungirte. Um ihn war eine ganze Pepinière junger ruſſiſcher Diplomaten, denen damals die ruſſiſche Politik eingeſchult wurde, Preußen in der Unthätigkeit zu erhalten, einzuſchläfern und den höchſten

Begriff von ruſſiſcher Macht zu inſinuiren. Es gehörten zu dieſer Pepinière:

1. Baron Benkendorf, Kammerjunker.
2. von Lazareff, Collegien-Aſſeſſor.
3. Baron Krüdener, Collegien-Aſſeſſor.
4. von Frolof, Collegien-Aſſeſſor.
5. von Facius, Collegien-Aſſeſſor.
6. Baron Holland, Collegien-Secretair.
7. Baron Löwenſtern, Secretair-Interprète.
8. Graf Ozarowsky, Collegien-Junker.
9. Fürſt Lubomirsky, Collegien-Junker.

Hierzu kam noch:

10. Der Geſandtſchaftsprediger.

2. Engliſche Geſandtſchaft:

Unter Friedrich Wilhelm II. hatten fungirt:

Lord Spencer, der 1795, funfundzwanzigjährig, in Berlin ſtarb.

Lord Elgin als Env. extr. und Min. plénip.

Unter Friedrich Wilhelm III. kam:

Lord Carisfort und

ſeit 1802: Mr. Jackson (mit 5328 Pf. St. Gehalt).

3. Franzöſiſche Geſandtſchaft:

Der letzte Geſandte, welchen Ludwig XVI. in Berlin hatte, war der Marquis Dumouſtier, der Vater deſſen, welcher nachher unter Napoleon fungirte.

Nach dem Basler Frieden 1797 fungirte: Caillard, als Min. plénip.

1798: der Abbé Sieyes als Env.

1799: Otto als Chargé d'aff.

1800: Beurnonville als Env.

1802: Bignon, der Geſchichtsſchreiber als Chargé d'aff.

Seit 1803: La Forest, als Env. extr. und Min. plenip. bis zum Bruche.

4. Spaniſche Geſandtſchaft:

1797: Chevalier de Borghese als Env. extr. und Min. plenip.

1799: Marquis de Musquitz. desgl.

1805: General de Figueroa, desgl.

5. Portugieſiſche Geſandtſchaft.

1797 und 1799: Vicomte d'Anadia als Env. extr. und Min. plenip.

Seit 1801: Chevalier Correa desgl.

1802: Chevalier de Pinheyro, als Chargé d'aff.

1805: Chevalier Correa als Env. extr. und Min. plenip.

6. Sardiniſche Geſandtſchaft:

1800: Marquis de Parella, Env. extr.

1805: Abbé Pansoja, Chargé d'aff.

7. Schwediſche Geſandtſchaft:

1787: Schulz von Aſcherade, Env. extr. Sein Leg.-Secr. war der bekannte Hauptmann Guſtav von Brinckmann, ein Intimus von Rahel, welcher nachher als Chargé d'aff. nach Paris ging, aber 1805 wieder als ſchwediſcher Chargé d'aff. in Berlin fungirte.

1799: Lars von Engeſtröm.

8. Däniſche Geſandtſchaft:

1800: H. von Roſencranz, Env. extr. Er hatte eine Ruſſin, eine Prinzeſſin Weſemsky zur Frau und ward noch im Jahre 1800 nach Rußland verſetzt. Hier blieb er jedoch nicht lange: er erhielt vom Kaiſer Paul den Befehl, Petersburg binnen vierundzwanzig Stunden zu verlaſſen. Er hatte in einer Depeſche an ſeinen Hof, welche, wie andere Depeſchen, ehe ſie Petersburg verließ, perluſtrirt ward, eine merkwürdige Idee Paul's mitgetheilt: daß, um dem ſchrecklichen Kriege ein Ende zu machen, alle Souveraine Europas, begleitet von ihren erſten Generalen und Miniſtern ſich zu einem Turniere einfinden und Mann für Mann mit einander fechten ſollten. Er ſelbſt hatte ſich erboten, Pahlen und Kutuſow mitzubringen. Pitt, Thugut, Bernſtorf u. ſ. w. ſollten ſich nur auch ſtellen. Die drollige Geſchichte kam ſogar in die Petersburger Zeitung, die der Kaiſer ebenfalls redigirte, wenigſtens invigilirte.

1805 war däniſcher Geſandter in Berlin: Graf Bandiſſin, General, außerordentl. Geſ.

9. Türkiſche Geſandtſchaft:

Seit 1804 fungirte Jacob Argiropulo als bevollm. Min. und Copri als Chargé d'aff.

5. Sittenſpiegel der preußiſchen Hauptſtadt und des preußiſchen Volks nach den „vertrauten Briefen“; Weibergemeinſchaft bei den Offizieren u. ſ. w. Perſonalien des Triumvirats Haugwitz, Lombard und Luccheſini. Die Kriegspartei neben dem Prinzen Louis Ferdinand. Perſonalien des preußiſchen Alcibiades nach dem Tagebuch ſeines Adjutanten Carl Noſtitz. Madame Pauline Wieſel. Demoiſelle Fromm und ihre Kinder Louis und Blanche von Wildenbruch. Rahel Levin, Gentz, Johannes Müller, Duſſeck u. ſ. w. Leben in Schrike.

Das Unglück, das über Preußen kam, war die Frucht der vorhergehenden Regierung, die drei ſehr ſchlimme Dinge zum Erbtheil hinterließ: die Demoraliſation der Nation, das Cabinet Friedrich Wilhelm's II., das beibehalten wurde, und die Erſchöpfung des Schatzes.

Die Demoraliſation datirte ſchon von der Regierung Friedrich's des Großen. Die leichten Eheſcheidungen wurden eine wahre Peſt für die Familien: es gab im Jahre 1791 eine Frau von Arnſtädt am Berliner Hofe, die vorher den Namen Kuiphauſen, noch früher den Eliot und ganz früh den Kraut geführt hatte. Unter Friedrich dem Großen hatte aber noch eine ſehr ſtrenge Etikette geherrſcht — unter Friedrich Wilhelm III. plünderten die zu den Hoffeſten eingeladenen jungen Offiziere ganz ungeſcheut ſchon die Tafeln und Buffets, als ſeien es feindliche Marketenderbuden — ſo weit war ſchon der Ton und die Sitte äußerlich beim Adel gefallen.

Ueber die Demoraliſation berichten in ihrer derben Sprache die vertrauten Briefe abſchreckende Specialitäten: „Die Nation iſt ſchon zu ſehr verdorben. Die Schlemmer in Berlin ſpotten über die Nüchternheit des Königs; ſie haſchen und ſuchen nach irgend einer Aeußerung des königlichen Ehepaars, ob nicht ein Funken von Unregelmäßigkeit in ihnen iſt, ob der König oder ſeine Gemahlin keine geheime Liebe nähren; ſie möchten vor Bosheit berſten, daß ſie auf dieſem Spiegel keinen Flecken finden können.“

„Die große Popularität Friedrich Wilhelm's iſt ihnen zuwider; er ſoll ſich mit einer Glorie umgeben, er ſoll einen brillanten Hof halten, wo es etwas zu brudern, wo es Intriguen und Kabalen giebt, wo man etwas Neues erfährt. Das iſt der langweiligſte Hof, der Berliner, ſagen ſie, da fließt ein Tag wie der andere dahin, man möchte vor langer Weile ſterben.“

„In der Reſidenz hat man die phyſiſchen Genüſſe ſo verfeinert, daß das Leben bei Hof damit grell abſticht. Es giebt hier eine Menge von Leuten aus dem Militair-, Civil- und Handlungsſtande, die ein wahres Studium daraus gemacht haben, das Leben zu genießen ꝛc.“

„Die Weiber ſind ſo verdorben, daß ſelbſt vornehme adliche Damen, eine Frau von C., ſich zu Kupplerinnen herabwürdigen, junge Weiber und Mädchen von Stande an ſich zu ziehen, um ſie zu verführen ꝛc.“

„Mancher Zirkel von ausſchweifenden Weibern von Stande vereinigt ſich auch wohl und miethet ein meu-

blirtes Quartier in Compagnie, wohin ſie ihre Liebhaber beſtellen und ohne Zwang Bacchanale und Orgien feiern, die ſelbſt dem Regenten von Frankreich unbekannt und neu geweſen wären."

„Man findet in den erſten öffentlichen Häuſern noch wahre Veſtalinnen gegen manche vornehme Berliner Damen, die im Publico als Tonangeberinnen figuriren."

„Es giebt vornehme Weiber in Berlin (eine G. K***) die ſich nicht ſchämen, im Schauſpielhauſe auf der Bank der öffentlichen Mädchen zu ſitzen, ſich hier Galane zu verſchaffen und mit ihnen zu Hauſe zu gehen."

„Da Berlin der Centralpunkt der preußiſchen Monarchie iſt, von wo alles Böſe und Gute über die Provinzen ſich ausgießt, ſo hat ſich jene Verdorbenheit auch dort nach und nach ausgebreitet."

„Die Herbſtmanövres und die Revüen ziehen aus allen Garniſonen viele Offiziere nach Berlin; vom Civil kommen die Referendarien zum großen Examen hierher; die Aerzte müſſen hier, ſo wie die Baubedienten ihren Curſus machen; mancher reiche Jüngling eilt des Vergnügens wegen hierher, ſo daß eine Sammlung vieler Provinzialiſten ſich hier befindet, die ſich nur zu leicht in die Geheimniſſe der Berliner Freuden einweihen laſſen, darin theils untergehen, theils das Gift nach Hauſe mitnehmen und es hier ihren Umgebungen einimpfen. Das Verderben der Sitten hat ſich auch auf dieſe Weiſe allen Ständen mitgetheilt.

„Der Offizierſtand, der, ſchon früher ganz dem Müſſigang hingegeben, den Wiſſenſchaften entfremdet war, hat es am weiteſten unter allen in der Genußfertigkeit gebracht. Sie treten alles mit Füßen, dieſe privilegirten Störenfriede, was ſonſt heilig genannt wurde: Religion, eheliche Treue, alle Tugenden der Häuslichkeit der Alten. Ihre Weiber ſind unter ihnen Gemeingut geworden, die ſie verkaufen und vertauſchen und ſich wechſelsweiſe verführen.“

„Kein ehrlicher Bürgersmann, und dieſe Menſchenclaſſe, die das andere Geſindel Spießbürger nennt, iſt ſehr rechtlich, kein ſolider Civiliſt kann ein Weib mehr bekommen, was jene Schmeißfliegen nicht ſchon verunreinigt hätten oder, wenn ſie unſchuldig in den Eheſtand trat, nicht zu beflecken verſuchten. Dieſe entnervten, an Seele und Leib befleckten jungen Greiſe, wie wollen ſie die Strapazen des Kriegs aushalten, die Leute, mit den erſchlafften Muskeln, denen man durch angezwängte knappe Kleidung, durch wattirte Hoſen und falſche Waden ein Anſehn zu geben wußte. Ich kenne ehrenvolle Ausnahmen: es iſt die Minorität.“

„Der Landrath Baron von Nareth im Peyßernſchen Kreiſe iſt der Brandſtiftung und des Straßenraubs beſchuldigt; der Landrath Wargorsky, Kaliſcher Kreiſes, des Todtſchlags, da man den Abt Lipsky bei ihm ermordet gefunden hat. Der Präſident von Appeln in Petrikau hat ſich erſchoſſen, weil ſeine Betrügereien ſind entdeckt worden. Der Kriegsrath Denſo iſt caſſirt, weil er unregelmäßige Sporteln eingezogen hat, der Kammerfiscal Schnakenburg und

der Jagdfiscal Heyne ſind wegen ähnlicher Verbrechen caſſirt."

„Es iſt ſo weit gekommen, daß vermöge königlicher Verordnung ein Offiziant contrahirte Schulden nicht bezahlen darf, wenn er nur 400 Thaler Gehalt hat."

„Selbſt der Bauernſtand iſt verdorben, allen Laſtern ergeben. Er achtet keine Sittenlehren ſeiner Pfarrer mehr, die Geſetze ſind ihm zum Gelächter geworden, alle Bande, die das Volk feſſelten, ſind aufgelöſt."

„Einer ſo verdorbenen Nation war der ſanfte, gutmüthige, rechtliche Friedrich Wilhelm III. nicht zum König geſchaffen. Ein Despot ohne Gleichen mußte auf Friedrich Wilhelm II. folgen, um dies Geſchmeiß zu regieren."

Noch aus Prag unterm 17. März 1811 ſchrieb der verbannte Stein an die Prinzeſſin Wilhelm:

„Ich verehre den König wegen ſeiner religiöſen Sittlichkeit, ſeiner reinen Liebe zum Guten, ich liebe ihn wegen ſeines wohlwollenden Charakters und beklage ihn, daß er in einem eiſernen Zeitalter lebt, wo dieſe Milde, dieſe Rechtſchaffenheit nur ſeinen Fall beförderten und in welchem nur eins Noth thut, um ſich zu erhalten: ein überwiegendes Feldherrntalent, verbunden mit rückſichtsloſem Egoismus, der alles beugt und niedertritt, um auf Leichnamen zu thronen."

Ein zweites ſchlimmes Erbtheil aus der Verlaſſenſchaft Friedrich Wilhelm's II. war der übernommene Diener-Etat. Friedrich Wilhelm III. behielt ſeines Vaters Cabinet bei und in ihm fanden ſich die hinterliſtigen aalglatten Heuchler, die bleichen Ausſchweiflinge, von ausgeſchwächtem, ganz haltungsloſen

Charakter und die feilen und niedrigen Habsüchtigen und Lungerer, welche nach der Stimme der öffentlichen Meinung selbst keinen Verrath scheuten, der bezahlt wurde. Die Häupter der Hofpartei der vorhergehenden Regierung, die Gräfin Lichtenau und der General Bischofswerder — dieser mit 1200 Thalern Pension und dem schwarzen Adlerorden, er starb vor dem Unglück 1806 — wurden zwar entfernt, aber im Cabinet blieben namentlich drei Männer, die durch die unlautern und ungeschickten Gänge der Diplomatik den Staat an den Abgrund des Untergangs führten.

Diese drei Männer waren Graf Haugwitz, der Minister des Aeusseren, der Kabinetsrath Lombard und der Marchese Luccheſini, der Gesandte in Paris.

Graf Heinrich Christian Kurt von Haugwitz, Freiherr von Krappitz war der Enkel des im Jahre 1732 gegrafte kursächsischen und polnischen Generals Georg Carl von Haugwitz, der in Niederschlesien begütert war und der Großneffe des unter Maria Thereſia berühmten Finanzministers Friedrich Wilhelm. Der preußische Cabinetsminister ward 1752 auf dem väterlichen Gute Peuke bei Oels in Schlesien geboren. Schon in seiner Jugend ward der Grund zu einer Hauptrichtung, die in seinem Wesen später hervortrat, gelegt: er ward mit fromm herrnhuthischer sentimentaler Vornehmheit umgeben. Dann studirte er in Halle und in Göttingen, wo gerade zur Klopstock'ſchen Zeit der Bardenbund blühte. Er trieb auf den Universitäten allerlei, ohne etwas gründlich zu lernen. Nach diesem zwecklosen akademischen Leben fing er ein eben so zweckloses Reiseleben an.

Er zog 1775 mit dem Grafen Chriſtian Stolberg und Göthe in die Schweiz, dann mit einem Grafen Dönhoff in Italien umher, überall das damals beliebte Genieweſen treibend, d. h. abentheuernd und ausſchweifend. Beſonders lange verweilte er in Florenz am Hofe des Großherzogs Leopold, der ſpäter Kaiſer ward. Von dieſem durch ſeine Debauchen, die ihn ins frühe Grab brachten, genugſam bekannten Fürſten ward er ſehr begünſtigt und ſog hier an der Quelle den italieniſchen Intriguengeiſt ein, welchen er ſpäter in Verbindung mit dem Marcheſe Lucheſini im preußiſchen Cabinete zur Anwendung brachte. Zurückgekehrt, heirathete er 1776 eine Tochter des Generals Tauentzien. Die erſten Jahre ſeiner Ehe verlebte er auf eine eben ſo phantaſtiſche Weiſe, wie er früher gereiſt und ſtudirt hatte, in der Ueberſpannung der Liebesgefühle ein Arkadien ſuchend, das er nirgends fand. Er reiſte mit ſeiner jungen Gemahlin 1779 und 1780 nochmals nach der Schweiz und Italien. Bald darauf aber trat eine Erkältung zwiſchen den beiden Ehegatten ein. An die Stelle der früheren Weichheit des zärtlichen Gemahls trat Härte, im Publicum ſprach man ſogar von Mißhandlungen, die die früher angebetete Gemahlin erfahren haben ſollte. Während der Regierung Friedrich Wilhelm's II. brachte er alle ſeine Abende, ſich incognito an den Häuſern hinſchleichend, unter den Linden bei den kleinen Soupers zu, die in die Nacht bis zwei Uhr dauerten; er ſchlug regelmäßig aus, in großer Geſellſchaft, ſelbſt bei Hofe zu ſoupiren, indem er ſich

mit den überhäuften Geſchäften entſchuldigte. Das änderte ſich erſt, als Friedrich Wilhelm III. auf den Thron kam; dem Herren nachzuahmen ſah man damals Haugwitz den zärtlichen Gatten und guten Vater wieder machen: er überhäufte ſeine Gemahlin mit Zärtlichkeiten, ging mit ihr ſpazieren und fuhr in demſelben Wagen mit ihr aus. Sie rächte ſich übrigens ſpäter und gehörte unter den dames folles Berlins zu den unternehmendſten; ſie war unter andern in der verbotenen erotiſch-galanten franzöſiſchen Literatur mit und ohne Kupfern völlig bewandert und ſprach davon ohne allen Rückhalt. Unter Friedrich Wilhelm II. warf ſich Haugwitz mit Inbrunſt auf den Myſticismus und die Roſenkreuzerei: Lavatern, der damals Furore in der eleganten Welt machte, hatte er ſchon auf ſeiner erſten Schweizerreiſe mit Stolberg und Goethe kennen gelernt. Der berühmte Phyſiognom urtheilte ſehr vorſichtig, indem er dem übermäßigen Complimente, das er dem Geſichte des Grafen machte, einen ſtarken Vorbehalt in Rückſicht des Hauptzugs ſeiner Seele beifügte. Als er den Orakelſpruch über Haugwitzen's Phyſiognomie ertheilte, ſagte er: „der Graf habe, trotz des vielen unmoraliſchen Stoffs, der in ſeiner Phyſiognomie liege, doch einen Chriſtuskopf.“ Nach der Verſion, die Lavater ſeinen Freunden gab, die er mit der ihm eigenen Gutmüthigkeit ausdrücklich vor Haugwitz zu warnen für Pflicht hielt, lautete der Spruch ſo: „es ſei ihm nie ein Menſch vorgekommen, der hinter der Larve eines Chriſtuskopfes ſo viel Immoralität und Schlechtigkeit verberge.

Haugwitz war zwar nur klein von Geſtalt, aber ſeine glückliche Geſichtsbildung, ſeine freundlichen verbindlichen Manieren, ſeine glückliche Laune machten ihn in Geſellſchaft ſehr angenehm. So kam er in die Umgebung Friedrich Wilhelm's II., an den ihn Landgraf Carl von Heſſen in Schleswig, bei dem er nach ſeiner Zurückkunft aus Italien 1780 einen Beſuch gemacht, empfohlen hatte. Biſchofswerder, bei dem er ſich durch ſeinen Enthuſiasmus für Roſenkreuzerei accreditirt hatte, führte ihn ein und er zog ſogleich die Aufmerkſamkeit des Königs auf ſich. Er war zu deſſen Geſellſchafter und trauten Genoſſen wie geboren, denn er wußte aufs allerglücklichſte die geniale Luſtigkeit eines Roué, die gefühlvolle Schwärmerei Lavater's und den Myſticismus Biſchofswerder's mit einander zu verbinden. Der König fand ſogleich, daß ſeine gute Miene ihn zu diplomatiſchen Geſchäften vorzugsweiſe befähige. Einen großen Stand erhielt Haugwitz bei der Freundin des Königs, der Gräfin Lichtenau. Er wußte ſich ſo zu inſinuiren, daß ſie ihn zum Vormund ihrer Tochter, der Gräfin von der Mark machte und ihn nur „ihren guten, wahrhaften Freund" zu nennen pflegte, wiewohl ſie ſich darin furchtbar betrog, denn er war einer der Erſten, der ſie nach Friedrich Wilhelm's II. Tode auf die ungetreueſte Weiſe verließ, dem gegen ſie eingeleiteten Proceſſe überlieferte und völlig preis gab. Im Jahre 1792 ward Haugwitz auf den Wunſch ſeines alten Gönners, Kaiſer Leopold's II., preußiſcher Miniſter am kaiſerlichen Hofe zu Wien. Er trat dieſen

Posten an, ohne alle vorhergegangene diplomatische Bildung, traf aber den Kaiser seinen Gönner nicht mehr am Leben, als er nach Wien kam. Es war gerade die Zeit, als der Feldzug Oestreichs und Preußens gegen Frankreich eröffnet worden war. Haugwitz hielt als preußischer Gesandter Rath in Wien mit dem ihm zwar an gesellschaftlicher Bildung gleichartigen aber an diplomatischer Kunst weit überlegenen Vicestaatskanzler Graf Philipp Cobenzl, blieb aber nur bis gegen Ende des Jahrs 1792 in Wien. Anfang 1793 ward er an Schulenburg's Stelle zum Cabinetsminister ernannt; erhielt den rothen Adlerorden und eine sehr bedeutende Güterschenkung in dem neuerworbenen Südpreußen, 1797 kam noch der schwarze Adlerorden hinzu, den Haugwitz dem König noch auf der Schwelle des Grabes durch die Gunst der Lichtenau abpreßte, um damit ein Zeichen der ungeschmälerten Gnade des alten Monarchen aufzeigen zu können und besonders um den neuen Manarchen zu zwingen, ihn beizubehalten.

Haugwitz zeigte sich gleich im Anfang seiner diplomatischen Laufbahn eben so leichtfertig in Staatsgeschäften, als er sich leichtfertig und liederlich im Privatleben gezeigt hatte. Er begleitete den König 1793 auf dem Rheinfeldzug, ging 1794 nach dem Haag und schloß mit den Generalstaaten einen Subsidienvertrag ab; als die Franzosen in diesem Jahre dennoch Holland eroberten, kam 1795 der Friede zu Basel und die dritte, letzte Theilung von Polen.

Vierzehn Jahrelang ward die Politik Preußens auf die unwürdigſte Weiſe von Haugwitz hin und her getrieben.

Haugwitz war nichts weiter, als ein von gefälligem Geiſt und mittelmäßigem Talent unterſtützter Höflingscharakter. Er war aber ſo pedantiſch, daß er Wichtiges von Unwichtigem gar nicht zu unterſcheiden verſtand. Sehr oft litt ein ſehr wichtiger Gegenſtand auf Koſten des allerunbedeutendſten. Mit Meiſterzügen hat Gentz in ſeinem für den engliſchen Hof geſchriebenen Memoire über den Feldzug von 1806, das 1836 im United Service Journal veröffentlicht wurde, das diplomatiſche Ungeſchick dieſes unfähigſten aller preußiſchen Cabinetsminiſter abgeſchildert. „Haugwitz, ſagt Gentz, den faſt alle ſeine Zeitgenoſſen für einen vollendeten Diplomaten hielten, ſowohl in Hinſicht politiſcher Tiefe, als Schlauheit, war nur ein ſehr ſchwacher Mann mit höchſt beſchränkten Geiſteskräften, deſſen zahlloſe beklagenswerthe Fehler aber weniger ihren Urſprung in böſem Willen, als vielmehr in dem Umſtand fanden, daß er fortwährend unfähig war, etwas Beſſeres zu thun.“ Haugwitz war ein frühzeitig an Leib und Seele erſchöpfter Menſch. Er war träge, indolent, ſorglos und ſchwach und dazu war er unbeſtändig, haltungslos und unentſchloſſen. Bequemer, üppiger Genuß und frivoler, leichtſinniger Müſſiggang wechſelten bei ihm mit unfruchtbarer Contemplation und ſchwärmeriſcher Andächtelei, denn die Nachklänge des Herrenhuther Brüdergemeindeweſens, das ihn in ſeiner Jugend umgeben hatte, erhielten ſich bei ihm durch ſein ganzes Leben. Er war Cyniker,

Skeptiker und Devoter in einer und derſelben Perſon. Seine Geſundheit war „theils am L'Hombre-Tiſche, theils durch ſinnliche Genüſſe aller Art,“ wie ein Memoire Stein's ſich ausdrückt, ſo abgeſchwächt, daß auch das darunter gelitten hatte, was ihm von der Natur an Geiſt und Gaben verliehen worden war. Durch die unordentliche Lebensart und durchs Spiel war ſein Vermögen zerrüttet, obgleich die Könige Friedrich Wilhelm II. und III. wiederholt durch große Güter- und Geldſchenkungen ihn zu arrangiren verſucht hatten. Gleich im erſten Regierungsjahre des Königs Friedrich Wilhelm III. zeigte er ſo große Condescendenz gegen die franzöſiſche Republik, daß er auf Antrag des franzöſiſchen Geſandten Caillard, der ſein Intimus war, dem Herzog von Braunſchweig einen förmlichen Befehl zugehen ließ, Ludwig XVIII., der damals in Blankenburg war und alle Emigranten aus ſeinem Lande auszuweiſen; auch allen Emigranten in Preußen wurde verboten, Auszeichnungen von Königszeiten her zu tragen. Kurz darauf ſiegte der ruſſiſche Einfluß. „Das Vertrauen, das er bei dem König genoß, ſagen die Mémoires d'un homme d'état, beruhte offenbar auf ſeiner blinden Anhänglichkeit am Neutralitätsſyſteme. Aber Haugwitz hatte weder den Grund deſſelben begriffen, noch vermochte er zu beſtimmen, wie weit hier es aushelfen werde: ſein Syſtem der Politik ſchwankte zwiſchen Furcht und zwiſchen Ehrgeiz und es war nur zu leicht, ihn, wenn man wollte, zu dem einen oder zu dem andern dieſer beiden Extreme hinzutreiben.“

Zu dem allen kam noch, daß Haugwitz nicht im geringſten ſelbſtſtändig war. Er ward geradezu unterjocht durch ſeinen Cabinetsrath Lombard. Im Publicum ſchrieb man Haugwitzens unglaubliche Schwäche und Nachgiebigkeit gegen Lombard einer häuslichen Gefälligkeit des Letzteren zu. Das Band, wodurch Haugwitz von Lombard in den Geſchäften feſtgehalten wurde, ſo daß er jederzeit ihn völlig in ſeiner Gewalt hatte, war ſein Bruder Peter Lombard, den der Cabinetsrath bei dem Miniſter als Privatſecretair anzuſtellen gewußt hatte: dieſer ſehr einfältige Peter ward vortragender Rath im Cabinet mit dem Titel Legationsrath und erhielt 4000 Thaler jährliches Gehalt. Noch ein dritter Lombard, Adolf Ludwig fungirte als geheimer expedirender Secretair im Cabinet mit dem Titel Kriegsrath.

Der Cabinetsrath Johann Wilhelm Lombard war der Sohn eines Friſeurs aus der franzöſiſchen Colonie — er ſelbſt pflegte von ſeinem Vater zu ſagen: „feu mon père de poudreuse mémoire.“ Schon als Knabe hatte er lebendigen Geiſt und mancherlei Anlagen gezeigt. Die Colonie ließ ihn ſtudiren. Weil Friedrich der Große Jemand zum Dictiren und zum Abſchreiben ſeiner letzten Werke brauchte, trat er als Schreiber bei ihm ein. Nach des Königs Tode erhielt er zur Zeit der Lichtenau-Biſchofswerderſchen Herrſchaft eine Anſtellung beim Cabinet und heirathete die Tochter eines Mannes, der früher als Compagniechirurg den Bartſcheerer gemacht hatte. Wie über ſeinen Vater, pflegte er auch über ſeinen Schwieger-

vater ſich zu ſcurrilen Scherzen herbeizulaſſen. Auf die Fürſprache von Haugwitz und des Predigers von der franzöſiſchen Colonie, ſpäteren Geheimen Raths Ermann blieb Lombard ſeine Anſtellung im Cabinet unter Friedrich Wilhelm III., weil er für die franzöſiſche Correſpondenz ſehr wohl zu brauchen war. Beyme beförderte ihn 1800 vierunddreißig Jahr alt, zum zweiten Cabinetsrath, und Lombard ward Beyme's rechte Hand. Beider Freundſchaft ward ſo eng, daß ihre Familien, wie die vertrauten Briefe ſagen, nur eine auszumachen ſchienen. Als man 1803 dem erſten Conſul einen Chargé d'affaires nach Brüſſel entgegenſenden wollte, fiel die Wahl auf Lombard. Er führte ſeine Miſſion glücklich aus und wurde nach ſeiner Rückkehr mit königlicher Gnade überhäuft. Dies ging ſo weit, daß er als Bürgerlicher zur königlichen Tafel gezogen ward, wo er die ganze Geſellſchaft unterhielt. Lombard war ein friſcher Kopf, klaſſiſch gebildet und beſaß ein nicht gemeines Dichtertalent. Aber er war zugleich ein Roué und es bewegten ihn ſehr lebhafte Begierden und Leidenſchaften. Sogar Gentz konnte ſich, wie er meinte, „wegen ſeinen verderbten Principien und ſeinem halsſtarrigen Benehmen" nicht mit ihm vertragen. Er war im Geheimen einer der ärgſten Wüſtlinge Berlins und ſeitdem er dadurch entnervt, zuletzt an Händen und Füßen gelähmt war, einer der ärgſten Spieler. Dieſen beiden Laſtern maß die öffentliche Meinung es bei, daß er immer vom Gelde entblößt war, er ſelbſt aber ſuchte ſeine Dürftigkeit als einen Beweis ſeiner Red-

lichkeit und Uneigennützigkeit darzuſtellen. „Ich war zu allen Zeiten, ſagte er zu Gentz, ſo arm wie eine Kirchenmaus. Meine Frau hat kaum ein Zimmer, in welchem ſie ihre Freunde empfangen kann; was mich anbetrifft, ſo waren ein einfacher Lehnſtuhl und eine Tabakspfeife das Ziel meiner Wünſche.“ Die Königin war Lombard's große Feindin, dem König blieb ſeine diſſolute Lebensart verborgen, Haugwitz vertrat ihn. Lombard, das Factotum von Beyme war auch das Factotum von Haugwitz. Er war weit mehr Miniſter, als dieſer; Haugwitz ſchritt zu keiner wichtigen Maaßregel, ohne Lombard's Zuſtimmung erlangt zu haben. Dieſer ließ wiederholt durch ſeinen Bruder den Grafen sans façon zu ſich beſtellen, wenn er ihm etwas mitzutheilen hatte. „Mehr als einmal habe ich gehört, erzählt Gentz, wie Lombard zu ſeinem Bruder Peter ſagte: „Sage doch dem Grafen Haugwitz, ich hätte ihm etwas mitzutheilen — Vergiß nicht, daß Graf Haugwitz morgen früh zu mir kommt!“ Als Stein Haugwitz im Miniſterium ſpäter ablöſte, wußte ſich Lombard noch die Stelle eines Secretaire perpetuel an der Berliner Akademie zu ſichern, er erhielt dieſe Stelle zu derſelben Zeit, als Müller, der ſie weit eher verdiente, kurz und trocken verabſchiedet ward und wenige Tage vorher, als Stein, Müller's zwanzigjähriger Freund, als Staatskanzler eintrat. Lange genoß er den Ruheposten nicht, er ſtarb bald nachher.

„Daß Lombard, berichtet in ſeiner Lebensbeſchreibung der Liefländer Merkel, der damals als Herausgeber

des von Kotzebue gegründeten Freimüthigen, des ersten liberalen Blattes in Preußen, eine Rolle in Berlin spielte, daß Lombard in französischem Interesse handelte, galt für ausgemacht. Im Grunde schien die ganze französische Colonie mehr für Napoleon als für Preußen gestimmt. Man nannte die Summe, mit der Lombard bei seiner Sendung nach Brüssel zu Napoleon (1803) von diesem beschenkt, d. h. bestochen worden war. So viel ich mich erinnere, waren es 6000 Napoleonsd'or." Gegen Gentz äußerte sich Lombard über diesen Punkt also: „Es ist wahr — und ich bekenne es — ich ließ mich einen kurzen Augenblick von dem Ungeheuer, das jetzt die Erde verwüstet, dupiren. Als ich ihn im Jahre 1803 zu Brüssel sah, wußte er mich äußerst geschickt zu fassen; allein weniger durch seine insinuirende Schmeichelei, als vielmehr dadurch, daß es ihm gelang, mir den Glauben an den Adel und die Größe seines Charakters und seine friedfertige Stimmung einzuflößen und vor allem durch die Scheinheinligkeit, mit der er über Preußens Angelegenheiten sprach, so wie durch seine erheuchelte Zuneigung gegen dieses Reich. Allein die Täuschung währte nicht lange; das Jahr 1803 war noch nicht zu Ende, als mein Traum entschwunden war und seitdem hat sich meine Ansicht nicht wieder geändert. Ich sah ein, daß dieser eingefleischte Teufel auf seiner entsetzlichen Laufbahn nicht eher Halt machen werde, bis er alles Bestehende zerstört und vernichtet." Man schrieb Lombard's Ränken, fährt Merkel fort, die schwankende Unentschlossenheit

des Cabinets zu, in den Jahren 1805 und 1806. Daß Haugwitzen's Politik über die männliche, feste Staatsklugheit Hardenberg's die Oberhand behielt, war ganz gewiß sein Werk, denn jene Politik war ja die seinige." Er vorzüglich soll den Zwist Hardenberg's mit Haugwitz durch seine Intriguen entflammt und genährt haben. Intriguen waren es, durch die sich Lombard erhielt und sich die Mittel zu seiner Lebensart verschaffte. Ihm schrieb man daher das späte Ausrücken der preußischen Armee im Jahre 1805 zu; ihre Rückkehr, ohne etwas gethan zu haben; den Wiener Tractat (durch den Haugwitz auf seiner Sendung zu Napoleon von diesem Hannover gegen Anspach und Neufchatel annahm); die Verspätung der Rüstungen 1806 nnd der russischen Hülfe, kurz alles Nachtheilige, wodurch Preußens Unglück herbeigeführt wurde.

„Der keckste und ärgste Streich seines Hochverraths wäre, wenn wahr, folgender Vorfall, den man als ganz bestimmt erzählte. Der König beschloß schon in der Mitte Septembers 1806, Rußlands Hülfe aufzurufen, und um die Aufforderung recht sicher und schnell nach Petersburg gelangen zu lassen, wurde der Oberstlieutenant von Krusemark (Friedrich Wilhelm Ludwig gest. 1822 als Gesandter in Wien) mit ihrer Ueberbringung beauftragt. Lombard empfahl diesem einen gewandten Menschen, der des Französischen vollkommen mächtig war, zum Reisediener und er wurde angenommen. Erst später erfuhr man, daß dieser Mensch, der zur Colonie gehörte, ein Vetter Lombard's war. Krusemark trug die Depeschen auf

der Bruſt, bis er in Petersburg anlangte; dort legte er ſie, um ſich ſogleich zu ihrer Uebergabe umzukleiden, einen Augenblick ab und ging ins Nebenzimmer: als er zurückkehrte, waren ſie verſchwunden und alle Bemühungen Krusemarks und der Polizei, ſie aufzufinden, blieben vergeblich. Es blieb Nichts übrig, als einen Courier nach Berlin zu ſenden, nach einer neuen Ausfertigung derſelben: es gingen ein paar Wochen darüber hin und die ruſſiſche Armee, deren früheres Anrücken die Schlacht bei Jena entweder ganz verhütet oder ihre Folgen ſchon in Deutſchland gehemmt hätte, erſchien erſt auf dem Kampfplatz, als die Trümmer des preußiſchen Heers ſchon nach Oſtpreußen zurückgetrieben waren, in die letzte Grenzprovinz."

Der dritte der preußiſchen Machthaber in der Unglücksperiode vor Jena zu Haugwitz und Lombard, den beiden Hauptlenkern des Cabinets, der aber von Berlin entfernt ſeine Macht übte, war der Italiener Lucheſini. Der Marquis Hieronymus Lucheſini war geboren zu Lucca 1752 und hatte ſich ſeit dem Jahre 1780 bei Friedrich dem Großen durch die oben angeführte Repartie, die er ihm auf den brusquen Empfang gab, als geiſtreichen Weltmann aufgeführt. Er war in den letzten ſechs Lebensjahren des Königs ſein täglicher Geſellſchafter geweſen, ſein literariſcher Freund, in viele innere und äußere Geheimniſſe des preußiſchen Staats durch ihn eingeweiht worden, aber der König hatte dennoch und aus Mißtrauen, ſagt man, ihn nie zu etwas von Bedeutung in den Geſchäften verwendet.

Luccheſini's eigentliche Abſicht, als er nach Deutſchland kam, war geweſen, in öſtreichiſchen diplomatiſchen Dienſt zu parveniren, Kaunitz' üble Laune hatte ihn nach Berlin getrieben: das mochte der große Friedrich wiſſen und bedenken. Luccheſini war durch ſeine Frau, ein Fräulein Tarac, der Schwager Biſchofswerder's, die dritte der Schweſtern war früher ſeine Maitreſſe geweſen und ward nachher die Biſchofswerder's.

Er wird beſchrieben als ein Männlein von weitreichenden Kenntniſſen, eleganter claſſiſcher Bildung, queckſilberner Unruhe, von unüberſehbaren Connexionen, aber falſch, wie eine Schlange, und nur darauf bedacht, Geld ſich zu machen. Als Diplomat ward er — zum Theil aus Naturel, zum Theil aus Rache gegen Kaunitz — einer der ärgſten Intriguenanſtifter und Wühler. Nach Friedrich's Tode ging ſein Stern auf: ſein Schwager brachte ihn in die diplomatiſche Carriere.

Zuerſt erhielt Luccheſini die Geſandſchaft am weſtphäliſchen Kreiſe, dann ging er nach Rom. Hier war er es, der das Gaudium genoß, das ernſte Wort aus dem preußiſchen Cabinette dem päpſtlichen Staatsſecretariate zu vermelden, daß endlich einmal der Marchese di Brandenburgo aus dem päpſtlichen Staatskalender in Wegfall zu kommen habe: Luccheſini ſetzte die Anerkennung der preußiſchen Königswürde beim päpſtlichen Stuhle durch. Das war freilich keine ſchwere diplomatiſche Arbeit geweſen, aber der dankbare Friedrich Wilhelm II. verdoppelte dem Marcheſe bei ſeiner Zurückkunft nach Berlin den zeither

gehabten Gehalt von 2000 Thalern. Er ward nun zum Geſandten in den Haag beſtimmt. Ehe er dahin abging, erhielt er die Deſignation nach Petersburg. Hierhin hatte Lucchesini bereits ſeine Sachen vorausgehen laſſen, als er mitten auf der Reiſe die Contreordre erhielt, in Polen zu bleiben. Hier begann ſeine eigentliche Arbeit als Wühler. Durch Lucchesini als preußiſchen Geſandten in Warſchau ſeit 1788 wurden die Polen gegen Rußland aufgewiegelt, durch ihn ging die Abſchließung des Allianztractates Preußens und Polens; durch ihn kam der Bruch dieſes Tractats, der Preußen das längſt erwünſchte Danzig verſchaffte. Schon 1791 hatte er die preußiſche höchſte Hofehre, den ſchwarzen Adlerorden, für dieſe treuen diplomatiſchen Dienſte erhalten. Im Jahre 1793 begleitete Lucchesini, wie Haugwitz, den König auf die Campagne am Rhein und dann ging er, was ihm höchſt erwünſcht war, als Geſandter Preußens nach Wien. Hier begann er nun ſeine Rache am Staatskanzler, der ihn dereinſt verſchmäht hatte, zu kühlen. Er knüpfte in Wien und in Preßburg mit den Ungarn dieſelben Intriguen an, wie mit den Polen, und machte allerdings dem öſtreichiſchen Cabinet gewaltig ſchwer zu ſchaffen: Hofrath Spielmann, der öſtreichiſche Geſandte beim Teſchner Frieden, pflegte Lucchesini nicht anders als „den hölliſchen Erzſpeiteufel gegen den **Samuel** der öſtreichiſchen Diplomatie, den greiſen Kaunitz,“ zu nennen.

Lord Malmesbury, der, als er 1793 in einer außerordentlichen Miſſion in den Haag ging, Lucchesini in

den Niederlanden getroffen hatte, ſchreibt in ſeinen Memoiren: „Lucheſini iſt käuflich, und wie man glaubt von Rußland beſtochen. Er iſt ein ſchäbiger Italiener.“

Im Jahre 1802 endlich vertauſchte der Marcheſe den Wiener Geſandtſchaftspoſten mit dem zu Paris. Von hier ſandte er Depeſchen ein, die keineswegs immer mit der Wahrheit ſtimmten, wie ſie das Intereſſe ſeines Hofes erforderte, ſondern immer möglichſt ſo gefärbt und beleuchtet, wie es ſeinem eigenen Intereſſe convenirte: denn er wünſchte, um jeden Preis ſeine angenehme Situation ſo lange ununterbrochen fortdauern zu ſehen, als möglich. Dazu drängte ihn beſonders ſeine Gemahlin, die ihn unbeſchränkt beherrſchte. „Dieſe Gemahlin, ſchreibt Lord Malmesbury in ſeinen Memoiren, ſtand mit gezücktem Dolche gegen ihre Scheſter, Frau von Biſchofswerder, und liebte Berlin durchaus nicht.“ „Madame Lucheſini, ſchreibt Gentz, würde Paris nicht gegen den Himmel vertauſcht haben, ſie fiel ſchon bei dem bloßen Gedanken, Paris zu verlaſſen, in Ohnmacht und quälte Lucheſini unaufhörlich, alle in ſeiner Macht ſtehenden Mittel anzuwenden, um ſeinen Aufenthalt zu verlängern. Daher Lucheſini's langes Schweigen, die immerwährenden Ausflüchte und Prävarikationen, ſo wie die ſtets erneuerten Bemühungen der offenbarſten Nothwendigkeit zum Trotz einen Bruch mit Frankreich zu verhüten.“ Lucheſini war ein guter Freund von Talleyrand, aber Napoleon konnte ihn nicht ausſtehn und hatte eine förmliche Abneigung gegen ihn:

dieſem Umſtande iſt die immer ſteigende Mißſtimmung des franzöſiſchen Kaiſers gegen Preußen zum großen Theile mit beizuſchreiben. Der eigenſüchtige Italiener, den Napoleon verachtete, blickte ſeinerſeits nur mit der kälteſten Gleichgültigkeit, auch wohl mit Ironie auf den deutſchen Hof, dem er diente. Aus Rache gegen Napoleon, der zuletzt ſeine Abberufung ausdrücklich begehrte, trieb er dann dieſen Hof zum Kriege gegen den Kaiſer. Er folgte dem Hauptquartier. „Der Herzog von Braunſchweig war es, wie Gentz berichtet, der dem Könige rieth, Lucheſini in der königlichen Umgebung zu behalten, wo er auch unſtreitig wirkliche Dienſte geleiſtet hat.“ Gentz rühmt die Liebenswürdigkeit ſeiner Unterhaltungsweiſe und das anziehende Weſen, durch das der Marquis alle, die ihm nahten, zu feſſeln gewußt habe. Bei der Königin ſtand Lucheſini ſehr wohl; ſelbſt im Lager in der Campagne von 1806 begab er ſich unveränderlich jeden Abend um ſechs Uhr zu ihr zum Thee.

Dieſe drei Männer: Haugwitz, Lombard und Lucheſini unterſtützten ſich gegenſeitig durch Intriguen und ſchoben, ſo weit es ihren gemeinſamen Vortheil betraf, einander vorwärts. Lucheſini war übrigens nichts weniger, als ein Buſenfreund von Haugwitz. Als im Jahre 1803 die franzöſiſchen Truppen Hannover beſetzten und dieſer Schritt für die Neutralität des nördlichen Deutſchlands, die Preußen bisher zu behaupten ſuchte, höchſt gefährlich erſchien, gelang es, dem König endlich eine andere Anſicht ſeiner politiſchen Lage beizubringen. Hardenberg vor allen bewirkte

dieſe Veränderung. Haugwitz zog ſich 1804 auf ſeine Güter in Schleſien, nach Krappitz, zurück und räumte Hardenberg ſeinen Platz ein. Die dritte Coalition gegen Frankreich im Jahre 1805 lud aber nicht, wie früher, Preußen zum Beitritte ein. Der ruſſiſche Geſandte Alopäus zeigte nur in Berlin an, ſein Herr werde ſeine Truppen durch die preußiſchen Staaten zum Kriegsſchauplatze marſchiren zu laſſen. Der König proteſtirte dagegen und ließ ſeine Truppen gegen die ruſſiſche Grenze vorrücken. Da nahm Bernadotte ſeinen Marſch gegen die Oeſtreicher durch das preußiſche Anſpach am 3. October. Am 5. October landeten die Ruſſen in Pommern und Kaiſer Alexander kam nach Berlin. Am 3. November ward die Convention zu Potsdam geſchloſſen: Preußen trat der Coalition bei, wenn Napoleon die preußiſche Vermittlung zu einem allgemeinen Frieden von ſich wieſe; die ruſſiſchen Truppen erhielten den Durchmarſch durch Schleſien verwilligt. Die Differenzen mit Frankreich, die der Durchmarſch Bernadotte's durch Anſpach zur Folge hatte, ſollten wieder durch Unterhandlungen ausgeglichen werden. Aber Napoleon wollte nur mit einem Manne unterhandeln, deſſen Grundſätze ihm ſchon eine erprobte Anhänglichkeit an ſeinen Ideengang verriethen, Hardenberg mußte daher, nachdem die unglückliche Capitulation von Ulm inzwiſchen eingetreten war, wieder zurücktreten. Der exilirte Haugwitz ward von ſeinen Gütern geholt und ging ins franzöſiſche Hauptquartier, wo er den 1. December, am Vorabend der Schlacht bei Auſterlitz, anlangte. Napoleon nahm

ihn zwar gnädig auf, verwies ihn aber nach Wien. Nach der Schlacht ließ er ihn acht Tage warten, obwohl er wußte, daß Haugwitz zu Talleyrand frohlockend geſagt hatte: „Gott Lob, wir haben geſiegt!“ Dann empfing er ihn in den Zimmern Marien Thereſiens zu Schönbrunn. Haugwitz fing von Preußens Neutralität an zu reden. Napoleon nahm ſtillſchweigend die Abſchrift der Potsdamer Convention aus ſeinem Portefeuille und ſagte: „Kennen Sie dies Document, wodurch Preußen hinreichend an den Tag gelegt hat, wie es gegen Frankreich geſinnt iſt? Von Neutralität kann alſo nicht mehr die Rede ſein.“ Darauf ſchloß Haugwitz den denkwürdigen unſeligen Vertrag vom 15. December mit dem franzöſiſchen Kaiſer ab, den unſeligen Vertrag wegen Vertauſchung Hannovers. Nach einem ſolchen Schritte mußte freilich auch Sachſen Bedenken tragen, ſich mit Preußen zu verbinden. „Die Unſicherheit und Treuloſigkeit des preußiſchen Cabinets iſt wirklich zu groß, als daß irgend ein Hof ſich mit ihm einlaſſen ſollte“ — äußerte Gentz an Müller im Auguſt 1806.

„So war, ſchreibt Merkel, als die Schickſalsſtunde kam, Friedrich Wilhelm vollſtändig getäuſcht, getäuſcht durch einen charakterloſen Höfling, einen Halbfranzoſen, der ſeinen Stolz darein ſetzte, für einen ganzen zu gelten und durch einen ränkevollen italieniſchen Glücksritter, dem nichts wichtiger war, als ſein eigenes Wohlſein.“

Dem Triumvirat Haugwitz, Lombard und Lucchesini, dem Triumvirat der Unentſchloſſenen, Charakterloſen und Eigenſüchtigen ſtand eine andere Partei am

Hofe entgegen, welche, die Nothwendigkeit des Handelns erkennend, für feſte Maßnahmen war und zur raſchen Ausführung derſelben trieb. An der Spitze dieſer Partei, der Kriegspartei, wie man ſie nannte, ſtand der durch ſeinen tragiſchen Tod bei Saalfeld bekannte geniale Prinz Louis, Sohn des Prinzen Ferdinand, des jüngſten Bruders Friedrich's des Großen, gewöhnlich Louis Ferdinand genannt. Dieſer 1772 geborne Prinz, dem der vorſchriftsmäßige Gang der preußiſchen Staatsmaſchine keinen Wirkungskreis verſtattete, wo ſeine eminenten Gaben ſich bethätigen konnten, und der daher, um ſein heißes Blut zu kühlen, jenes luſtige Saus- und Brausleben führte, das ihm den Namen des preußiſchen Alcibiades verſchafft hat, erkannte ſehr wohl die dringende Gefahr, in die das Cabinet den Staat hineinführe. Er ſagte dem Könige, als dieſer ihm ſeine „ungemeſſene Kriegsluſt“ verwies: „Aus Liebe zum Frieden nimmt Preußen gegen alle Mächte eine feindliche Stellung an und wird einmal in derſelben von einer Macht ſchonungslos überſtürzt werden, wenn dieſer der Krieg gerade recht iſt. Dann fallen wir ohne Hülfe und vielleicht auch gar noch ohne Ehre.“

Von dem Adjutanten des Prinzen Louis, Carl von Noſtitz*) iſt neuerlich (1848) das Fragment

*) Noſtitz war ein geborner Sachſe, aus Merſeburg, wo ſein Vater Oberforſtmeiſter war. Da derſelbe von ſeiner Frau geſchieden war, erhielt der Sohn ſeine Erziehung im Kammerrath von Ende'ſchen Hauſe nach mannichfaltigem Wechſel. Nach einjährigem Studium in Halle trat Noſtitz neunzehnjährig

ſeines Tagebuchs publizirt worden, in dem auch Schilderungen des Lebens des Prinzen und ſeiner luſtigen Geſellſchaft ſtehen, ſowohl in ſeiner gewöhnlichen Wohnung auf der Friedrichsſtraße in Berlin nächſt der Weidendammsbrücke, als auf ſeiner Villa in Moabit, als endlich auch auf ſeinem Gute Schrike an der Elbe unweit Magdeburg, wo er in Garniſon ſtand. Es finden ſich hier unter andern folgende Stellen, die ein anſchauliches Bild von ſeiner Individualität und Lebensweiſe geben:

„Im Hauſe des Prinzen Louis kamen viele ausgezeichnete Männer zuſammen, als Gentz, Johannes

---

1800 als Offizier in die Garde-Gensdarmen zu Potsdam, wo er bald durch Aufwand und tolle Streiche ſich in Berlin ſtadtbekannt machte. Noſtitz war es, der unter andern bei der beſchriebenen Schlittenpartie im Winter vor dem Kriege 1806, wobei Werner's Weihe der Kraft verſpottet werden ſollte, eine Hauptperſon der Mümmerei, die zarte Catharine von Bora — er, der Rieſenhafte — darſtellte. Als ein baumlanger, kecker, geiſtvoller Menſch ward er von dem Prinzen zum Adjutanten erwählt. Bei deſſen Tode ward er ebenfalls verwundet, machte aber den Feldzug in Preußen noch mit, trat dann nach dem Tilſiter Frieden in öſtreichiſche Dienſte und 1813 in ruſſiſche Dienſte, machte die Befreiungskriege mit als Oberſt, lebte dann im Gefolge Kaiſer Alexander's in Paris und auf dem Wiener Congreß, bis er nach Beendigung ſeiner Geſchäfte als ruſſiſcher Commiſſär in Frankreich 1818 ins tiefe Rußland nach Mohilew zog, eine Ruſſin heirathete und, nachdem er den türkiſchen und polniſchen Krieg noch mitgemacht hatte, in Petersburg 1838 als ruſſiſcher General ſtarb. Seine Galerie vom Wiener Congreß iſt claſſiſch.

von Müller,*) Wilhelm von Humboldt und viele andere, theils heitere, theils kluge Geſellen, die zu verſtändiger und muthwilliger Bewegung hier gleich freien Raum hatten. Unter ihnen ſah man vortretend den General Schmettau,**) gegen den der Prinz aus Gewöhnung und Wahl ein beſonderes Vertrauen hegte. Oberſt Phul***) hielt in des Prinzen Hauſe Vorleſungen über einen fictiven Krieg, dem Vortrage folgte freie Beſprechung. Zur nächſten Umgebung des Prinzen gehörten noch außer Noſtitz, der zweiter Adjutant war, der erſte Adjutant Hauptmann Kleiſt, den aber häufige Unpäßlichkeit, Rückſichtlichkeit, Ernſt und Hypochondrie von dem luſtigen Leben zurückhielten, er zog nur Schach mit dem Prinzen — Rittmeiſter

---

*) Nach den 1850 erſchienenen Memoiren von Henriette Herz war Johannes Müller „mit ſeiner plumpen Sprache, breiten, zerfloſſenen Geſichtszügen und ſtets wie mit Fett beſtrichenem Munde“ als Gourmand das Stichblatt der Scherze und der Satyre des anmuthigen und etwas übermüthigen Prinzen. Müller, Louis Ferdinand und der holländiſche Geſandte Dedel ſchlemmten faſt jeden Abend mit einander. Nach den Soiréen bei Frau von Staël war dies regelmäßig der Fall und der Prinz, den, wie es ſchien, Müller's Weinlaune ergötzte, rief eines Abends beim Weggehen: „Laßt uns ſehen, was unſer Gelehrter heute noch für Streiche machen wird!“

**) Der oben erwähnte Graf Friedrich, nach der Schlacht bei Auerſtädt in Weimar an ſeinen Wunden geſtorben.

***) Ein Reichsländer, der ſpätere berühmte General in ruſſiſchen Dienſten.

Möllendorf, der bei den Quartetts, die der Prinz faſt jeden Abend ſpielte, die erſte Violine ſtrich und am Schluß durch ſein luſtiges Weſen zu unterhalten pflegte — und Kapellmeiſter Duſſek, ein geborner Böhme, der berühmte Pianofortecomponiſt, der dem Prinzen bei ſeinen eignen ſchönen Compoſitionen nachhalf, ſonſt aber, „wenn er nicht Klavier ſpielte, mit der Pflege ſeines Bauches befangen war, denn dieſer ſonſt intereſſante Menſch lag ganz in den Banden thieriſcher Wünſche.“

Demnächſt gingen aber freilich in dem Hauſe des Prinzen Louis, wie in dem Georg's IV. von England, als er noch Prinz war, Leute aus und ein, die nichts als Schwelger und Libertins waren, ſie kamen faſt täglich nnd er ließ ſie als ſeine Freunde gelten. Als ihm ein Vertrauter über einen ſolchen Mann einſt Vorſtellung machte, erwiederte er: „Ich weiß Alles von ihm, aber er iſt mir, wie ſo ein großer Hund, den ich im Zimmer habe, ich rufe ihn 'mal heran, klopfe und zoddle ihn ein Bischen und laſſ' ihn wieder, ohne an ihn zu denken.“ Eben ſo frei urtheilte Prinz Louis über die Offiziere, die er doch ſonſt ſo hoch hielt. „Das iſt ein ſo gewöhnlicher Menſch, ſagte er einmal, daß ich Ihnen gar nichts von ihm ſagen kann, der iſt nichts als ein preußiſcher Offizier, er trägt die Uniform ohne Hemd auf bloßem Leibe, damit ſie knapp ſitzt.“

„Zu den Lieblingsgewohnheiten des Prinzen gehörte frohe, den Geiſt beſchäftigende Mittheilung, daher hatte er gern Abendgeſellſchaft um ſich und

verlängerte ſie nach der Collation oft bis ſpät in die Nacht hinaus. In der Sommerwohnung zu Moabit bei Berlin, angenehm an der Spree gelegen, die der Prinz vor dem Feldzuge 1806 bezog, ward der Tag mit Schießen nach dem Ziele, Roſſebändigen, Muſik und Geſpräch verbracht. Hier in dieſer Villa des Prinzen waren Johannes von Müller und Humboldt (Wilhelm) ſehr oft geſehene Gäſte. Die Honneurs machte hier Madame Pauline (Wieſel),*) des Prinzen Freundin. An dieſe hatte ſich der Prinz zum Aergerniß der Welt angeſchloſſen, da ſie, obwohl von gutem Hauſe und in anſtändiger Weltverbindung, in einem ſchlimmen Rufe ſtand. Was ein heißes Blut von ihr erheiſchte, das gewährte ſie freilich nicht immer nach ſorgfältiger Wahl, gehörte aber darum nicht minder zu den geiſtreichſten Erſcheinungen der damaligen Welt. Es war in ihr die freieſte Ungebundenheit und eine muntere Keckheit gegen alles, was ſie umgab, und was ſie gleich unter den drolligſten Beleuchtungen ihres regen Geiſtes darſtellte. Es

*) Dieſe geiſtreiche Dame war die Tochter des Geheimen Raths und General-Rendanten Cäſar in Berlin, eines genauen Freundes der Gräfin Lichtenau. Sie ſchlug alle Partieen aus, um ſich mit dem kleinen Wieſel, der eine Art von Mephiſto in Berlin war, ſpäter in Wien beim Congreſſe ſich einen Namen machte und 1826 zu Berlin im Dachſtübchen in Armuth ſtarb, zu vermählen; dieſe Phantaſie-Heirath ſchlug aber übel aus, Pauline ward im letzten Jahre des Prinzen ſeine Geliebte; ſpäter verheirathete ſie ſich mit einem Hauptmann in der Schweizergarde Carls X. und lebte in Paris und Straßburg.

gehörte die gleiche geiſtige Ungebundenheit des Prinzen dazu, um ſich im Trotz gegen die Welt dem Hange zu dieſer Frau ganz hinzugeben. Durch die Sinne einander unterthan, ſtanden ſie dem Geiſte nach frei einander gegenüber. In der Villa des Prinzen erſchien demnächſt häufig als eine Freundin von Madame Pauline eine kleine, nicht hübſche, aber ſehr geiſtreiche Jüdin, die unter dem Namen der Rahel*) bekannt war. Bei viel Tiefe, Wahrheit, Eigenthümlichkeit, Witz war die Rahel, ohne daß ihre äußere Erſcheinung einen angenehmen Eindruck gemacht hätte, die anziehendſte Geſellſchaft. Glücklich unterſchied ſie ſich von ihren Berliniſchen Stammgenoſſen durch gänzliche Abweſenheit des jenen eigenen widrigen Hanges zu forcirter Witzelei und linkiſcher Eitelkeit. Rahel war natürlich, ungezwungen, gutmüthig, voll einer ſo zu ſagen inſtinctartigen Einſicht. Dennoch ging ihrem Geiſte der pikante Glanz orientaliſcher Abkunft nicht ab, obgleich dem Körper wenig von den feinen und ſchönen Formen ihrer Stammverwandtinnen mitgetheilt war."

In Schrike, ſeinem Gute bei Magdeburg, beluſtigte ſich der Prinz mit der Jagd. „Dieſe betrieb er nicht, wie manche große Herren, als eine vornehme Beſchäftigung, als eine fürſtliche Reſervatfreude,

*) Rahel Levin, nachherige Varnhagen von Enſe, Tochter eines Juwelenhändlers, der von Henriette Herz in ihren Memoiren als „der geiſtreichſte und witzigſte Despot, den man denken kann" bezeichnet wird.

ſondern mit freiem Behagen wie eine heitre Anſtrengung, wobei an Geſchicklichkeit im Rennen, Reiten und allen andern dazu gehörigen Fertigkeiten es ihm der Geübteſte und Stärkſte nicht zuvorthat. Zudem war der Prinz ein vortrefflicher Schütze und liebte das freie Handwerk der Jägerei ſo ſehr, daß alle Diener ſeines Hausweſens aus dem Jägerſtande gewählt waren. Ein Leibjäger, Ordorf, war vor Allen am längſten bei ihm. Das kleine Gut Schrike entſprach ganz der Beſtimmung eines Jagdſchloſſes. Rings herum die großen Magdeburger Wälder, in denen der König dem Prinzen freies Jagen geſtattet hatte; ein hölzernes, wohleingerichtetes Wohnhaus und die nöthigen Gebäude für Pferde, Hunde u. ſ. w. In dieſem Sommer (1805) wurde der erſte Verſuch mit der Parforcejagd gemacht, wozu alle benachbarten Fürſten dem Prinzen Hunde geſchickt hatten, ſelbſt der Churfürſt von Sachſen, deſſen ernſte Abgemeſſenheit an dem deſultoriſchen Weſen des Prinzen, wie an einem Gegenſatze, Gefallen zu finden ſchien. Ja, als wir nachher mit dem Heere durch Dresden zogen, gewann der Prinz ſolch einen Gönner an dem Churfürſten, daß bei mehreren Beſuchen, vorzüglich in Pillnitz, ſeine ſcherzende Leichtigkeit die kalte Förmlichkeit brach, inmitten welcher dieſe fürſtliche Familie, in Etiquette eingehüllt, ſich bewegte. Der Prinz ſeinerſeits verehrte den Churfürſten ſehr, ohne darum ſich beſonderen Zwang aufzulegen, wie er denn einige Mal über eine Stunde zur Tafel ſich verſpätete, zur großen Verwirrung harrender Kammerherren."

„Wir verbrachten in Schrike ſehr frohe Zeit. Um zehn Uhr des Morgens weckte uns Hundegebell zur Jagd. Nach kurzem Frühſtück zogen wir aus, begleitet von Jägern und Jagdliebhabern. Wir lancirten Säue oder jagten ſie par force, denn auf den Hirſch wurde dies Jahr noch nicht angelegt. Um fünf Uhr zurück und um ſechs Uhr Tafel. Hier erwarteten uns Frauen und die Geſellſchaft munterer Männer, welche, während wir auf der Jagd waren, ſich verſammelt hatten. Ausgewählte Speiſen und guter Wein, beſonders Champagner, den der Prinz vorzüglich liebte, ſtillten Hunger und Durſt, doch das Mahl, in antikem Styl gefeiert, wurde durch Muſik und den Wechſel heiterer Erholung weit über das gewöhnliche Maß verlängert. Neben dem Prinzen ſtand ein Piano. Eine Wendung, und er fiel in die Unterhaltung mit Ton-Accorden ein, die dann Duſſek auf einem andern Inſtrument weiter fortführte. So entſtand oft zwiſchen beiden ein muſikaliſcher Wettkampf, ein muſikaliſches Geſpräch konnte man es nennen, das alle durch Worte angeregte Empfindungen der Seele in bezaubernden Tönen lebhafter fortklingen ließ.

Unterdeſſen wechſelten Getränke und Aufſätze, auf der Tafel zur freien Wahl hingeſtellt. Wer nicht aß und trank, warf mit Karten und Würfeln, oder führte ein Geſpräch mit dem Nachbar. Die Frauen auf dem Sopha, in antiker Freiheit gelagert, ſcherzten, entzückten, riſſen hin und verliehen dem Sympoſion jene Zartheit und Weichheit, die einer Geſellſchaft von Männern unter ſich durch ihre Härte und Einſeitigkeit

abgeht. Die Stunden verflogen uns an ſolchen Abenden und die Nächte hindurch ungemeſſen und es geſchah wohl, daß wir uns erſt des Morgens um fünf, ſechs, ſieben, auch wohl um acht Uhr trennten, Viele von demſelben Stuhle aufſtehend, auf den ſie ſich den Abend vorher niedergeſetzt."

„Nach einem kurzen Aufenthalt in Magdeburg, dem eigentlichen Sitze des Prinzen, indem er dort ſein Regiment hatte und Dompropſt des ehemaligen erzbiſchöflichen Capitels war, gingen wir nach Wettin, dem geſchichtlich merkwürdigen Schloſſe, an alte gewaltige Grafen und ſpätere ritterliche Beſitzer erinnernd. Eng und unbequem zwiſchen den dicken Mauern alter Thürme und Caſtelle wohnend, verbrachten wir auch hier die Zeit mit Feldjagden, welche die berühmteſten in dieſer Gegend waren. Der Prinz hing an heftiger Leibesübung, beſonders wenn ſie mit ſchneller Entſchloſſenheit wie mit Geiſtesblitzen verbunden werden mußte; das Beſchwerlichſte hierin war ihm während ſeines Landlebens auch das Liebſte. So reiſte er denn auch am liebſten zu Pferde, mit vorgeſandtem, bereitſtehendem Wechſel. Auf ſolchen oft unglaublich ſchnellen Ritten war ich ſein beſtändiger Begleiter."

„Des Prinzen Vermögenszuſtand war durch die Erlangung der Pfründe eines Propſtes des Domcapitels in Magdeburg (ſeit dem Tode des Prinzen Heinrich 1803) um eine jährliche Rente von mehr als 20,000 Thalern und durch den Verkauf des Rothenſeer Buſches bei jener Stadt um ein Capital von mehreren 100,000 Thalern vermehrt worden. Jedoch

der Ankauf der Güter Schrike und Wettin, Jagd, Pferde, ein Haus in Berlin und alte Schulden erſchöpften bald dieſe Gelder. Der haushälteriſche Vater (der unermeßlich reich war) gab nur eine geringe Zulage und zog außerdem das Vermächtniß des Prinzen Heinrich an ſich, obſchon dieſer den geliebten Neffen Louis zum alleinigen Erben eingeſetzt hatte. Es hatte nämlich Louis, als er geſehen, daß der ihm bewieſene Vorzug den Vater kränke, dieſem die Erbſchaft zur lebenslänglichen Verwaltung überlaſſen, um ſpäter ſich mit ſeinem Bruder Auguſt darüber zu vergleichen. Der Tod riß aber Louis hinweg und die Erbſchaft verfiel ganz der Vermögensmaſſe ſeines Vaters, zum großen Nachtheil der Gläubiger des eigentlichen Erben."

„Die Schulden und die freie Lebensweiſe des Sohnes wurden dem Prinzen und der Prinzeſſin Ferdinand oft eine Veranlaſſung zur Unzufriedenheit; doch wenn Louis ſich zeigte, beſiegte ſeine glänzende Perſönlichkeit allen Unmuth. Den Abweſenden vertrat häufig ſeine Schweſter, die Fürſtin Radziwill,*) die ihn zärtlich liebte und die eine Frau von vieler Umſicht war. Prinz Auguſt war der Gegenſatz ſeines

*) Gemahlin des durch ſeine geniale Compoſition des Goetheſchen Fauſt bekannten Fürſten, eine große Freundin von Stein, der „ihren großen und edlen Charakter und kräftigen gebildeten Geiſt" im Abſchiedsbriefe von Preußen an ſie unterm 12. Jan. 1809 preiſt.

Bruders Louis; dieſer letztere deſultoriſch und genial, jener conſequent und gelehrt."

Wie bei ſeiner Familie, ſo imponirte die Perſönlichkeit des Prinzen auch bei der Armee. „Durch eine glorreiche Waffenthat am Rhein — ſagt Noſtitz, der 1805 im Lager von Erfurt zum erſtenmale Adjutantendienſte that — und durch natürliches Uebergewicht ragte Prinz Louis über die Erſten des Heeres hervor; ſeine Milde jedoch, ſein Scherz und ſeine kameradſchaftliche Art begegnete dem Neid und beugte alle Häupter. Ohne ſchwerfällige Berührung ſchritt er über die meiſten von ihnen, und die, bei denen er ſich aufhielt, die mußten ihm Freunde ſein, wenn er zu ihnen trat; denn ſeine Gegenwart übte eine ſiegende Gewalt, wo er ſich nur zeigte. Blücher bewies dem Prinzen eine ungezwungene Ergebenheit, und Louis duzte ihn, wie manche andere Generale, ohne daß es dieſe jedoch erwiederten. Der Prinz überwog Alle, die ihr Verdienſt eine Stellung neben der ſeinigen einnehmen ließ, denn nichts kam ſeiner hochherzigen, frei erhabenen Weiſe gleich, die ihn zu dem Liebling des Heers machte, auf den ſich aller Augen richteten."

Man hat viel von des Prinzen galanten Abenteuern erzählt und es war auch davon viel zu erzählen. In Paris machte man ſich während des Kriegs 1793 einmal das Vergnügen, einen Brief der Mutter des Prinzen an ſeinen Gouverneur, der aufgefangen worden war, drucken zu laſſen: es wurde darin auf die

umſtändlichſte Weiſe empfohlen, über die Aufführung des Sohnes zu wachen, und mehrere im letzten Winter hinter dem Rücken der Mutter unternommene Escapaden angeführt. Unter den Flammen des Prinzen bereits von dem ſiebzehnten Jahre an nannte man ein Fräulein von Schlieben, die 1789 deshalb von Hofe mit 500 Thaler Penſion entfernt worden ſein ſollte; Gräfin Minette Schulenburg, Tochter des Miniſters Schulenburg-Kehnert, Schweſter der Fürſtin Hatzfeld; ferner eine Franzöſin Madame Contades, geborne Bouilly, von der es hieß, der Prinz werde ſie heirathen — die Liaiſon fiel in die Zeit, wo die Schweſter des Prinzen die Mesalliance mit dem Fürſten Radziwill machte, ins Jahr 1796; ſpäter im Jahre 1802 florirte in größter Gunſt des Prinzen eine andere Franzöſin Madame Laroche Aymon, deren Gemahl, Generaladjutant, Kammerherr und Liebling des Prinzen Heinrich, nachdem er vergebens prätendirt, Prinz Louis ſolle die ihm entführte Frau durch eine Heirath zur linken Hand retabliren, mit einer anſehnlichen Geldſumme ſich abfinden ließ, die Prinz Heinrich zahlte. Sehr oft und gern fand ſich auch der Prinz im Hauſe der Gräfin Mariane Gurowska, Tochter des Miniſters Biſchofswerder, ein, die 1795 von ihrem Mann geſchieden und mit 60,000 Thalern Jahresrente arrangirt worden war u. ſ. w.

Des Prinzen Hauptflamme — in Ehren — war die ſchöne Königin Luiſe und ſpäter in lodernder

Leidenschaft ihre reizende Schwester, Prinzessin Solms, früher Ludwig.

Ueber das Verhältniß des Prinzen Louis Ferdinand zur schönen Königin berichtet einmal der Maltheserecommandeur und erste Kammerherr Friedrich Wilhelm's II. u. III., der schlesische Graf Joseph Wengersky, in seinen, in Briefen an seinen Bruder bestehenden Memoiren aus Potsdam unterm 28. März 1794 kurz nach der Vermählung der damaligen Kronprinzessin:

„Monseigneur le prince royal vient avec Madame la princesse, s'établir ici pour le temps d'exercice et logeront au château. La princesse doit quitter Berlin à regret et attend peu de plaisir du séjour ici, le monde dit qu'elle reçoit avec plaisir les hommages du prince Louis Ferdinand. En général tout n'est pas comme cela devroit être. Je crains tout de la vivacité du prince, s'il s'apperçoit de cette coquetterie, cela pouvoit donner des scènes fort désagréables. Jusqu'ici ce n'est qu'une inconséquence de jeunesse, mais qui peut conduire bien loin. Madame de Voss (die Oberhofmeisterin der Kronprinzessin) avec son expérience frémit, fait des remontrances, on ne l'écoute pas et s'en moque. Mademoiselle de Viereck (Hofdame der Kronprinzessin) est rudoyée toutes les fois qu'elle ose faire une observation. Mais ce qu'il y a de plus dangereux est la confiance que la princesse a en un monstre femme

Madame de Schlabrendorf.*) Une amie semblable avec un caractère dont on ne peut rien dire de bon, un esprit fort le plus decidé, n'accordant rien au prejugé, une morale entièrement philosophique, est un fléau pour une jeune princesse superbe, vive, qui vient de paraître sur la scène, où tout lui prodigue de l'encens, comme princesse, comme belle femme accomplie. Je fais des voeux pour sa tranquillité et son bonheur. Ces princesses sont d'ailleurs si bonnes, si aimables. La veille de mon départ de Berlin à un souper chez Bredow, je fus le voisin à table de la Comtesse de Schlabrendorf et notre conversation tomba sur la matière, dont je viens de vous entretenir. Elle fut fort vive mais sans hausser la voix, elle resta entre nous. Je prenois le parti des decorums et des préjugés d'étiquette nécessaires à la cour, et indispensables même, surtout dans la crise actuelle, où l'on accusoit la légereté de la reine Marie Antoinette sur ce point, comme une de causes de

*) Die durch Rahel's Briefwechsel (I. 205 ff.) bekannte Caroline Schlabrendorf, Nichte des Feldmarschalls Grafen Kalkreuth und des Pariser Schlabrendorf, Gemahlin des Majors von Schlabrendorf, Adjutanten des Prinzen Louis, eines Vertrauten von Bischofswerder: sie ward von ihm 1795 geschieden, er starb früh 1797. Sie lebte später in Dresden und starb, zweiundsiebzig Jahre alt, 1833 auf ihrem Landsitze bei Siegersdorf, in Zyrus, dem Gute ihres Bruders, des Grafen Kalkreuth.

la révolution françoise. Elle trouva mes principes insensés et ridiculs pour un homme d'esprit, et soutint, que les générations futures devront leur bonheur à cette crise, contre laquelle je déclamais à ce bouleversement de ridiculs préjugés. Toutes ses réponses étoient sur ce ton, à tout ce que je lui soutenois; et parlant des actions et principes d'une ame noble, elle m'interrompit brusquement par ces mots: „„qu'est ce que c'est que votre âme noble? bien peu de chose sans le corps; définissez moi ou fixez la ligne qui sépare ou divise l'âme du corps.““ Qu'elle amie pour une jeune femme de 18 ans! La nature s'est trompée en la faisant naître femme."

Als ein beſonders famoſes Abenteuer des Prinzen galt bei den Zeitgenoſſen das mit der ſchönen Holländerin Madame de Steen in Hamburg, wohin er ihr im Jahre 1802 aus ſeiner Garniſon zu Magdeburg gefolgt war und von wo Maſſenbach ihn nur mit ſchwerer Mühe zurückbringen konnte.

„Auch hierin, ſagt Noſtitz, war der Prinz von den gewöhnlichen Söhnen der Erde verſchieden und ein Titan. Er wahrte den Adel der Empfindung neben aller Frivolität in den Ausbrüchen des Temperaments."

„Er war nicht, wie man ihn nannte, ein verlorener Menſch, denn bei Weibern, beim Zechen und in allem wilden Wirbel der Jugend verlor er ſich ſelbſt nicht, blieb immer das, was er war, erhob ſich bei der leiſeſten Anregung des edleren Stoffes, in dem Adel ſeiner Seele und in der Freiheit ſeines Geiſtes aus

jeder Tiefe im Adlerfluge und ließ das niedere Volk weit hinter ſich im Schlamme. Leichtſinnig in der Liebe wie ein alt-franzöſiſcher Mousquetaire, konnte er auch für ein reineres, höheres Verhältniß erglühen. Ueber ſeine Verbindungen gewöhnlicher Art rolle der Vorhang hinab, ſie ſind bekannt genug; aber Erwähnung verdient die zarte, altritterliche Liebe, die ihn an Emilie von Rau, ein geiſtreiches Mädchen in Berlin, kettete. Wären die Briefe vorhanden, die er ihr geſchrieben, man würde die Roſenjahre der Liebe aus dem Mittelalter darin wiederfinden; leider wurden ſie alle der armen Emilie, die bald nach dem Tode des Prinzen ſtarb, auf die flehendſte Bitte der Verſcheidenden in das frühe Grab gelegt."

„Bei ſeinem Tode hinterließ er zwei Kinder, Louis und Blanche, die im Jahre 1810 von dem König unter dem Namen von Wildenbruch in den Adelſtand erhoben wurden. Die Mutter derſelben, eine Demoiſelle Fromm, war ein ſchlankgezogenes und wohlerzogenes Mädchen, jedoch ohne Aufflug der Seele; darum mußte ſie auch im letzten Jahre der Frau Wieſel weichen." *)

Ueber die ſehr zarte Liaiſon zur Schweſter der Königin Luiſe, der galanten, ſchönen Prinzeſſin Solms, giebt das Tagebuch ebenfalls Andeutung.

---

*) Sie war die Tochter eines Hutmachers. Die Kinder hatte der Prinz ſeinem Kammerdiener empfohlen, der nach ſeinem Tode für ſie ſorgte, bis des Prinzen Vater etwas für ſie that.

Der Prinz traf mit ihr in Dresden, als er 1806 zur Armee ging, zusammen.

„Zu den Reisenden, die sich in Dresden aufhielten, gehörte auch die Fürstin Bagration, eine Polin, die gleich vieler ihrer Landsleute ihre Heimath im Reisewagen hatte. Diese Dame und der Prinz hatten schnell sich angezogen und noch später pflegte und hegte die Fürstin die Erinnerung an ihn mit einem romantischen Schwunge, wie an einen schönen, jugendlichen, im Kampfe gefallenen Paladin. Wäre dagegen der Prinz am Leben geblieben, so hätten wahrscheinlich die nächsten Monate die Flamme gelöscht."

„Außer der Fürstin Bagration hatten die Ereignisse auch andere vornehme Damen nach Dresden geführt, unter ihnen die Prinzessin Solms, Schwester der Königin von Preußen."

„Einst war ich bei ihr und fand sie in Thränen. Ich nahm sie nicht ad referendum, sondern ließ sie auf dem Rückweg in die Elbe fallen. Denn war ich gleich bereit, mit meinem fürstlichen Herrn jeden Schwung und jede That zu bestehen, so habe ich doch nie ein Privatgeheimniß mit ihm gehabt, indem ich die langweilige und gefährliche Vertrautenrolle vermied."

„Der Prinz benutzte einen freien Tag, um die Prinzessin Solms und die Fürstin Bagration, so wie Gentz, Bose (der sogenannte dicke Bose, damals Rittmeister der Garde du Corps, ein Centrum der Dresdner Gesellschaft in dem einzigen Versammlungsort des Adels und der Diplomaten, in der Ressource) und einige andere Freunde bei einer wohlbestellten Tafel

im Badeſalon zu Tharand zu vereinigen. Doch alle Freude war verbannt bei dem abgemeſſenen Benehmen der beiden Damen gegen einander.“

Dem Prinzen ward auch ſeine Franzoſenliebe und ſogar, daß er ſeinen Hut à la morbleu trage, vorgeworfen. „Wer waren aber, ſagt Noſtitz, dieſe Franzoſen, mit denen der Prinz verkehrte? Männer aus der guten Geſellſchaft, von Esprit und Tournüre, vor denen der Prinz ſich manchmal ſelbſt unvorſichtig aufknöpfte, weil er ſich ihnen überhaupt nicht ungern näherte. Er hatte ſeine Bildung an dem Hofe von Rheinsberg erhalten und ſtand zu den franzöſiſchen Weiſen nicht ſo fremdartig, als es gewöhnlich Preußen ſind. Neben dieſen Männern von Tournüre beſchäftigten den Prinzen einige Zeit hindurch Franzöſinnen von der leichten Art. Das war Temperament und Neugierde. Endlich bewies er Antheil einigen armen franzöſiſchen Schluckern paraſytiſcher Art, die er länger oder kürzer um ſich litt, wie man wohl Singvögel füttert und um ſich leiden mag.“

„Abneigung gegen die Franzoſen zeigte Prinz Louis, weil ihre Herrſchſucht das deutſche Volk untergrub — die Doctrinen der Revolution pflegte er wohl abſtract, wie es häufig geſchah, zu entwickeln und Manches preiſend darzuſtellen.“

„Ein Vorwurf trifft den Prinzen mit Recht: er hatte kein Vorzimmer. Sein Leben war ſo geſtaltet, daß es bei ihm auch nicht eine Stunde des Tags gab, wo er Fürſt geweſen wäre. Immer mußte man ihn aufſuchen, denn er wohnte eigentlich nirgends, ob er

gleich ein Haus hatte. Das war Unrecht. Ein großer Herr muß eine Antichambre haben, wenn er tutti quanti abthut, die dahin gehören, um dann in penetralibus mit den Näherſtehenden ſo leben zu können, wie ſein Geiſt es ihm befiehlt. Prinz Louis that es nicht. Dazu hätte er mehr Alcibiades ſein müſſen. Er beſaß Eigenſchaften des Atheners, aber nicht deſſen Verſteckheit. Seine Heldenſeele kannte nur offenes Handeln."

Ein Brief von dem Prinzen an den durch ſeine Schriften und das Gefängniß, das er deshalb erleiden mußte, bekannten Oberſt Auguſt Wilhelm von Maſſenbach, den Pertz im Leben Stein's giebt, möge dieſen intereſſanten Charakter noch näher beleuchten.

Prinz Louis Ferdinand an Maſſenbach, wahrſcheinlich vom Anfang Septbr. 1806.

„Ihr Brief, lieber Maſſenbach, hat mich auf eine ſehr angenehme Art überraſcht. Aber weniger auch erwartete ich nicht von Ihrem Kopfe und Herzen. Mit einem lebendigen Gefühle für alles Gute und Schöne iſt man nur zu ſehr geneigt, allen großen Begebenheiten große Motive, allen großen Handlungen große und edle Charaktere unterzulegen. Nichts aber leichter, als ſich über Alles dasjenige, was in der Revolution vorgegangen, über deren Folgen und Diejenigen zu irren, die durch ſie gehoben, und die der Drang der Umſtände an die Spitze derſelben geſetzt. Das Vergeſſen aller Grundſätze, die bisher das föderative Syſtem von Europa erhalten, die unſelige Schwachheit

aller Fürſten, die dieſes wirklich an großen Männern karge Zeitalter unter denen erzeugte, die das Schickſal zum Thron beſtimmt; der Mangel an Regierungs-Formen, an großen Charakteren, eine traurige Folge der Erziehung und der auf Selbſtſucht und Indifferenz hinwirkenden Philoſophie, Alles dieſes bereitete die Ketten, die Unſer warten. Unſere Schwäche, unſere Kleinheit machten es Bonaparte leicht, Europa zu unterjochen, nachdem es einmal ſich von den Grundſätzen entfernt hatte, die ſonſt ſeine Ruhe ſicherten. Hierzu kamen alle kleinlichen Anſichten, die partielles Intereſſe und die ſtets wechſelnden Formen der Revolution erzeugten. und daß wirklich Wenige noch bemerken, daß Bonaparte der Mann der Revolution iſt, und daß auch ſie ihn mit ſich fortreißt und treibt, und daß er noch ſtets alle revolutionairen Mittel braucht, und daß, wenn er es auch wollte, er nicht zurückgehen könnte.

Wie ich über die Gefahren dachte, die uns drohten, als die Armeen noch verſammelt waren, und leider auf eine eben ſo unpolitiſche als unbegreifliche Weiſe getrennt wurden, mag Ihnen beiliegender Brief ſagen, den ich kurz nach der Bataille von Auſterlitz meiner Schweſter ſchrieb, zu einer Zeit, wo Berlin ein ſo ſeltſames Schauſpiel von Unentſchloſſenheit, militairiſchen Anſtalten und Frivolität darbot. Wenn ich Sie in Dresden ſehe, erbitte ich mir dieſen Brief zurück.

Sind unſere politiſche Meinungen zwar verſchieden geweſen, ſo weiß ich dennoch, daß wir über einen

Gegenſtand homogen gedacht haben. Der ganze Staat liegt an einem Uebel krank, welches ihm, werde es Krieg oder Frieden, gleich verderblich werden kann. Wir haben keine Regierungs-Form, kein Gouvernement. Friedrich II., der mit der Kraft eines allumfaſſenden Geiſtes durch ſich ſelbſt regierte, dem kein Zweig der Verfaſſung unbekannt war, der über jeden derſelben ſich mit ſeinen Miniſtern unterhielt, und bei dem ſeine Cabinetsräthe nur Werkzeuge ſeines Willens waren, hinterließ nicht ſeinen Nachfolgern jenen großen Geiſt, der alle Theile der Adminiſtration in einen gemeinſamen Brennpunkt vereinte, nur durch ſich ſelbſt wirkte, und dem Staat das innere Leben gab, welches er ſo bald nach ſeinem Tode verlor. Dieſes ſtürzte Uns unter dem vorigen König in die Favoriten-Regierung und die ſeiner Umgebungen männlichen und weiblichen Geſchlechts. Unter dem jetzigen König drang ſich das Cabinet zwiſchen den König und die erſten Staatsbeamten und ließ letzteren nur den Schein einer Macht, die das Cabinet ohne Reſponſabilität ausübt, oder vielmehr mißbraucht. Die ſubjective Zuſammenſetzung dieſes Cabinets hilft auf keine Weiſe den Fehler dieſer Verfaſſung ab, und Preußens Schickſal iſt in dieſem Augenblick in den Händen eines Advocaten (Beyme), der übermüthig abſprechend und ohne Kenntniß der inneren und äußeren Angelegenheiten des Staates iſt, dem alle militairiſchen Anſichten gänzlich fehlen; in denen eines ſeichten, herzloſen, moraliſch und phyſiſch abgeſpannten franzöſiſchen Dichterlings (Lombard), und eines Miniſters (Haugwitz) welcher verworfen genug iſt, das Werkzeug dieſer Menſchen zu ſein,

deſſen ganzes Leben eine ſtete Folge von Schwachheit und Niedrigkeit iſt, und in deſſen verpeſtetem Herzen Wahrheitsliebe ſo erloſchen, daß ſeine Worte eine ſtete Folge von Lügen ſind.

Die Art Idealismus, den Friedrich's Regierung erzeugte, hatte der höchſten Würde einen ſo großen Charakter gegeben, daß man ihn lange noch denſelben glaubte, als er ſchon längſt erloſchen, (dieſe Art Idealismus) hat es wirklich dieſem Cabinet erleichtert, ſeine Macht immer feſter zu gründen, ohne daß man es gewagt hätte, gegen daſſelbe aufzutreten, und ſo ſind wir denn wirklich an den Rand des Abgrundes gekommen und voller Schrecken erwachen wir jetzt erſt. Mit vieler Mühe vermochte man einige Wenige über dieſen Gegenſtand dem Könige mit Freimüthigkeit und Ehrfurcht zu ſchreiben — bis jetzt ohne Erfolg! Auch Sie haben, höre ich, von der Nothwendigkeit einer Veränderung geſchrieben, die Adjutanten und Secretair-Regierung durch ein der Reſponſabilität unterworfenes Conſeil zu erſetzen. Enger und feſter muß man ſich ſetzen, um dieſe Idee zu realiſiren. Ihre militairiſche Anſicht enthält Vieles, dem ich gern beipflichte, indeſſen bei der Einſeitigkeit aller Maaßregeln, bei dem wenigen Verein des Politiſchen mit dem Militairiſchen, bei dem Mangel an Entſchluß hoffe ich wenig Gutes, ſo lange die Urſachen exiſtiren, die von Innen Alles lähmen, und uns von Außen alles Zutrauen entziehen. Sehr glücklich bin ich, die Hoffnung zu haben, entweder die ſchleſiſche Armee zu commandiren oder unter dem Prinzen von Hohenlohe zu ſtehen. In beiden Fällen werde ich gewiß weder Ihre

Erwartungen noch die der Armee täuſchen. Ich erwarte ſtets von Ihnen ein offnes, einfaches Darſtellen der Wahrheit. Mein Herz und mein Verſtand ſind gemacht, ſelbige zu hören und zu ſchätzen und alle Pflichten zu fühlen, die die jetzigen Umſtände einem Neffen Friedrich's auferlegen.

Bald ſehen wir uns, ſo lange alſo leben Sie wohl und erhalten mir Ihre freundſchaftliche Achtung.

Louis.

P. S. Den ſechſten bin ich in Dresden.

Zwei merkwürdige Briefe Stein's an den Prinzen, worin er ihn auf der Lebenshöhe zu erhalten und nach dem Sinken wieder darauf zurückzuheben verſuchte, theilt ebenfalls das Leben Stein's von Pertz mit. Sie ſind aus der Zeit, wo des Prinzen Regiment, ehe es nach Magdeburg verſetzt ward, in Weſtphalen, im Mindenſchen ſtand.

Stein an den Prinzen Louis 1796, 17. Nov.

„Es iſt gewiß, daß der philoſophiſche Geiſt, welcher die Beziehungen verallgemeinert und die vereinzelten Gegenſtände unter einem Grundſatz oder einem höhern Geſichtspunkt zuſammenfaßt, diejenige Art des Geiſtes iſt, welche den großen Mann bezeichnet; aber mit dieſer Geiſtesart muß er die Kraft des Charakters verbinden, welche ihm in ruhigen Zeiten den Fleiß zur Arbeit, die Hartnäckigkeit Alles was auf ſeine Ausbildung einwirkt zu verfolgen, in den Zeiten der Thätigkeit die nöthige ſittliche Kraft giebt, um die Anſtrengungen des Geiſtes und des Körpers zu ertragen, welche der Drang der Umſtände erheiſcht. Es war Mangel an Charakter, was in der Revolution die

tugendhafteſten und aufgeklärteſten Männer geſtürzt hat, wie Mounier, Bergaſſe, Bailly, ſelbſt unter den Girondiſten Condorcet, Roland, was die einen in die Verbannung trieb, die andern unter dem Dolche der Parteimenſchen fallen machte. Es war dieſe Charakterſtärke, welche man Enthuſiasmus nennt, die den Thron der Kalifen gegründet hat, die durch Streben nach Reichthümern, Liebe zum Ruhme, den Hang des Jahrhunderts nach Abentheuern, hervorgebracht, die ſpaniſchen Eroberer Amerika's und ihre Sieger die Bukaniere begeiſterte.

Lebt der Mann, welcher ſich durch die Natur zu einer großen und nützlichen Laufbahn berufen fühlt, inmitten der Weichlichkeit der Höfe oder unter kleinen kleinlichen Leuten, ſo kann er nur dann ſich erhalten und dieſe Charakterſtärke entfalten, wenn er ſich mit den großen Männern der Geſchichte umgiebt und ſich durch ihre Vorbilder gegen die zerſtörenden Eindrücke verderbter und kleiner Umgebungen ſchützt.

Die despotiſchen Regierungen vernichten den Charakter des Volkes, da ſie es von den öffentlichen Geſchäften entfernen und deren Verwaltung einem eingeübten ränkevollen Beamtenheer anvertrauen. Die kleinen verbündeten Freiſtaaten begünſtigen am meiſten die Entwicklung der Art, aber machen das Leben der Einzelnen ſtürmiſch.

Die Bemerkungen, ſo E. Kön. H. über die Kennzeichen der Schwäche machen, ſind ſehr richtig; ſie iſt neidiſch und ſtrengt ſich an, um herabzuziehen, nicht um zu übertreffen.

Ich bin ſehr betrübt über das, was Sie mir von der geringen Wirkung ſchreiben, die Ihre Schritte in Berlin gehabt haben. Da E. Kön. H., wie man ſagt, ſich ſelbſt dahin begeben wollen, ſo wird man, wie ich hoffe, billiger gegen Sie ſein. Ich theile Ihre Schmerzen; ich fühle Ihre Lage; aber geruhen Sie ſich zu erinnern, daß gleicherweiſe Friedrich der Große in Ihrem Alter von der Schulfuchſerei und dem Geize erdrückt worden iſt und keinen andern Troſt fand, als in der Einſamkeit und der Liebe zur Wiſſenſchaft und Künſten, welche ihn einem jeden Alter ſo reichlich darbieten.

Ich empfehle E. Kön. H. Plutarch, und werde, wenn Sie befehlen, Ihnen eine gute Ausgabe der Ueberſetzung von Amyot zu verſchaffen ſuchen."

1799, 23. Febr.

„Obwohl ich ſeit faſt einem Jahre des Glücks beraubt bin, mich E. Kön. H. zu nähern, ſo iſt doch meine Theilnahme an Ihrer Ruhe und an Ihrem Ruhme zu lebendig und zu aufrichtig, als daß ich mich nicht damit beſchäftigt hätte und von Allem, was ſich darauf beziehen kann, berührt worden wäre. Es hat mir eine große Genugthuung gewährt, zu hören, welche Sorge Sie der Erziehung der jungen Offiziere und Cadetten Ihres Regiments widmen, mit welchem Fleiße Sie die Wiſſenſchaften ſtudiren, die das Ganze der furchtbaren und erhabenen Kriegskunſt bilden, und wie Sie Ihre Einſamkeit verwenden, um Ihre Seele mit großen, ſtarken und nützlichen Ideen zu nähren. Aber während Sie Ihre Fähigkeiten entwickeln, während Sie arbeiten, Kenntniſſe zu erwerben und zu verbreiten, warum

mögten Sie, gnädiger Herr, ſo viele andere ſittliche Beziehungen verletzen, gegen ſo viele andere Grundſätze verſtoßen, in deren Achtung eine gefühlvolle, für zärtliche Neigungen empfängliche Seele wie die Ihrige ihr Glück finden müßte? Ich geſtehe es Ihnen, gnädiger Herr, daß es mich ſehr betrübt hat, zu vernehmen, wie weit Sie ſich von Ihren Eltern entfernen, wie ſehr Sie vernachläſſigen, dem Verlangen zu entſprechen, welches ſie Ihnen bezeigen, ſich Ihnen zu nähern . . . . . .

Und Sie, gnädiger Herr, der ſo empfindlich iſt für fremdes Unglück, der ihm niemals Beiſtand verweigert, der dem einfachen Soldaten, dem Gefährten Ihrer Gefahren, die rührendſte Sorge bewieſen hat (der Prinz hatte in der Rheincampagne einen bleſſirten preußiſchen Soldaten aus dem feindlichen Kugelregen getragen), Sie verſchließen Ihr Herz gegen das gebieteriſche Gefühl der Natur, Sie ſcheiden ſich von ihr und Sie glauben eines Tags einem ſo zerreißenden Gefühl entgehen zu können, wie das iſt, die ſorgenden Bemühungen eines Vaters am Rande des Grabes mit Härte zurückgeſtoßen zu haben.

Folgen Sie, gnädiger Herr, den Eindrücken einer ehrlichen fühlenden Seele, nähern Sie ſich einem Vater, den Ihre Kälte tief verletzt hat, mit dem Verlangen Ihr Unrecht zu vergüten.

Zu dieſen ſo natürlichen und gebieteriſchen Gründen treten andere Betrachtungen von der Redlichkeit eingegeben, weil jeder ehrliche Mann ſeine Verpflichtungen erfüllen muß . . . .

Sie haben ein Lebensalter erreicht, wo Alles ſich vereinigt, um Ihnen zu rathen, eine Verbindung einzugehen, welche Ihnen den Genuß häuslichen Glücks ſichere; Sie haben Gefühl dafür; Sie haben mir oft mit erweichtem Herzen von dem Bilde geſprochen, welches Ihnen die Familie einer von Ihnen angebeteten Schweſter darbietet; ich bin gewiß, die Bemühungen einer jungen liebenswürdigen und ehrbaren Gattin, die rührenden Liebkoſungen Ihrer Kinder würden Sie von dieſer unglücklichen Leidenſchaft des Spiels zurückrufen, welche von der Langeweile und einer unbeſtimmten Unruhe genährt wird, Sie aus den Armen Ihrer Freunde reißt, und Sie in Geſellſchaften zieht, die durch die zügelloſeſte Habſucht vereinigt und durch die widerwärtigſten Leidenſchaften in Bewegung geſetzt werden."

„Sie haben Ihrer Frau Schweſter K. H. Abſichten in Beziehung auf dieſen Zuſtand eröffnen laſſen; ſie erfordern eine reifliche weiſe Ueberlegung; und wer iſt mehr dazu gemacht, um ſie mit aller Sorgſamkeit der Freundſchaft und dem Scharfblicke der Erfahrung zu unternehmen, als ſie, welche die Verbindungen kennt, die Sie eingehen müſſen, die Sie kennt und den unberechenbaren Einfluß vorherſieht, den ſolche Verbindungen auf Ihr Glück und auf Ihr ganzes ſittliches Weſen haben werden."

„Pflichten, die Sie gegen Ihre Eltern zu erfüllen haben, die Anordnung Ihrer Geſchäfte, die Nothwendigkeit mit der zärtlichen und umſichtigen Freundſchaft zu ſprechen und zu berathen über einen Zuſtand, wovon Ihr ganzes Glück abhängt, rufen Sie nach Berlin, erfordern, daß Sie Schritte thun, daß Sie

ſich den nöthigen Formen unterziehen, um dazu Erlaubniß zu erhalten, und ich beſchwöre Sie, gnädiger Herr, Sich ihnen nicht zu entziehen, Sich den dringenden Bitten eines Mannes zu ergeben, der aufrichtig an Ihnen hängt, der den Umfang Ihrer Talente kennt, und der ſich betrübt, deren Entwicklung aufgehalten, deren Anwendung verhindert zu ſehen, der Sie bittet, in der Sprache, die er zu Ihnen redet, nur die Ehrerbietung zu finden, welche er Ihren ausgezeichneten Eigenſchaften und Ihrer Liebe für die Wahrheit zollet."

Eine andere Freundin des Prinzen glaubte die einzige zu ſein, die ihm die Wahrheit ſagen könne, Rahel. Ein merkwürdiger Brief ſteht in ihrer Briefſammlung unter den Briefen des Jahres 1811. Sie ſchrieb da an Fouqué: „Sie ſollen die Briefe und Billets haben, die ich von Louis conſervirt habe, weil Sie ſie am meiſten lieben werden. Er iſt ein geſchichtlicher Mann. Er war die feinſte Seele: von beinah niemand gekannt, wenn auch viel geliebt; und viel verkannt. Es iſt nicht Eitelkeit, daß ich mich ſo mit hinüber ſpielen möchte. Meine ehrenvollſten Briefe ſind verbrannt, daß Feinde ſie nicht leſen! Denn alles ſchrieb der Vielverworrene der vertrauten Freundin, oft auf einen Bogen, auf eine Blattſeite. Mit wahrhaftem Vollgefühl ſag' ich Ihnen aber: „„Schade, daß meine Briefe an ihn nicht da ſind."" Gerne ließ ich der Welt das Exempel, wie wahrhaft man mit einem Königlichen Prinzen, der ſchon vom Ruhm geführt und hoch geliebt war, ſein kann. Er hat alles, was er ſchriftlich beſaß — wie ich — vor dem letzten Aus-

marſch in Schrike verbrannt, weiß ich von Major Möllendorf. Auch hat ſich nichts gefunden. Sonſt hätte man das Geklatſche ſchon gehört. Mißhandelt wurde Louis oft — zur Empörung — aber ſchmeicheln thaten ſie ihm doch und die Wahrheit hab' ich ihm nicht ſagen hören, wenn nicht Perſönlichkeit dazu trieb; und großartig dies, nur von Einer; von Paulinen. Mir aber machte er es möglich, ſie ihm jedesmal, wie ich ſie einſah, zu zeigen. Halb, gewiß, gebührt dieſem menſchlichſten Menſchen dieſer Ruhm! Das Menſchlichſte im Herzen faßte er auf; zu dieſem Punkte hin wußte ſein Gemüth jede Handlung, jede Regung der Andern zurückzuführen. Der war ſein Maaßſtab, ſein Probirſtein, in allen Augenblicken des ganzen Lebens. Das iſt das Schönſte, was ich von ihm weiß. Nie ſprach er darüber mit mir, nie ich mit ihm. Ich ſah es aber ein, lebenslang. Er erröthete, wenn Menſchen von andern zum Narren gehalten wurden: das ſah ich, als man dies Einmal ziemlich gelinde mit einem verrückten Juden Schapſe in ſeiner Gegenwart vornahm: er ſchenkte ihm Wein ein, und behandelte ihn geſchwind als Gaſt."

„Mein Verhältniß zu ihm war ſonderbar: beinah ganz unperſönlich. Obgleich er ſeine letzte Lebenszeit mit und bei mir zubrachte (mehr als die letzten drei Jahre). Von uns zu einander, war nicht die Rede. Doch mußt' er mir alles ſagen: componirte er, ſollt' ich bei ihm ſitzen; ſpielte er — am Ende gezwungen — Karten, auch. Mein Gräul!" u. ſ. w. „Er hat mir erzählt: wie er ſonſt gar ſich nicht hätte zu lieben unterſtanden, wenn es nicht eine berühmte Elegante

war; wie er war, wie franzöſiſche Coterien und Familien ſind u. ſ. w.“

Die beiden letzten Leidenſchaften, die des Prinzen Herz erfüllten, gleichzeitig erfüllten, waren die zu Pauline Wieſel und Henriette Fromm. Aus Schrike ſchrieb er einmal darüber 1805 an Rahel: „Sie haben geſehen, wie heiß und heftig meine Liebe zu P. iſt, mit welcher Innigkeit und Zärtlichkeit ich dabei zugleich an der himmliſch guten lieben H. hänge; dieſes ſcheint räthſelhaft, Menſchen unbegreiflich, und doch haben es die ſo ſehr ſonderbaren Umſtände, jenes ſo einzige Entſtehen dieſes Verhältniſſes ſo gewollt, daß ich in dieſer Verwicklung von Umſtänden nicht wollen konnte, und daß dieſe beiden Weiber, voller Liebreiz, voller Annehmlichkeiten verſchiedener Art, doch beide nicht das wirklich Liebenswerthe, auch vielleicht nicht einmal das Liebenswürdige, in mir lieben, da mein Herz, meine Liebe, ſie ſo ganz umfaſſet! — — Mir ziemt es, mich in das ſtrengere Geſchäftsleben zurückzuziehen, und nicht ſo, wie ich es gethan, Zeit und Kraft den Weibern zu vergeuden, die doch Ernſt und kältere Vernunft mehr als Hingebung und ſtete Liebe beherrſchen.“

Einer der letzten Briefe, die der Prinz geſchrieben, iſt aus Leipzig 11. Sept. 1806 an Rahel gerichtet und enthält das Schwanenlied ſeiner Liebe zu Paulinen und die Widmung für den Krieg auf Leben und Tod. „Wie es mit meiner Liebe zu Paulinen eigentlich iſt, ſchreibt er, wäre ſchwer, Ihnen zu ſchreiben; ich weiß nur, daß ich ſie unausſprechlich liebe, und alle meine Gefühle erlangen in Einſamkeit und Entfernung

mehr Kraft. Oftmals iſt mir, als liebte ich ſie ewig — lange ſchon hatte ich ſie im Herzen und im Kopfe. — Ich ſah ſie wieder! allein da war es, als wäre eine Mauer zwiſchen uns, ich ſuchte und doch fürchtete ich ſie — alsdann lernten wir uns kennen. Pauline mißgriff meinen Charakter, ich ſah in ihr nur die Fehler, die Exuberanzen, die Auswüchſe dieſer reichhaltigen Natur, ohne ſie eigentlich zu lieben, oder ohne dieſe Liebe in mir laut werden zu laſſen; bis endlich wie Sie wiſſen, es aufloderte, ich ſie, trotz der Menſchen, trotz mir, ja ihrer ſelbſt liebte, jeden Tag mehr opferte, jedes Opfer mich mehr an ſie band und feſtkettete; rechnen Sie noch dazu den ans magiſche grenzenden Liebreiz, den ſie für mich hatte — den Stolz meines Charakters! Wie oft ſahen Sie mich nicht kalt und reſignirt, meiner Liebe bewußt, daſitzen, kalt und gleichgültig, wenn Andere, Paulinen herabwürdigend, mich und meine Liebe vielleicht verſpotteten. Noch etwas Schönes lag in meinem Herzen, ich habe zuweilen gehofft, die Reliquien von Paulinens ſchöner Natur zu retten — meine heftige, zärtliche Liebe ſollte ihr Herz erwärmen — die Ideen des Guten und Schönen beleben — ſie ſollte wieder an ſich ſelbſt glauben; ich dachte, ſie ſollte das Edle, Gute in mir lieben und erkennen, mein Leben durch Genüſſe aller Art verſchönern — überdem iſt bei ihr die Härte nichts weiter, als die Reaction der tiefſten Gebeugtheit, der Zerrüttung ihres Innern — ſie hat nicht den Muth, zu zeigen, daß ſie gut iſt, nicht den Muth, Gefühle an den Tag zu legen — ich habe ſie erröthen ſehen, wenn ſie etwas Gutes und Gefühlvolles ſagte, als

wenn ein Anderer eine Sottiſe ſagt — blos weil ſie fühlt, daß ſie das Recht, es zu ſagen, verloren hat. Einen Brief von ihr, aus Schrike mir geſchrieben, fand ich hier — er war gut und liebend und wahr. So war es, liebe Kleine, und ſo iſt es noch nach dem ſchmerzlichen Stoße, den der unglückliche Brief in mir erzeugte, und von welchem mein Herz blutet."

„ꝛc. ꝛc. Heute haben wir hier ein Rendezvous der drei verſchiedenen Avantgarden-Chefs gehabt, des General Blücher, des General Rüchel und mir, der die des linken Armeecorps commandirt; morgen geht jeder zu ſeiner Beſtimmung und am 20. bin ich am Fuße des böhmiſchen Gebirgs, mit meiner aus Preußen und Sachſen zuſammengeſetzen Avantgarde. Ein Wort gaben wir uns Alle, ein feierliches männliches Wort — und gewiß ſoll es gehalten werden — beſtimmt das Leben daran zu ſetzen, und dieſer Kampf, wo Ruhm und hohe Ehre uns erwartet oder politiſche Freiheit und liberale Ideen auf lange erſtickt und zernichtet werden, wenn er unglücklich wäre, nicht zu überleben! — Es ſoll ſo gewiß ſein! Der Geiſt der Armee iſt trefflich und würde es noch mehr ſein, wenn mehr Beſtimmtheit und erregende Kraft in der Politik wäre, und mehr feſter Wille die ſchwachen und ſchwankenden Menſchen beſtimmte! Was iſt dieſes erbärmliche Leben, nichts, auch gar nichts! — Alles Schöne und Gute verſchwindet, erhaben iſt das Schlechte und die traurige Erfahrung reißt unbarmherzig alle ſchönen Hoffnungen von unſerm Herzen! ſo muß es in dieſem Zeitalter ſein, denn ſo erſtarben auch ſpäter alle ſchöne, menſchenbeglückende Ideen. Nur das Erbärmliche blieb, nur

dieſes ſiegt — warum alſo ſich beklagen, wenn im Kleinen geſchieht, woran ein ganzes Zeitalter leidet!

Wenn ich mich ſo oft ins weibliche Herz hineindachte, ſo glaubte ich, nichts heiliger müßte einem Weibe ſein, als den Geliebten im Kriege zu wiſſen; ihn zu betrüben, ja vielleicht noch mehr zu thun, wäre in meinen Augen ſchlimmer als ein Mord!“ — —

Louis.

„Drei Menſchen, ſchrieb Rahel aus Wien 14. April 1815 an Moritz Robert, drei Menſchen von meinen Bekannten ſind an einer ſich ſelbſt eingetrichterten Meinung geſtorben. Finkenſtein aus Aerger über die Franzoſen, aus denen er ſich gar nichts machte. Prinz Louis im Kriege, aus dem er ſich auch nichts machte, wie ihm der Haß gegen Napoleon unnatürlich war. Marwitz, der auch gar nicht acharnirt war und mir es ſagte. Das wird die Nachwelt nicht glauben, auch ſehe ich Geſchichte nicht dahin ins Geſichte, wo es die meiſten ſetzen, da hat ſie's nicht.“

Den Oeſtreichern war der Prinz ſehr zugethan. Seine Vorliebe für ſie hatte er von einer Reiſe nach Wien und Oeſtreich im Jahre 1804 mitgebracht. Der erſte preußiſche Prinz, der als Freund die öſtreichiſchen Grenzen übertrat, war er mit einer Art von Enthuſiasmus aufgenommen worden, in dem ſich der Wunſch einer aufrichtigen Verbindung mit Preußen und zugleich die Verehrung ausſprachen, welche man für den hohen Reiſenden mit der edeln und treuherzigen Wahrheit des öſtreichiſchen Charakters hegte. Er wurde, als er nach Berlin zurückkam, der Oeſtreicher lauter Lobredner.

Berichtigung zu Seite 24. Note.

Die Identität des Grafen Schmettau mit dem Offizier, den Friedrich der Große in die Vertrauensstellung zur Kronprinzessin bestimmte, steht nicht fest. Schmettau, dessen Personalien nach den Memoiren des schlesischen Grafen Joseph Wengersky, Maltheserconthurs und Kammerherrn Friedrich Wilhelms II. und III. aufgeführt worden sind, war in einer engen Liaison mit der Prinzessin Ferdinand, Gemahlin des jüngsten Bruders Friedrich's des Großen, gebornen Markgräfin von Schwedt und Mutter des berühmten Louis Ferdinand, der 1772 geboren wurde (S. Band IV. S. 220 u. 221.) Der junge dänische Diplomat, der Berlin in den Jahren 1772 und 1773 sah, berichtet: „Prinz Ferdinand zeichnet sich weder durch sein Aeußeres noch durch seinen Geist aus; er ist Großmeister des Johanniter-Ordens und sammelt Schätze für die Kinder, mit welchen seine Gemahlin ihn beschenkt und denen Friedrich der Große den Ehrennamen der „abscheulichen Race Schmettow's“ beilegt. *)

*) Sonntagsblatt zur Weser-Zeitung vom 23. März 1851. Der Diplomat war Hennings. Der letzte Bericht im Sonntagsblatt vom 13. April nannte erst den Namen. Es wäre sehr zu wünschen, daß die sämmtlichen Papiere, Briefe, Memoiren u. s. w. gedruckt würden. Wir sind noch so sehr arm an Mittheilungen von Personen, die den Personen und den Geschäften nahe standen. Tausende der interessantesten Gesandtschaftsberichte über deutsche Hofzustände sind noch in den Archiven begraben. In England druckt man solche wirklich werthvolle Sachen — in Deutschland, wo so unendlich Vieles und Werthloses gedruckt wird, sollte man endlich dem Beispiel Englands folgen, im wohlverstandenen Interesse der besten Politik folgen — der der Ehrlichkeit und Oeffentlichkeit. Es ist ein großes Wort, was Mirabeau gesagt hat: „Donnez moi une bête brute et j'en ferai une bête féroce.“

H. G. Voigt's Buchdruckerei in Wandsbeck.

Geſchichte

der

deutſchen Höfe

ſeit der

Reformation.

Von

Dr. Eduard Vehſe.

6r Band.

Erſte Abtheilung:

Preußen.

Sechſter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe
1851.

Geſchichte

des

preußiſchen Hofs und Adels

und

der preußiſchen Diplomatie.

Von

Dr. Eduard Vehſe.

Sechster Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1851.

Inhalt.

Seite

VII. Friedrich Wilhelm III. 1797—1840.

(Fortsetzung.)

6. Der Feldzug von 1806, nach dem Tagebuch von Gentz. — Die Schlacht bei Jena. — Capitulation der preußischen Festungen durch die Kleiste, Ingersleben, Knobelsdorf u. s. w. — Capitulation Hohenlohe's bei Prenzlau. — Der Friede von Tilsit. — Drei Jahre in Königsberg in bitterm Unglück. 3
7. Regeneration Preußens. — Personalien Stein's und Hardenberg's. — Madame Schönemann, spätere Fürstin Hardenberg 58
8. Die Befreiungskriege. — Blücher 127
9. Der Hof Friedrich Wilhelm's III. in den letzten fünfundzwanzig Jahren. — Die Fürstin Liegnitz. — Personalien des Königs. Seine Tagesordnung und seine Hofumgebung: der Oberkammerherr und Haus-

Seite

minister Fürst Wittgenstein, Generaladjutant Witzleben, Alexander Humboldt, Cabinetsrath Albrecht, Leibarzt Hufeland, Kämmerier Timm, Oberst Malachowsky u. s. w. — Coexistenz der Vorliebe des Königs für Theater und Ballet und für Kirche, Liturgie, Union und Agende. — Die Minister und das Calmirungssystem —. 244

10. Die preußische Diplomatie bis zu den Dresdner Conferenzen 1851: Personalien Nagler's, Arnim's u. s. w. 297

Der Hof

Friedrich Wilhelm's III.

1797—1840.

Fortsetzung.

Friedrich Wilhelm III.

1797—1840.

6. Der Feldzug von 1806 nach dem Tagebuch von Gentz. — Die Schlacht bei Jena. — Capitulation der preußiſchen Feſtungen durch die Kleiſte, Ingersleben, Knobelsdorf u. ſ. w. — Capitulation Hohenlohe's bei Prenzlau. — Der Friede von Tilſit. — Drei Jahre in Königsberg in bitterm Unglück.

Leider wollten die damaligen Machthaber in Preußen nichts von einer Verbindung von Preußen und Oeſtreich wiſſen. Leider ſchauten dieſe Machthaber — der ganze Schweif militairiſcher und civiliſtiſcher Philiſter — nur rückwärts und hatten mit ihren veralteten Anſichten keinen freien Blick zur Seite und vorwärts. Der König fürchtete und verabſcheute den Krieg. Man begnügte ſich mit dem Zuſchauen und die Dinge gehen zu laſſen. Und leider war die Lage des Staats ſo, daß dieſe Perſonen ihr Syſtem, ſich mit Nichtsthun durchzuſchleppen, für das beſte halten mußten.

Ein drittes ſchlimmes Erbtheil aus der vorhergehenden Regierung Friedrich Wilhelm's II. war nämlich die Leerheit und Verſchuldung des Schatzes.

Die zweiundſiebzig Millionen Thaler, die Friedrich der Große im Schatze hinterlaſſen, waren im erſten franzöſiſchen Feldzuge daraufgegangen: der einzige Champagnefeldzug im Herbſte 1792 hatte ſie verſchlungen. Ebenſo hatte Friedrich Wilhelm II. das laufende Einkommen des Staats verſchwendet und, wie erwähnt, bei ſeinem Hintritt noch achtundzwanzig, ja nach Andern gar neunundvierzig Millionen Schulden hinterlaſſen. Der ehrliche Friedrich Wilhelm III. ſah es für eine Ehrenpflicht an, ſie zu tilgen, ſo ſchnell als möglich. Bei dieſem Plane konnte ſich, obgleich der neue Hof verhältnißmäßig ſehr einfach war, nur ſehr langſam wieder ein neuer Schatz bilden. Zuletzt mußte Papiergeld gemacht werden: die preußiſchen Treſorſcheine wurden kurz vor dem franzöſiſchen Kriege 1. Juni 1806 emittirt. Es war das erſtemal, daß Papiergeld in Preußen ausgegeben wurde. Es erſchien denn auch in Berlin eine Karrikatur, in welcher der Miniſter Schulenburg-Kehnert einen kranken Adler mit Papier nudelte, dieſes Papier ging ihm wieder ab als Treſorſcheine, welche der Miniſter Stein ſorgfältigſt zu ſammeln befliſſen war. Von Stein war die Idee der Treſorſcheine ausgegangen. Stein ſchrieb noch 1810 an Schön (29. Auguſt): „Habt ihr andere Mittel bei Krebs und Brand, als Schnitt, Schierling und Höllenſtein, ſagt ſie! Wollt ihr ſie mit Froſchlaichpflaſter heilen?“ Er bezog ſich auf die Ephraimiten Friedrich's — als Mittel zur Selbſterhaltung. Die Finanzklemme war ein Hauptſchlüſſel zu dem Gange, den die preußiſche Politik nahm, ein Hauptſchlüſſel zu dem ſo oft bitter getadelten Schritte des früheren Basler Friedens und

zu allem ſpäteren Temporiſiren des preußiſchen Cabinets. Das große Heer konnte nicht mehr auf den Kriegsſtand erhalten werden, es ward ſchwer genug, es auf den Friedensſtand zu erhalten, trotz der engſten Sparſamkeit, zu der man gedrängt war. Es hatte jemand einmal berechnet, daß man einige hunderttauſend Ellen Leinwand erſparen würde, wenn die Weſten der Soldaten ohne Rückentheil an die Uniformen genäht würden und dieſe ſeltſame Erſparung ward ſofort bei der geſammten preußiſchen Armee zur Ausführung gebracht.

Am 3. Nov. kam, wie ſchon erwähnt worden iſt, zwiſchen Preußen, Oeſtreich und Rußland der Tractat zu Potsdam zu Stande, in der Abſicht, die Macht Napoleon's einzuſchränken. Die preußiſche Armee ſetzte ſich von der Weichſel her in Marſch, um ihm den Rückzug abzuſchneiden, aber nach der Schlacht bei Auſterlitz folgte eine rückgängige Bewegung. Oeſtreich entband Preußen ſeiner Verbindlichkeiten, Napoleon aber drückte nur ein Auge zu, um deſto furchtbarer Rache zu nehmen. Graf Haugwitz erhielt den Befehl, zu Napoleon ins franzöſiſche Hauptquartier zu reiſen. Beim Abſchied, berichtet Noſtitz in ſeinen Memoiren, fragte er Prinz Louis hämiſch triumphirend: „Haben Ew. Kgl. Hoheit keine Befehle für mich nach Wien?“ Mit Würde antwortete der Prinz: „Herr Graf, hätte ich Befehle zu geben, Sie würden ſie nicht überbringen.“

„Die Beſchränktheit des Schatzes, ſagt Merkel in ſeiner Lebensbeſchreibung, galt bei Männern, die genau unterrichtet ſein konnten, für die Haupturſache, aus der Preußen bis 1805 Oeſtreich ſeine Kämpfe allein gegen Frankreich beſtehen ließ und als es in dieſem Jahre

eine vergebliche Anſtrengung gemacht hatte, veranlaßte wiederum die Ebbe in den Geldgewölben die ſchnelle Rückkehr zum Friedensfuße im Heer, indeß der Frieden doch nur durch einen Tractat geſichert ſchien, deſſen Argliſt man durchſchaute und den man für herabſetzend erkannte. Engliſche Subſidien hätten zum Theil aushelfen können, aber das gerechte Selbſtgefühl verbot dem Könige, ſich von dergleichen abhängig zu machen, ſo lange es ſich vermeiden ließ und im Jahre 1806 hatte Napoleon's Argliſt Preußen mit England in Krieg verwickelt. Der Tractat, den Haugwitz mit Napoleon zu Wien am 15. December 1805 geſchloſſen hatte, erregte den höchſten Unwillen des Königs, er ließ ſich aber den Umſtänden nach, nicht mehr umſtoßen, da der Frieden zu Preßburg mit Oeſtreich inzwiſchen zu Stande gekommen war. „Am Tage der Unterzeichnung ſagte der König, wie Gentz an Müller ſchreibt, zu dem Grafen Hoym, dem Miniſter Schleſiens: „Ich habe unterzeichnet, lieber Graf Hoym, aber mein Gemüth iſt in der äußerſten Unruhe, und ich zittere vor den Folgen.“ Entſchloſſener war die Königin, die Hoym fragte: „que pensez Vous de nos nouvelles?“ Er: „Madame, je désire que tout s'arrange au gré de Vos voeux, mais je vois le Roi dans des inquiétudes.“ Sie: „Inquiétudes? Ecoutez mon cher Hoym, il n'y a qu'une chose à faire; il faut battre le monstre, il faut l'abattre, et après cela parlez moi d'inquiétudes.“ Hoym verſicherte Gentz, es ſei ſeit der Ankunft des Kaiſers von Rußland in Potsdam 3. November eine vollſtändige Revolution in ihr vorgegangen — „er ſoll ihr,

ſetzt er hinzu, wirklich ſehr gefallen haben. „Aber ihre Kriegswünſche erſtickte der Vertrag vom 15. Dec. Die Armee erhielt ſofort Gegenordre. Das Heer, das an den Grenzen Preußens geſtanden hatte, das den Befehl erwartete, in Mähren einzurücken, und welches ſchon in das dem mit Frankreich verbundenen Baiern gehörige würzburgiſche Gebiet eingerückt war, kehrte unmuthig zurück; es zeigte ſogar Spuren von Indiſciplin bei dem unverdienten Spott des Volkes über ſeine erzwungene Unthätigkeit. „Als Rüchel, erzählt ſein Beurtheiler in der Galerie preußiſcher Charaktere, genöthigt war, unverrichteter Heldenthat nach Potsdam zurückzukehren, erſchien er, begleitet von ſeinem Adjutanten im Palaſte des Königs. „Wo iſt der König?“ fragte er mit gebietender Stimme. Mit freundlicher Miene ging ihm der General von Köckeritz entgegen, nannte ihn Herr Bruder! und fragte höflich, was er zu melden habe. „Wo iſt der König?“ fragte Rüchel von Neuem mit ſteigendem Ernſte; die Brüderſchaft ſteht der Wohlfahrt des Staats nach.“ Der König befand ſich im nächſten Zimmer, der Lärm zog ihn herbei. Kaum war er eingetreten, als Rüchel ihn mit ſtarkem Pathos in folgenden Worten anredete: „ich komme Ew. Maj. den Schmerz auszudrücken, welchen Ihre Armee über den verfehlten Feldzug empfindet.“ Beleidigt durch dieſe Anrede, fragte Friedrich Wilhelm „ſeit wann die Armee es übernommen habe, die Entſchlüſſe ſeines Cabinets zu leiten?“ Er fügte einen Verweis für den General-Lieutenant hinzu, und entfernte ſich darauf, ohne das

Weitere anzuhören. Köckeritz bemühte ſich, den aufgebrachten Rüchel zu beſänftigen und den König mit ihm, ihn ſelbſt aber mit dem Grafen Haugwitz auszuſöhnen, den er durch Zuwendung des Rückens öffentlich beleidigt hatte. Vielleicht wäre dies nicht erreicht worden, wenn die Partei der Königin Rücheln nicht zu Hülfe gekommen wäre.“ Der Prinz Louis konnte auch kaum ſeiner Unzufriedenheit Herr werden. Als er, nach Berlin zurückgekehrt, das Muſeum beſuchte, fand er in einem Saale die Marmorbüſte des Mars neben der des Königs. Er fragte den Aufſeher, wen dieſe Büſte vorſtelle. Dieſer, ein geborner Schwabe, erwiederte: „Den Kriegsgott Marſch.“ „Ha, rief der Prinz lachend aus, indem er auf die Büſte des Königs mit dem Finger wieß, und das iſt der Gott Halt!“ „Es ſchien, fährt Merkel fort, als thue das Cabinet Alles, um nicht nur Preußen nach Außen hin zu iſoliren, ſondern auch im Innern Erbitterung und Verachtung hervorzurufen. Die Kaufleute von Stettin hatten bei Haugwitz angefragt, ob ſie ihre Schiffe ohne Gefahr ausſenden dürften. Haugwitz hatte keinen Schritt zur Verſtändigung mit England gethan nach der Wegnahme von Hannover. Dennoch antwortete er, es ſei durchaus nichts für die Schiffe zu befürchten. Sie liefen aus und wurden von den Engländern ſämmtlich als Priſe aufgebracht. „Die öffentliche Meinung, ſchließt Merkel, hielt es für ausgemacht, daß Hochverrath im Cabinete ſelbſt thätig war.“

Der Vertrag, der das Verhältniß Preußens mit Frankreich in ein förmliches Bündniß verwandelt hatte, der Vertrag, den einſt Maſſenbach unmittelbar nach dem Baſler Frieden 1795 dringend angerathen hatte, war nun abgeſchloſſen — zehn Jahre ſpäter, 15. December 1805, aber unter welchen Verhältniſſen! Was damals im Sinne der öffentlichen Meinung geſchehen wäre, geſchah jetzt entſchieden gegen die öffentliche Meinung. Vor zehn Jahren war die Stimmung in Preußen allgemein gegen Oeſtreich, die Abneignung war damals ſo ſtark, daß die Preußen ſich freuten, wenn die Oeſtreicher von den Franzoſen geſchlagen wurden. Immermann theilt in ſeinen Memoiren mit, daß er oft habe in Magdeburg ſagen hören: „es wäre ein Unglück, wenn die Oeſtreicher ſiegen ſollten.“ Noch beim Geſandtenmord in Raſtatt 28. April 1799 war ein gutes Einverſtändniß zwiſchen dem preußiſchen und franzöſiſchen Cabinete vorhanden. Die Papiere, die der öſtreichiſche Geſandte Graf Lehrbach den franzöſiſchen Geſandten zu Raſtatt durch die Huſaren abnehmen laſſen wollte, waren aus Vertrauen beim preußiſchen Geſandten, Grafen Görtz deponirt worden. Ein preußiſcher Geſandtſchafts-Secretair Jordan, ein Pommer, ſpäter bairiſcher General, war es geweſen, durch deſſen energiſche Hülfe der einzige dem Morde entkommene franzöſiſche Geſandte Jean de Bry, den man für todt in einem Graben liegen gelaſſen, ſeine Rettung gefunden hatte. Dieſe Anhänglichkeit an Frankreich war Preußen beim Reichsdeputationsanſchluß denn auch ſehr zu Gute

gekommen, es hatte damals 1803 für das abgetretene Geldern, Cleve und Mörs, am Meiſten von den reichen Tiſchen der ſäculariſirten Bisthümer, Klöſter und Reichsſtädte erhalten, ſtatt 42 Q. Meilen 241, und ſtatt 172,000 Einwohner 600,000, und ſtatt 300,000 Thlr. Einkünfte faſt 1½ Million. Es hatte namentlich die drei großen Bisthümer Hildesheim, Paderborn und Münſter erhalten und dazu ſechs große Abteien und die drei Reichs-Städte in Weſtphalen und Thüringen Mühlhauſen, Nordhauſen und Goslar, endlich das äußerſt wichtige mainziſche Erfurt, den Hauptplatz in Mitteldeutſchland mit dem Eichsfeld.

Alle Verhältniſſe hatten ſich aber jetzt, 1805, himmelweit verändert. Die Volksſtimmung war jetzt gegen Frankreich in Preußen, Napoleon, als Kaiſer zuerſt mit von Preußen anerkannt, hatte durch die Ermordung Palm's viele Herzen, die ihm ſonſt entgegengeſchlagen hatten, ſich entfremdet; im Volke war das dunkle, aber ſtarke Gefühl erwacht, daß die Nationalehre von ihm aufs Schmählichſte gekränkt ſei. Napoleon hatte den Rheinbund erklärt, Preußen ihn anerkannt, Oeſtreich die deutſche Krone niedergelegt. Napoleon blickte mit kaltem Hohne auf Preußen, deſſen damalige Machthaber er insgeſammt tief verachtete; er behandelte ſchon in Schönbrunn Haugwitz mit der Haltung eines hochfahrenden Gebieters. „Haugwitzen's iſolirte Stellung in Wien," berichtet Gentz in Folge einer Unterredung mit dem Marquis Lucheſini in Erfurt, kurz vor der Jena'ſchen Schlacht, „ſeine Unkenntniß der militairiſchen Operationen, ſein Mangel an

Muth und endlich ſeine nicht ſehr große Faſſungskraft waren Schuld daran, daß er über jedwede Lüge heftig erſchrak. Alles conſpirirte dahin, ihm durch die erſte ſeiner Maaßregeln eine Schlinge zu legen. Sie machten ihn glauben, die Franzoſen würden unmittelbar in Schleſien einrücken, eine Revolution in Polen veranlaſſen und die preußiſche Monarchie von der ſchwächſten Seite angreifen, einmal hieß es bei Neiſſe, dann wieder bei Breslau. Die erſte Woche nach der Schlacht von Auſterlitz ward er mit großer Kälte behandelt; auf einmal ſchickt Napoleon zu ihm und ruft ihm beim Hereintreten entgegen: „Obgleich, wie Sie wohl wiſſen, ein Tag dem andern folgt, ſo ſind ſie doch in dem nicht alle gleich, was ſie bringen; vorher wollte ich Krieg mit Euch — jetzt biete ich Hannover!“ Seit dieſem Augenblick begünſtigte Napoleon Haugwitz auf jede mögliche Weiſe. Die unglückliche Sicherheit, welche dieſe Worte einflößten, dauerte auch während deſſen Anweſenheit in Paris fort. „Es war ein großes Elend, ſagt der Marquis, daß Graf Haugwitz ſich ſo weit täuſchte, um wähnen zu können, er habe dieſen Mann in der Taſche!“ Als Haugwitz Ende Februar 1806 nach Paris kam, bemerkte er gegen Lucheſini, dem ſchon damals die zweideutige Stellung, in der ſie ſich befanden, bedenklich erſchien: „Seien Sie nur ganz ruhig, ſobald ich ihn geſehen habe, iſt alles abgemacht, denn ich weiß ja, was er in Wien zu mir geſagt hat.“ Allein wie war Haugwitz in Verzweiflung, als er nach fünftägiger Anweſenheit in Paris auch nicht eine einzige Audienz erlangt hatte.

Endlich erhielt er eine und zwar eine ſchreckliche. Napoleon brauchte die ſtrengſten Ausdrücke gegen ihn. Haugwitz wagte es endlich, ihn an die Verſprechungen in Wien zu erinnern. Darauf erwiederte Napoleon: „Sie ſind ein ehrlicher Mann, Graf Haugwitz, aber Sie haben keinen Credit mehr in Berlin. Hardenberg und noch viele andere treiben ihr Spiel mit Ihnen, ein paar hirnkranke Narren nöthigen Ihren König zum Krieg, während ihm der Friede Noth thut.“ Napoleon kam allen Anträgen Preußens durch die kategoriſche Erklärung zuvor, daß Haugwitz innerhalb einiger Stunden wählen ſolle, ob er Krieg oder Allianz mit Frankreich haben wolle? Er ſei zu dieſer Forderung nach den feindlichen Geſinnungen, die Preußen gegen Frankreich zu erkennen gegeben habe, genöthigt, Haugwitz ward an Talleyrand gewieſen. Im Geheimen brannte nun Napoleon darauf, ſeinen ehrgeizigen Franzoſen den Ruhm zu verſchaffen, ſich zu rächen wegen der Schande von Roßbach. Das preußiſche Manifeſt vom 25. Juli 1792 war unvergeſſen. Den höchſten Beweis der Verachtung gegen Preußen gab Napoleon dadurch, daß er England die Rückgabe des ſo eben erſt an Preußen gegebenen Hannovers verſprach, ſofern es mit ihm Frieden ſchließen wolle! Zur tiefſten Beſchämung des ſchmählich getäuſchten Königs von Preußen ſchickte das Cabinet von St. James die Beweiſe dieſes Verſprechens zugleich mit der Kriegserklärung nach Berlin.

Nach dieſer ſtarken Entdeckung konnte allerdings am Berliner Hofe kein Zweifel mehr übrig bleiben,

wie ſchlimm Napoleon es mit Preußen meine. Dieſe ſtarke Entdeckung öffnete endlich die Augen, daß Napoleon ſich Preußen aufgeſpart habe, zu einem rechten Triumphe. Hannover wurde, wie Berenhorſt ſich ausdrückte, „der Brocken, an dem der preußiſche Adler erſtickte.“ Früher war es noch möglich geweſen, ſich aus der Schlinge zu ziehen, wenn, wie Gentz an Joh. Müller, Dresden 4. Mai 1806 ſchreibt, der König, nachdem durch den Abzug der Ruſſen und den Preßburger Frieden das große Project ohne Rettung verloren war, erklärt hätte: „Ich ziehe mich zurück; ich widerſtrebe dem nicht, was Ihr durch Glück und Uebermacht erzwungen habt; ich hülle mich in meine vorige Neutralität; aber ich behaupte im nördlichen Deutſchland den Status quo des gegenwärtigen Augenblicks; keine Fußbreite meiner Provinzen trete ich ab, keine Fußbreite fremder nehme ich an; ich beſetze Hannover militairiſch, behaupte es bis zum dereinſtigen Frieden, ſtelle es dann demjenigen zu, dem der Friedensſchluß es beilegen wird; begünſtige die Engländer in nichts, laſſe mich aber ſo wenig gegen ſie, als gegen eine andere Macht, in irgend eine feindſelige Maßregel ein; und wenn dieſe rechtliche und billige Erklärung Euch nicht gefällt, ſo rufe ich mein Volk und mein Heer zum rechtmäßigen Widerſtande auf und vertheidige meine Ehre und mein Recht bis auf den letzten Blutstropfen meiner Exiſtenz.“ Aber Preußen verließ ſich auf Rußland. Graf Haugwitz ließ ſich darüber am 5. October 1806 in Erfurt ſo gegen Gentz aus: „Frankreich hat nie eine

Ahnung von unſerm eigentlichen Verhältniſſe zum Kaiſer von Rußland gehabt. Es iſt aber ein ſolches, daß, wenn wir uns heute am Rande des Verderbens befänden und der Kaiſer geſtern erſt einen Vertrag mit Frankreich unterzeichnet hätte, von welcher Art er auch immer ſein möchte, er uns doch mit ſeinen Hülfsquellen zur Hand ſein würde.“ Und den Hauptaufſchluß giebt Gentz aus Luccheſini's Munde: „Unter den preußiſchen Miniſtern waren mehrere, welche, obgleich ſie die Mittel mißbilligten, durch welche man von Hannover Beſitz ergriffen, doch viel Gewicht auf deſſen Acquiſition legten.“ Selbſt ein Mann, wie Stein, hatte im Juli ſich gegen Gentz in Dresden dahin geäußert, daß der Beſitz Hannovers für Preußen durchaus nothwendig ſei. Und Luccheſini weihte Gentz in „das letzte der preußiſchen Geheimniſſe“ ein, daß man für Hannover einen Theil von Holland erwarte, das man mit England erobern wolle. Noch immer befand man ſich größtentheils in den höheren Kreiſen Berlins und im Heere in der alten Täuſchung und Ueberſchätzung. Solche Männer waren ſelten, wie der Oberſt Maſſenbach und der Lieutenant Dietrich (nicht Heinrich), Baron Bülow, der Autor „des Geiſts des neuern Kriegsſyſtems;“ Männer, die, wenn auch enthuſiaſtiſch fühlend und rückſichtslos ſich äußernd -- Bülow war in Amerika geweſen — doch Gefühl für das Großartige in Napoleon's Erſcheinung beſaßen und die die rechten Mittel zur Rettung angaben. Man mißhandelte

dieſe Männer ſpäter und die Camarilla brachte ſie ins Gefängniß, wo Bülow 1807 ſtarb, Maſſenbach kam frei und endigte zwanzig Jahre ſpäter auf ſeinem Gut in Poſen. Wir erfahren aus den hinterlaſſenen Schriften Rahel's, der Gattin Varnhagen's, daß ſie wiederholt von den Gardelieutenants in Berlin und Potsdam die leichtſinnige und befangene Anſicht habe ausſprechen hören: „Mit den Oeſtreichern kann Napoleon ſchon fertig werden, aber mit uns Preußen ſoll er nur anbinden, da wird er ſchön ankommen.“ Es war der Hochmuth vor dem Falle.

Ueber die damalige Militairverwaltung in Preußen berichtet Droyſen in ſeiner Biographie des Feldmarſchalls York:

„Vielleicht noch zuſammenhangsloſer und dem Zweck widerſprechender, als die Civilverwaltung war der Organismus der militairiſchen; zwiſchen dem Militaircabinet, dem Kriegsdepartement und dem Regimentsquartiermeiſterſtab waren weder die Reſſortverhältniſſe klar geſchieden, noch ihre Gemeinſamkeiten geordnet, weder Einfachheit, noch Einheit in den Geſchäften.“

„In der Nähe mit anzuſehen, wie ſie betrieben wurden, mochte denen doppelt lehrreich ſein, welche aus der Entfernung ihrer Garniſonen her die Dinge nur mit jenem erhabenen Schein zu ſehen bekamen, den man in den obern Regionen geſchickt genug war zu bewahren. Was in den Provinzen als letzte, höchſte apodictiſche Entſcheidung unbedenklich verehrt wurde, aus wie kleinlichen Motiven, Rückſichten, Convenienzen ſah man es hier in ſeiner Quelle zuſammenfließen.

Am wenigſten jene feſte energiſche, wie York ſie zu nennen pflegte, jene „herriſche“ Art war hier im Schwunge, die allein einem Militairſtaat wohl anſteht. Der in Uebertreibungen und Aeußerlichkeiten geſuchte Schein derſelben zeigte nur, daß man das einſt Zeit- und Sachgemäße als Manier beibehalte; ſelbſt eine ſo bedeutende Natur, wie die des feurigen Generals Rüchel gefiel ſich darin, in den Uebertreibungen deſſen, was dem alten Preußenthum als Form angemeſſen war, das Weſentliche zu ſuchen. Man hatte wohl noch einige wenige renommirte Namen früherer Zeit, aber die Braunſchweig, Möllendorf, Kalkreuth waren alt und abgelebt und die Feldzüge von 1792 bis 1795 hatten eben nicht Gelegenheit gegeben, neue Helden zu erwecken; es durfte zweifelhaft erſcheinen, ob die Armee noch einen General habe, der auch nur ein Armeecorps zu führen vermochte; am wenigſten die Herbſtmanöver waren dazu angethan, dieſen Zweifel zu beſeitigen. Deſto eifriger war man, ſich gegenſeitig zu loben und zu bewundern, wenigſtens offenbar, denn in der Stille wußte jeder an jedem deſto mehr Bedenkliches zu bezeichnen.“

Bei dem Herbſtmanöver 1803 hatte York, damals Oberſt der leichten Infanterie, mit ſeinem Jägercorps Furore gemacht. „Er manövrirte ſo trefflich, benutzte das Terrain ſo gut, daß der König, der ſich auf der Gegenſeite befand, faſt völlig umgangen war.“

„Von allen Seiten empfing er Glückwünſche. General Rüchel, der gern noch genialer erſchien als er war, ſchrieb ihm auf einem großen Bogen:

„Gratuliere eliminanter
cum signo
als
Ihr
Freund
Rüchel.“

„Auf der Kehrseite entwarf York die Antwort, die ihn als Menschenkenner charakterisirt: „Auf Ew. Excellenz gnädige Theilnahme vom 28. d. M. kann ich nur mit jenem Römer antworten:

> Die Gottheiten theilten dem Genie des Cäsar die Kraft mit, durch zwei Worte die Menschen glücklich zu machen.

Mit der größten Ehrbietung verharre ich“ ꝛc.

„Ohne alle Frage befand sich die Armee in einem Zustande taktischer Vollkommenheit, der selbst die Dressur des alten Dessauers überbot; wahrscheinlich ist nie correcter marschirt, peinlicher die Gleichheit der Zöpfe und der Fußspitzen beobachtet worden, als in den tonangebenden Regimentern von Berlin und Potsdam. Man machte, wie es ausgedrückt worden, die Bataillone zu Linealen, die auf dem Terrain hin und her geschoben wurden; einige Generalinspecteurs, wie Massenbach wenigstens erzählt, ließen um des senkrechten Aufmarsches desto gewisser zu sein an die Kurzgewehre der Unteroffiziere bei der Fahne eine Art Astrolabium schmieden und was derartige Künsteleien mehr waren.“

„Aber in Mitte dieser Ueberreife untergeordneter Vortrefflichkeiten, in diesem Großsein in kleinen Dingen,

begann man mit einer gewiſſen Unruhe inne zu werden, daß man in eben den Richtungen, denen Bonaparte ſeine wachſende Glorie verdankte, im hohen Maß unreif ſei, daß man weder die Ideen noch die Charaktere, noch die Leidenſchaften beſaß, welche Größe bedingen. Man beeiferte ſich, den praktiſchen Mängeln auf theoretiſchem Wege beizukommen, mit Heftigkeit warf man ſich auf ſtrategiſche Studien; und während die Einen mit hochfahrendem Sibyllenton Alles hinwegwarfen, was nicht in den genialen Kreis höchſtſtrategiſcher Erleuchtungen hinanreichte, ſuchten Andere mit eben ſo viel Spiritualität wie Dünkel Einrichtungen zu ſchaffen, in denen ſie ihre ſtrategiſch-politiſchen Combinationen zum Mittelpunkt des Staatsweſens machen wollten."

„Solche Genialitäten der Bülow, Maſſenbach, Phul ſtanden in deſto craſſerem Gegenſatz mit dem ſchwerfälligen und zähen Gange des übrigen Weſens, mit der Vorliebe für alles Halbe und Mittelmäßige, welche die Entſchlußloſigkeit ſich ſo gern als Tugend anrechnen läßt, mit der Zuverſicht, welche frühere Leiſtungen der Armee, die jetzt ja in mehreren Punkten beſſer und vollkommener war, als zu Friedrich's II. Zeiten, gewährten. Man ſagte ſich gern, daß man mit voller Sicherheit ſich auf ſich ſelbſt ſtützen könne. Und der auf Eroberung, Arrondirung, franzöſiſche Allianz drängende Eifer der Genialen ſteigerte in demſelben Maße, als die Leitung der preußiſchen Politik ſyſtemloſer und unberechenbarer wurde, die Gereiztheit der Stimmungen und die Bitterkeit der Gegenſätze."

„York gefiel ſich darin, ſich den „gelehrten“ Offizieren gegenüber als den bloßen Practiker und Autodidakten, als Soldaten nach dem natürlichen geſunden Menſchenverſtand zu bezeichnen. Er ergoß ſich in Spott über die aeſthetiſchen Offiziere, die ſich an den Prinzen Louis Ferdinand drängten, über ihren Umgaug mit Schauſpielern und Juden. Man hatte ihn zum Mitglied jener militairiſch-wiſſenſchaftlichen Geſellſchaft ernannt, die von Scharnhorſt angeregt, die tiefe Umgeſtaltung in der Bildung der Offiziere einleitete, die ſpäter die Kriegsſchule im größeren Maßſtabe ausgeführt hat. Ihm ſei, erzählte er, ganz unheimlich geworden, als er zum erſtenmale dieſer Geſellſchaft beigewohnt; auf gepolſtertem Stuhle gebannt. in ſchwüler Gelehrtenluft, im allgemeinen, geſpannten Zuhören, habe er die langweiligſten Reden und Betrachtungen anhören müſſen über Dinge, die ſich in der Regel von ſelbſt verſtanden hätten. Und dann zum Beweiſe, wie ſich die unglückliche Wiſſenſchaft in Alles zu mengen beginne, erzählte er, wie ein Beiſitzer der Schießgewehrcommiſſion, auch ein Mitglied dieſer militairiſch-wiſſenſchaftlichen Geſellſchaft, und übrigens ein alter verſtändiger Zeughauptmann, in jener Commiſſion einen Vortrag gehalten habe; er habe ſich verpflichtet gehalten, wiſſenſchaftlich von den Griechen und Römern anzufangen und zu beweiſen, daß ſie keine Büchſen gehabt, weil ſie das Pulver nicht erfunden hätten, ſei dann durch das Mittelalter hinabgeſtiegen und endlich herzlich froh geweſen, mit dem wiſſenſchaftlichen Eingange fertig zu ſein, wobei er, ſich zu

ſeinem Nachbar wendend, die halblaute Bemerkung gemacht habe: „man müſſe doch auch ein wenig platoniſiren.“

Noch war der Krieg nicht erklärt, aber die Leute des Berliner Cabinets, die ſo lange geglaubt hatten, durch Nichtsthun, Zuſchauen und Diplomatiſiren etwas ausrichten zu können, waren jetzt ſelbſt kriegeriſch geſtimmt. Haugwitz, den Napoleon perſönlich ſchlecht behandelt hatte, und Lombard ſchürten.“ Beide haben, ſagte Luccheſini zu Gentz, ſtets geglaubt, ſie hätten Napoleon in der Taſche — ſie wurden gedemüthigt und getäuſcht und das werden ſie nie vergeſſen.“ Es ſchürte auch Luccheſini ſelbſt, den Napoleon beſonders ſchlecht behandelt hatte, er hatte zuletzt ausdrücklich verlangt, daß er aus Paris abberufen werde. Es ſchürten alle Berliner Enthuſiaſten, Prinz Louis an der Spitze und namentlich die Frauen, die die Königin mit ihrer Begeiſterung angeſteckt hatte. Haugwitz wurden, als er von Paris wiederkehrte, die Fenſter eingeworfen. Am ſtärkſten ſchürten die Offiziere, die Beförderung durch den Krieg wünſchten. Sie wetzten auf den Stufen des Hôtels des franzöſiſchen Geſandten ihre Säbel. Man fühlte ohngefähr in der Art, wie die Galerie preußiſcher Charaktere, Germanien 1808, es von Rüchel berichtet: „Inwiefern der Krieg dem Staate heilſam ſei oder nicht, darüber ſtellte er keine Unterſuchungen an. Ueberall betrachtete er die Welt mit den Augen eines Edelmanns, der, außer der Ehre keinen Gegenſtand des Intereſſe kennt und

um die Mittel, Ehre zu erwerben, ſehr unbekümmert bleibt, weil er vorausſetzt, daß ſie in ſeiner Bravour enthalten ſind.“

In dem vierten Theil der Briefe an Müller (Schaffhäuſer Sammlung) befindet ſich der Entwurf eines Schreibens aus dem Auguſt 1805 von Müller an Gentz, den er, aus Aengſtlichkeit wahrſcheinlich, nicht abgehen ließ, der aber eine merkwürdige Darlegung der politiſchen Habſucht auf der einen Seite und der politiſchen Schlaftrunkenheit auf der andern giebt, in welcher das damalige preußiſche Cabinet ſich befand. Der ruſſiſche General Wintzingerode behielt ſich damals in Berlin auf, um die dritte Coalition zu betreiben. „Ganz Unrecht, ſchreibt Müller, hatte Wintzingerode nicht. Es iſt zu wahr, daß man den Stand der Sache nicht faſſen will. Man meint, es handle ſich etwas zu erwerben (und das könne auf Frankreichs Koſten nicht geſchehen). Exiſtenz, Sicherheit, das meint man ſei noch nicht in Gefahr; wenn der Feind an das wollte, würde man ihn zu ſchlagen wiſſen. Eitler Wahn! ꝛc. Ich bleibe dabei, nur auf Bonaparte zu zählen; er wird es ihnen ſo nahe zu Hauſe bringen, daß die Gewalt der Umſtände endlich aufſchrecken wird. Aber dann werden die Leute wie ſchlaftrunken ſein.“

Der König, ſo ſehr er gegen den Krieg war, mußte endlich nachgeben — gegen ſeinen Willen nachgeben — da das Geſchrei und der Lärm in Berlin zu groß ward und ihm ſein Cabinet nicht länger Stand

halten konnte. General Friedrich Wilhelm von Knobelsdorf, zeither Geſandter in Conſtantinopel, ging, um Lucheſini abzulöſen, nach Paris, zu Ende Auguſt. Knobelsdorf war bekannt als einer von Napoleon's eifrigſten Anhängern, ſowie als ein Vertheidiger des Friedensſyſtems. „Er ward ausdrücklich gewählt, ſagt Gentz, um die Franzoſen hinter das Licht zu führen.“ „Das Merkwürdigſte aber, fährt er fort, war bei dieſer letzten Maßregel (es war dies eins der Stratageme des Grafen Haugwitz), daß Herr von Knobelsdorf ſelbſt dupirt wurde. Er bildete ſich im völligen Ernſte ein, man habe ihn nach Paris geſandt, um durch ſeinen perſönlichen Credit das gute Einverſtändniß wieder herzuſtellen. Nichts ahnend, kam er dort an, mit der feſten Ueberzeugung, in wenigen Tagen jede Schwierigkeit aus dem Wege geräumt zu haben, und war ſogar ſo thöricht zu wähnen, ſeine Inſtructionen ſeien dem Marquis Lucheſini, in dem er nur einen in Ungnade gefallenen Miniſter ſah, unbekannt. Deshalb verhehlte er ſie auch ſorgſam vor ihm, und wenn letzterer, vollkommene Unkenntniß erheuchelnd, ihm erzählte, daß er glaubte, ſeine Inſtructionen gingen dahin, den Rückzug der franzöſiſchen Truppen zu verlangen, ſtimmte der andere bei, hinzufügend, er halte es für nicht ſchwer, des Kaiſers Zuſtimmung hierzu zu erlangen. Gleich in der erſten Audienz wandte ſich Napoleon mit folgenden Worten an Herrn von Knobelsdorf: „Ich bin ſehr erfreut, Sie hier zu ſehen; ich liebe ſchlichte, gerade Männer, wie

Sie; allein mit Ihrem Hofe bin ich sehr unzufrieden. Was bedeutet das Einmischen in die Angelegenheiten der nördlichen Conföderation; weshalb bekümmert man sich um das längere Verweilen meiner Truppen in Deutschland?"

„Herr von Knobelsdorf wünschte begreiflich zu machen, daß es auch nicht im entferntesten des Königs Absicht sei, den Kaiser zu beleidigen; daß es ihm aber doch wünschenswerth erscheine, wenn dem Verweilen der französischen Truppen in Deutschland irgend eine Grenze gesetzt werde. Darauf äußerte Napoleon sehr aufgebracht und leidenschaftlich: „Was? Wissen Sie denn nicht, daß ich Cattaro (im ehemaligen Venetianischen Dalmatien) nöthig habe und es auch haben will? Auch nicht ein Mann soll über den Rhein, ehe dieser mein Wille vollführt ist. Was die armseligen 7—8000 Mann anbetrifft, die an der Grenze von Westphalen stehen, so werde ich Mittel haben, über sie zu verfügen; aber vor Allem ist nothwendig, daß Ihr König entwaffnet und vollständig entwaffnet, und alle Ihre Truppen auf Friedensfuß gestellt werden." Knobelsdorf war nicht wenig bestürzt, als er diese Worte vernahm; da er jedoch am nächsten Morgen ein Geschenk von vier Pferden mit einem Wagen erhielt, ein Umstand, dessen sich bisher noch Niemand, außer dem türkischen Gesandten, zu erfreuen gehabt, glaubte er wieder auf dem Gipfel der Gunst zu stehen. Er schrieb an seine Frau, sie möge nur ganz unbesorgt sein, an Krieg sei gar nicht zu denken; und als Napolon zur Armee abging, fragte er sogar bei seinem

Hofe an, ob er ihn nicht auf ſeiner Reiſe begleiten ſolle?“

Als Knobelsdorf am 1. October ſein Ultimatum übergab, war Napoleon ſchon drei Tage zuvor in Deutſchland erſchienen, 28. September 1806. Er ließ ſeine Truppen über Würzburg und Bamberg zum raſcheſten Angriff vorrücken.

Auch im preußiſchen Hauptquartiere zu Erfurt war allerdings ebenfalls von einem Angriffe, von einem Marſche nach dem Main hin die Rede. Im Generalſtabe empfahl ihn vor allen Andern der Oberſt von Maſſenbach, der als Generalquartiermeiſter bei dem Unterfeldherrn Fürſten Hohenlohe ſtand. Aber der Oberfeldherr, der neunundſiebzigjährige Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig war für die Defenſive. Der König und die Königin, die ſich perſönlich bei dem Heere befanden, ließen ihn gewähren. Der König mußte ſich alle Bedingungen gefallen laſſen, die der Herzog ſtellte, weil man dieſem trotz ſeiner erheuchelten Abneigung das Commando, das der König erſt ſelbſt hatte führen wollen, übertragen hatte. Der König war nichts als ein Freiwilliger in ſeinem Heere und hielt Braunſchweig für ein Orakel. Phul äußerte einmal, dem König ſei gar nicht zu rathen, denn man müßte ja, um ihn vom Verderben zu retten, damit anfangen, ihm des Herzogs Unfähigkeit vorzuſtellen und da würde der König glauben, man ſei toll. Die Armee hatte kein Vertrauen zu dem Herzog, er galt für mittelmäßig, unentſchloſſen, treulos, ſcheinheilig, eitel und übertrieben eiferſüchtig. Gentz

erzählt, daß der Herzog eine Zeit lang gehofft habe, Cleve, das damals frei war und das ſpäter Murat erhielt, von Napoleon zu erhalten — „ein Umſtand", ſetzt Gentz zu, „der wohl keinen geringen Einfluß auf ſein Benehmen hatte." Im Kriegsrath befand ſich außer dem König und dem Herzog nur der alte Feldmarſchall Möllendorf und des Königs erſter Adjutant Oberſt Kleiſt und die Diplomaten Haugwitz und Lucheſini. Haugwitz wußte kaum den Oſten auf der Landkarte zu finden. Keinen andern General ließ Braunſchweig in den Kriegsrath. Die energiſchſte Perſon im Hauptquartier war die Königin Luiſe. Gentz hatte mit ihr eine dreiviertelſtündige Unterredung zu Erfurt. Sie ſagte ihm: „Gott weiß, daß ich nie über öffentliche Angelegenheiten zu Rathe gezogen worden bin und auch nie darnach geſtrebt habe. Wäre ich je darum befragt worden, ſo hätte ich — ich bekenne es offen — für den Krieg geſtimmt, da ich glaube, daß er nothwendig war. Ich war aber feſt überzeugt, daß die großen Rettungsmittel nur allein in der engſten Vereinigung aller derer zu finden ſeien, die ſich des deutſchen Namens rühmen, Rußlands Beihülfe ſah ich immer nur als letzte Beihülfe an." Die Königin berathſchlagte mit Präciſion, Selbſtſtändigkeit und Energie, zu gleicher Zeit eine Klugheit offenbarend, die ich ſelbſt bei einem Manne bewundernswürdig gefunden hätte; und doch zeigte ſie ſich bei Allem, was ſie ſagte, ſo voll tiefen Gefühls, daß man keinen Augenblick vergeſſen konnte, es ſei ein weibliches Gemüth, dem man hier Bewunderung zolle. Eine Com-

bination von Würde, Wohlwollen und Eleganz, wie ich mich etwas Aehnlichen nie zuvor entsinne." Das Orakel des Orakels, der unglückselige von Braunschweig, besonders begünstigte Lucchesini, erklärte mit Bestimmtheit, er kenne Napoleon und dieser werde gewiß, den bösen Schein des Angreifers vermeidend, den Krieg nicht eröffnen.

Gerade wie das Jahr zuvor auch im Herbst Mack bei Ulm auf Napoleon gewartet hatte, so wartete nun wieder Braunschweig auf ihn im Thüringer Walde in einer Stellung, die eben so gefährlich als unbequem war. Der preußische Feldzug von 1806 verdiente allerdings den Ausspruch Napoleon's: „Les Prussiens sont encore plus stupides que les Autrichiens." Denn die Preußen wurden geradezu mit dem Krieg überrumpelt. Auf den Beistand Oestreichs, das man eben im Stiche gelassen hatte, war nicht zu rechnen, Rußland, die einzige Macht, auf die man zählen konnte, war fern. Der Krieg fiel den Preußen zu, wie aus den Wolken. Sie erwarteten Napoleon von Erfurt her und er kam aus Franken. Sie hatten keine Spione, Napoleon erfuhr Alles was im Kriegsrath zu Weimar vorging. Die Preußen standen mit ihrer Hauptarmee von 110,000 Mann in der Gegend der Preußen und Jena am Randabhang des Thüringer Walds, also die Berge, die einen möglichen Rückzug hemmten, im Rücken und vor ihrer Fronte lagen ihre Magazine zu Hof und Naumburg, die der tapfere General Tauentzien, Haugwitzens Schwiegervater, nur mit einem kleinen, vorgeschobenen Corps deckte. Während

man im preußiſchen Hauptquartiere noch immer auf Napoleon's Antwort wartete, die am 8. October anlangte, ward Tauentzien mit ſeinen 6000 Mann bei Hof ſchon am 7. October angegriffen und von Soult zum verluſtvollen Rückzug nach Schleiz genöthigt, das Magazin zu Hof ging verloren. Drei Tage ſpäter, am 10. October, ward ein zweites vorgeſchobenes Corps von 6000 Mann bei Saalfeld im engen Saalthale von 30,000 Mann unter Lannes und Augereau umzingelt und niedergehauen. Es war das Corps, das der leidenſchaftliche Prinz Louis commandirte, der ſeinen ungeſtümen Enthuſiasmus in Berlin mit Einwerfen der Fenſter des Miniſters Haugwitz, als dieſer von Paris zurückkam, ſelbſt mit bethätigt und, auf dem Markte von Jena auf- und abgehend, ſeine Ungeduld, ſich mit dem verhaßten Feinde zu meſſen, laut genug ausgeſprochen hatte. Der Prinz focht tapfer, aber ganz vergeblich, ein franzöſiſcher Wachtmeiſter Guindey vom zehnten Huſarenregiment hieb ihn nieder. Es war unweit des Eingangs von Wöhlsdorf, wo des Prinzen Pferd beim Ueberſetzen über einen Zaun hängen blieb. Er wollte einen Hohlweg paſſiren, um nach Rudolſtadt zu entkommen; Guindey, ihn an den ſchimmernden Orden und an den rechts und links ertheilten Befehlen als den Anführer erkennend, ſprengte zu ihm heran und rief ihn, Pardon zu nehmen, auf. Prinz Louis antwortete mit einem Säbelhiebe und einer Schmähung. Darauf verſetzte ihm, der ſchon eine Wunde am Hinterkopf erhalten hatte, der Wachtmeiſter noch einen Stich

in die Bruſt, mußte aber flüchten, weil des Prinzen Gefolge jetzt herzueilte. Der Prinz ſank bewußtlos in ſeines Adjutanten Noſtitz Arme, der noch ſein Taſchenbuch rettete. Es verſuchte einer von des Prinzen Leuten, ihn, den Sterbenden, aus dem Getümmel zu retten. Er führte ihn etwa ſechzig Schritte auf eine Wieſe, mußte ihn aber verlaſſen, weil die Feinde von Neuem herzudrangen. Am Ufer eines klaren Baches ſank Prinz Louis zuſammen und verſchied. Die franzöſiſchen Huſaren beraubten ihn der Kleider, der zurückkehrende Guindey nahm ihm den Degen. Der Leichnam ward von den Franzoſen nach Saalfeld gebracht und in der Stadtkirche begraben. Im Jahre 1811 erſt wurde er nach der Domkirche zu Berlin abgeholt. Schon jetzt war die preußiſche Armee in ihrer linken Flanke umgangen. Bei Jena ſtand der Fürſt Hohenlohe; bei der ſogenannten Schnecke, durch die die Chauſſee nach Weimar geht, die mit Preußen vereinigten Sachſen; der Herzog von Braunſchweig ſtand mit dem Hauptheere bei Auerſtädt, 2½ Meile von Weimar; General Rüchel bei Weimar; der Herzog von Weimar bei Arnſtadt; der Prinz Eugen von Würtemberg mit der Reſerve bei Halle. Der Herzog von Weimar hatte ausdrücklich gebeten, daß man ihm ſein neues Schloß ſchützen möge, deshalb war der Herzog von Braunſchweig, wie Maſſenbach berichtet, ſo gefällig, ſich in der Nähe von Weimar zum Schutze des Schloſſes aufzuſtellen. Er kam von Erfurt her, die Armee marſchirte nach der Saale, um der franzöſiſchen die Invaſion in

Sachſen zu wehren. Kaum war die Nachricht vom Tod des Prinzen Louis angekommen, ſo ſchob der Herzog den ferneren Marſch der Truppen auf und ſchlug ſein Lager in Weimar auf. „Er hatte, ſagt Gentz, dabei keinen anderen Zweck, als für ſich ſelbſt eine kleine Spanne Zeit zu gewinnen, ſich von ſeinem erſten pauiſchen Schrecken zu erholen und Rath zu ſuchen (nicht bei ſeinen Generalen, denn er hatte keine ernannt), ſondern bei ſeiner eignen individuellen Ungewißheit und Furcht. Das Troſtloſeſte von allem war, daß alles in Hinſicht auf des Feindes Bewegungen in tiefer Unwiſſenheit ſchwebte. Man glaubte die Franzoſen in vollem Marſch auf Dresden, alles übrige war in tiefes Geheimniß gehüllt. Eine Deputation von Offizieren beſchwor noch in Weimar General Kalkreuth, das Commando zu übernehmen, ſie erklärte: der Herzog wiſſe weder, was er thue, noch was er wolle, weder wo er ſei, noch wo er hingehen werde! Kalkreuth konnte ihre Bitte nicht gewähren, er erklärte aber Gentz, die Franzoſen würden nach Leipzig marſchiren; wenn ſie die Köſener Brücke beſetzten, ſo ſei ganz Sachſen verloren und was ſich dann ereignen werde, werde man bald genug ſehen; der Plan des Herzogs, die Armee bei Weimar zu concentriren, ſei eine noch größere militairiſche Unwiſſenheit, als die des Generals Mack, als er bei Ulm ſich verſchanzte. Denn alle preußiſchen Magazine lägen an der Saale und er verdamme ſich ſo freiwillig zum Hungertode binnen wenigen Tagen. Er fürchte ſehr, die Truppen würden am nicht mehr fernen Tage der

Schlacht nur indifferent ihre Schuldigkeit thun.“ Alle einzelne Corps der preußiſchen Armee, die gerade ſo — vereinzelt — bloßgeſtellt wurden, wie Mack es bei Ulm gethan hatte, wurden denn wirklich auch ſo von den Franzoſen geſchlagen. Braunſchweig und Hohenlohe ſtanden vier Stunden von einander und wußten von einander ſo wenig, daß der König von Preußen, der bei Braunſchweig war, erſt auf dem Rückzug in Sömmerda das Schickſal der bei Jena geſchlagenen Armee Hohenlohe's erfuhr.

Napoleon's Hauptquartier war am 12. October in Gera, der rechte Flügel der Franzoſen ſtand in Naumburg, wo das zweite Magazin der Preußen genommen wurde. Die Preußen hatten den Paß von Köſen unbeſetzt gelaſſen, dadurch wurden ſie denn wirklich nicht nur von ihren Magazinen, ſondern auch von ihrer Reſerve in Halle und ſogar von ihrem eignen Lande abgeſchnitten. Als Napoleon von Gefangenen erfahren hatte, daß die Befehlshaber der Preußen ihn von der Fronte, von Erfurt her erwarteten, während er an der linken Flanke ſie ſchon bis Naumburg hinaus umflügelt hatte und nun dem Einfall in Sachſen nichts mehr im Weg ſtand, rief er aus: „certainement ils se tromperont furieusement ces perruques.“ Er rüſtete ſich nun zur entſcheidenden Schlacht und nahm ſeine Hauptſtellung auf den Höhen von Jena. Auch dieſe Höhen waren von den Preußen unbeſetzt gelaſſen worden, Tauentzien hatte es bei ſeinem Rückzug aus dem Saalthal unterlaſſen. Am 13. October brach Napoleon aus Gera auf, zwei

Uhr Nachmittags war er in Jena. Nach einer Recognoscirung von den Höhen ließ er Artillerie auf die nächsten Berggipfel vor der Stadt nach Weimar zu bringen und bivouaquirte ſelbſt die Nacht vor der Schlacht auf einer derſelben, dem Landgrafenberge. Er hatte den Briefträger von Jena als Ortskundigen bei ſich, er wachte, umgeben von ſeiner Fußgarde, vor ſich das Corps von Lannes, das bis in die Straßen Jena's hinein ebenfalls bei Wachtfeuern bivouaquirte. Rechts und links um ihn her war die Armee bei dunkler Nacht in vollem Marſche. Nachts drei Uhr brach er auf, um fünf Uhr begann der Angriff. Hohenlohe ſchlief ruhig in Capellendorf, einem Dorfe im tiefen Thale hinter Jena. Er ward am 14. October, dem Jahrestag von Hochkirch, durch den Donner der franzöſiſchen Kanonen geweckt. Ruhig ließ er ſich friſiren und ankleiden. Noch neun Uhr ſaß er ruhig mit dem Prinzen Bernhard von Weimar — deſſen ſilbernes Dejeuner die Franzoſen erbeuteten — und ſeinem Adjutanten beim Frühſtück. Während dem ward Tauentzien, der zu ſchwach war, trotz tapferſter Vertheidigung, vom Dornberge, der den von Napoleon beſetzten Landgrafenberg noch beherrſchte, herabgeworfen. Nun war Napoleon im vollſten Vortheil ſeiner Stellung. Er frühſtückte erſt, als die Preußen aus ihrer erſten Poſition geworfen waren, hinter der Fronte, aus freier Hand, während die Kartätſchenkugeln über ihn hinpfiffen. Von fünf bis ein Uhr kämpften Hohenlohe's Truppen mit großer Tapferkeit, aber während er vergeblich das Einrücken

der Generale Rüchel und Holzendorf von den beiden Flanken von Weimar und Dornburg her erwartete, ward er selbst von zwei französischen Colonnen vom Corps des Marschall Ney in der linken Flanke und im Rücken angegriffen, der Rückzug war nun unvermeidlich. Er ging nach Weimar zu, auf dem Wege dahin begegnete man den Flüchtlingen der Hauptarmee, die unterdessen von Davoust bei Auerstädt geschlagen worden war. Rüchel, der von Weimar kam, sollte auf Hohenlohe's Ordre die Retirade decken, er commandirte Marsch, griff den Feind an, warf ihn und vielleicht hätte dies kühne Manoeuvre der Erfolg gekrönt, wenn Rüchel nicht verwundet worden wäre. Als er fiel, floh auch die ganze Cavalerie.

Die Hauptarmee unter Braunschweig, bei der der König sich befand, hatte die Absicht, die Operationslinien an der Elbe zu gewinnen, da die an der Saale bereits verloren gegangen waren; sie hatte namentlich die Absicht, die von Auerstädt eine Stunde entfernten unangreifbaren Defileen von Kösen zu besetzen. Aber als die preußischen Vorposten am 14. Oct. Morgens dort erschienen, trafen sie schon auf die Franzosen unter Davoust. Der Marsch nach Naumburg sollte nun foreirt werden, man wollte sich durch die Franzosen durchschlagen. Diese Absicht mißglückte, auch hier war das französische Artilleriefeuer vom Kösener Berge das Hauptmittel zum Siege für die Franzosen. Es war früh neun Uhr, als der Herzog von Braunschweig mit den Schützen eines Grenadierbataillons vorging, um zu sehen, wie einer feindlichen

Batterie in Haſſenhauſen beizukommen ſein möchte; da traf ihn eine Tirailleurkugel, die unter dem linken Auge eindrang und das rechte aus ſeiner Höhlung trieb. Er ſtürzte beſinnungslos vom Pferde, ward aber wieder aufgerichtet und in dieſem Zuſtande, das bluttriefende Geſicht mit einem Tuche verhängt, zu Pferde vor den nachrückenden Truppen vorübergeführt. Mit des Herzogs Fall war das Heer ohne Anführer, niemand, ſelbſt der König nicht, kannte genau ſeinen entworfenen Operationsplan. Jeder Regimentschef operirte nun nach eignem Gutdünken. Die Unordnung ward allgemein, kurz nach Mittag ergab es ſich, daß der linke Flügel der Preußen durch ein franzöſiſches Corps um Eckartshauſen herum völlig umgangen ſei. Der König befahl den Rückzug. Er ſollte nach Weimar gehen, aber ſchon auf der Wickenſtädter Höhe ſah die preußiſche Avantgarde das bei Apolda ſtehende, über Dornburg hergekommene Corps des Marſchalls Bernadotte. Man war alſo von Weimar bereits abgeſchnitten und der Rückzug mußte nun über den Harz genommen werden. Man ging mitten durch die Feinde durch, die in den Cantonnirungen ringsherum ſtanden, dem König ſelbſt wurden zwei Pferde unter dem Leibe erſchoſſen, er rettete ſich durch ein halbes Wunder. So ward Sömmerda bei Erfurt in der Nacht zum 15. October erreicht, wo die Nachricht von der verlornen Schlacht bei Jena an den König gelangte. Die Generale Köckeritz, Zaſtrow und Blücher waren bei ihm.

Zugleich mit den Depeſchen über dieſe verloren Schlacht ſchickte Hohenlohe einen Brief des Kaiſers Napoleon ein, datirt von Gera 12. October, geſchrieben alſo zwei Tage vor der Schlacht, und Hohenlohe am 13. Nachmittags überbracht. In dieſem Briefe hieß es unter andern: „Es iſt alſo Krieg zwiſchen uns; das Bündniß iſt gebrochen für immer? Aber warum unſre Unterthanen morden? Ich fürchte die Schlachten nicht. Aber Sire! E. Maj. werden beſiegt, die Ruhe Ihrer Tage, die Exiſtenz Ihrer Unterthanen werden Sie preis geben, ohne den Schatten eines Vorwands. Noch iſt Alles unangetaſtet; noch können Sie auf eine Ihrem Range angemeſſene Art mit mir unterhandeln, nach einem Monat werden Sie es in einer anderen Lage. Endigen Sie den kaum begonnenen Krieg!“

In der Predigerwohnung zu Sömmerda ſchrieb Friedrich Wilhelm III. am Morgen des 15. October die Antwort auf dieſes Schreiben Napoleon's und ſchlug ihm einen Waffenſtillſtand vor. Der Sieger aber war dazu nicht mehr zu bewegen, er verlangte beſtimmte Abtretungen als Grundlage zum Friedensſchluſſe. Wiederum war es zum Unglück Lucheſini, der vom König ins franzöſiſche Hauptquartier nach Wittenberg geſchickt ward. Napoleon wollte nicht perſönlich mit ihm unterhandeln, er übertrug es Duroc. Der Abſchluß erfolgte auf die Bedingungen, daß Preußen alle ſeine Länder zwiſchen Rhein und Elbe abtreten ſolle, jedoch mit Ausnahme Magdeburgs und der Altmark. Der König von Preußen war noch am

15. October von Sömmerda über Sondershauſen und den Harz an die Elbe nach Magdeburg und von hier an die Oder nach Cüſtrin gegangen: hinter der Oder ſollte das flüchtige Heer ſich wieder ſammeln. In Cüſtrin nahm der König die ihm von Lucheſini überſchickten Duroc'ſchen Friedensbedingungen an und ſchickte mit einem Schreiben den General von Zaſtrow ins franzöſiſche Hauptquartier nach Berlin, Zaſtrow überreichte das Schreiben am 27. October. Mehrere Tage erfolgte keine Antwort, dann eine ausweichende, daß Preußen mit eben derſelben Mäßigung behandelt werden ſolle, die England bei Rückgabe ſeiner Eroberungen in den Colonien beweiſen werde, endlich ward zur höchſten Verwunderung wieder ein bloßer Waffenſtillſtand angeboten. Der Grund zu dem ſeltſamen Benehmen Napoleon's lag in den noch ſeltſameren Ereigniſſen, die ſich unmittelbar nach der Doppelſchlacht von Jena und Auerſtädt bei der preußiſchen Armee und bei den preußiſchen Feſtungen zutrugen. Jetzt erſt nach dem Unglück zeigte ſich die Fäulniß des preußiſchen Staats, über die Mirabeau zwanzig Jahre vorher ſchon Kunde gegeben hatte, im vollen Umfang. Der Tag von Jena war das völlige Widerſpiel des Tags von Roßbach. Die Franzoſen erbeuteten eine ungeheure Menge von preußiſchen Offiziersequipagen mit Damen, Toilettengegenſtänden und Leckereien, ganze Wagen mit Hühnern und Weinfäſſern, die zum Bedarf des Offiziercorps der Armee nachgeführt wurden. Auf die Niederlage folgte Unfall auf Unfall. Schon am erſten Tage nach der Schlacht,

am 15. October, übergab das wichtige Erfurt Herr von Pruſchenk: er ward ſpäter ohne Abſchied entlaſſen. Der alte Möllendorf, der hier ſtand, ward mit 6000 Mann gefangen. Die Sachſen, deren halbe Armee nach der Schlacht gefangen genommen worden war, trennten ſich nun von den Preußen. Am 17. Oct. ward die preußiſche Reſerve unter Prinz Eugen von Würtemberg bei Halle durch Bernadotte geſchlagen. Am 18. October rückte Davouſt in Leipzig, am 20. in Wittenberg, am 24. u. 25. in Berlin ein. An dieſem letzten Tage übergab Herr von Benkendorf, ohne einen Schuß zu thun, Spandau, die Citadelle von Berlin: er ward ſpäter ohne Abſchied entlaſſen. Zwei Tage darauf, am 27. October, rückte Napoleon in Berlin ein. Am 28. capitulirte Hohenlohe, der vom König den Oberbefehl über die Reſte der geſchlagenen Armee erhalten hatte, mit 16,000 Mann Infanterie zu Prenzlau, ehe er ſeine Abſicht, die Oder bei Stettin zu erlangen, hatte erreichen können. Das wichtige Stettin ſelbſt capitulirte am Tage darauf, der General Freiherr von Romberg und der General Herr von Knobelsdorf übergaben es: beide wurden caſſirt. Zwei Tage ſpäter, am 1. November, capitulirte Cüſtrin, auf deſſen Wällen wenige Tage zuvor der König mit ſeiner Gemahlin gewandelt und den altadeligen Gouverneur Oberſt Herrn von Ingersleben zu tapferer Gegenwehr angefeuert hatte. Kaum war der König fort und die erſten franzöſiſchen Huſaren, 2—300 Mann, ſprengten vor die Feſtung, ſo ging Ingersleben, ohne nur einmal

eine Aufforderung abzuwarten, hinaus, um ihnen Cüſtrin mit 3—4000 Mann Beſatzung zu übergeben: er ward „zum Arquebuſiren condemnirt“, erlebte aber noch das Jahr 1814. „Ingersleben und Knobelsdorf waren Menſchen, ſagen die vertrauten Briefe, denen alles fehlte, bis auf den Magen.“ Am 7. November capitulirte der nachher ſo berühmte Blücher, der Hohenlohe's Befehl, mit der Cavalerie zu ihm zu ſtoßen, nicht reſpectirt und ſich nach Lübeck geworfen hatte. Darauf kam der furchtbarſte Schlag, die Capitulation Magdeburgs am 8. November. Herr Franz Caſimir von Kleiſt, Sohn des 1757 an den bei Lowoſitz erhaltenen Wunden zu Dresden geſtorbenen Generals, General der Infanterie und Ritter des ſchwarzen Adlerordens, des höchſten Ehrenzeichens der Monarchie, übergab zur höchſten Schande und Schmach dieſe ſtärkſte Feſtung der Monarchie, die, ſo lange ſie in preußiſchen Beſitz gekommen, nicht wieder erobert worden war, mit 22,000 Mann, 19 zuſammen 1300 Jahre zählenden Generalen, über 800 Offizieren und 800 Kanonen an Ney, der bloß mit 10,000 Mann und einigen leichten Feldkanonen vor die Stadt gerückt war. Kleiſt kam durch mit Entlaſſung ohne Abſchied und ſtarb 1810 in Berlin. Eben ſo leichtſinnig und ehrlos capitulirten noch ſpäter während des Winters die ſchleſiſchen Feſtungen. Am 2. December übergab General Joachim von Reinhardt, Ritter des Verdienſtordens, Glogau, die nach Magdebnrg wichtigſte Feſtung der Monarchie, am 5. Januar 1807 Herr von Thiele Breslau, am 6. Febr. Herr von Haake

Schweidnitz. Rühmlich hielten ſich nur Colberg in Pommern durch ſeine Bürgerſchaft unter dem kreuzbraven, ſechsundſiebzigjährigen alten Seemann Nettelbeck und dem berühmten Gneiſenau, Graudenz in Preußen durch den alten vierundſiebzigjährigen Franzoſen Baron Wilhelm Renée Courbière, geſtorben 1811, der, als die Franzoſen ihm ſagen ließen, es exiſtire kein König von Preußen mehr, erwiederte: „Nun, ſo bin ich König in Graudenz“ — ferner Pillau in Preußen unter dem ebenfalls vierundſiebzigjährigen Oberſt Johann Friedrich Herrmann, geſtorben 1818, und von den ſchleſiſchen Feſtungen Coſel unter dem 1779 geadelten David von Neumann, der während der Belagerung ſtarb, und Glatz unter Graf Götze. Die Commandanten dieſer rühmlich vertheidigten Feſtungen, fand man, waren zumeiſt aus dem Bürgerſtand heraufgekommene Offiziere, aber Hoch- und Alt-Adelige zumeiſt waren die Commandanten der ſo ſchändlich preisgegebenen Feſtungen.

Nicht minder ſeltſam war Napoleon's Empfang in der Hauptſtadt der preußiſchen Monarchie. Am 17. October hatte Herr von Dorville die Nachricht von der verlornen Schlacht nach Berlin gebracht und damit nicht geringes Schrecken verbreitet. Man that Alles, um den Kaiſer günſtig zu ſtimmen. Schon in Potsdam kam ihm eine Deputation der Berliner Bürgerſchaft entgegen. Napoleon empfing ſie mit den Worten: „Ihr habt ſehnlich den Krieg verlangt. Er iſt euch geworden.“ Am 27. October Nachmittags

vier Uhr hielt er ſeinen Einzug bei mildem und freundlichen Wetter unter dem Donner der Kanonen. Er kam durch das Brandenburger Thor, das die Siegesgöttin noch ſchmückte, voran zog eine Schaar Mamelucken, dann eine Abtheilung der Garde, er ſelbſt ritt von ſeinen Marſchällen umgeben; die in langen Reihen in den Straßen aufgeſtellten Soldaten und das Volk empfing ihn mit tauſendſtimmigem Jubelruf. Ein ganz leiſes Lächeln über das Vive l'empereur aus dem Volkshaufen ſpielte auf dem Marmorgeſicht des Kaiſers, der ſeine ruhig kalten Blicke nach allen Seiten umher ſchweifen ließ. Langſam ſtolz bewegte ſich der Zug durch die breite Lindenſtraße hinauf nach dem königlichen Schloſſe. Ihm gegenüber im Luſtgarten lagerte die Nacht durch unter freiem Himmel die Garde bei helllodernden Feuern. Die Stadt war erleuchtet. Napoleon blieb einen ganzen Monat in Berlin bis zum 24. November. Der Gouverneur Graf Schulenburg, der Miniſter, hatte die Bürgerſchaft durch rothe Maueranſchläge ermahnt, des Inhalts, der nachher ſprichwörtlich geworden iſt: „Der König hat eine Bataille verloren, jetzt iſt Ruhe Bürgerpflicht; ich bitte darum. Schulenburg.“ Aber die Bürgerſchaft dachte gar nicht an die Unruhe einer Schilderhebung. In Wien war im vorigen Jahre Napoleon mit ſtummer Wuth empfangen worden und hatte deshalb nicht in der öſtreichiſchen Hauptſtadt, ſondern in dem Luſtſchloß Schönbrunn reſidirt; in Berlin ward er mit lautem Jubel aufgenommen. Der königliche Schatz und die Caſſen waren nach Königsberg

und Riga gerettet worden. Auch die Vornehmen und die Reichen, der Hof, die hohen Officianten, der Adel, die Capitaliſten waren nach Stettin, nach Cüſtrin geflüchtet. Selbſt der Gouverneur von Berlin, Graf Schulenburg-Kehnert, flüchtete, er brachte ſeine theure Perſon in Sicherheit, er dankte ab: ſein Schwiegerſohn, der ſpäter wegen ſeiner verrätheriſchen Correſpondenz auf Bitten ſeiner Gemahlin von Napoleon pardonnirte Fürſt Franz Ludwig von Hatzfeld*) ward an ſeiner Stelle Gouverneur. Schulenburg hatte dem ihm bei ſeiner Flucht aus ſeinem Hauſe in der Behrenſtraße mit etwas bedenklichen Mienen begleitenden Volke ſehr gemüthlich die letzte Aufmunterung hinterlaſſen: „Beruhigt Euch, ich laſſe Euch meine Kinder hier!“ Der Serviliſmus und die Verrätherei ging und zwar in allen Ständen ſo weit, daß man alle etwa noch verſteckten öffentlichen Gelder und Vorräthe bereitwilligſt den Franzoſen anzeigte. Unter andern wollte auch ein Bürger von Berlin dem franzöſiſchen Commandanten Hulin einen großen Holzvorrath verrathen. Hulin ſagte zu ihm: „Laßt das

*) Wegen der beiſpielloſen Ueberlieferung der Gewehre im October 1806 ward ihm 1810 der Proceß gemacht, aber niedergeſchlagen, als Napoleon das für Beleidigung erklärte. Hatzfeld ſtarb 1827 als preußiſcher Geſandter in Wien. Er war früher kurmainziſcher General, dann der Erbe von Trachenberg in Schleſien nnd ward 1803 gefürſtet, Stein zählte ihn in einem Briefe an Prinzeß Luiſe Radziwill zu den „Ränkeſchmieden“, wie Miniſter Voß (im Jahre 1809).

Holz liegen, damit Euer König übrig behalte, um Schurken, wie Ihr ſeid, daran aufzuhängen.“ Beim Einzug der Franzoſen hatten angeſehene Leute in Berlin ſo gewaltige Furcht, daß ſie hinter dem Volke ſtanden und dieſem fortwährend zuriefen: „Um Gottes willen ſchreit nur recht laut: Vive l'empereur, ſonſt ſind wir verloren.“ Hulin ließ den Magiſtrat mit großer Artigkeit um geräuſchloſe Entwaffnung der Bürgergarde bitten. Sofort ließ dieſer aus eignem Antriebe bekannt machen: „bei Todesſtrafe“ ſolle jeder Bürger ſeine Waffen abliefern. Napoleon ſelbſt war ſo erſtaunt über Alles, was er in Berlin ſah und hörte, daß er erklärte: „er wiſſe nicht, ob er ſich freuen oder ſchämen ſolle.“

Aber Napoleon wußte jetzt, daß Preußen ſein unbedingtes Opfer geworden ſei und dieſe Wiſſenſchaft war es, die auf den Gang der Unterhandlungen ſo gewaltigen Einfluß hatte. Die Bedingungen des Waffenſtillſtands, den er anbot und den Lucheſini am 16. November zu Charlottenburg unterzeichnete, waren von der Art, daß Friedrich Wilhelm ſie verwarf. Lucheſini nahm hierauf ſeinen Abſchied, begab ſich in ſeine Vaterſtadt Lucca zurück, ward hier Kammerherr bei der Fürſtin Bacchiochi, Napoleon's Schweſter, begleitete dieſe zur Vermählung Napoleon's mit Marie Luiſe nach Paris und ſtarb 1825, dreiundſiebzig Jahre alt, im Privatſtand zu Florenz. Im December nahm auch Haugwitz, der dem König nach Preußen gefolgt war, ſeine Entlaſſung, und zog ſich

auf ſeine väterlichen Güter in Schleſien und die ihm von Friedrich Wilhelm II. geſchenkten in Südpreußen zurück. 1820 ging auch er nach Italien und lebte theils auf einer Villa bei Eſte am Fuß der Euganeiſchen Gebirge, theils im Winter in Venedig. Hier ſtarb er 1832, achtzig Jahre alt.

Friedrich Wilhelm hatte, nachdem er die Oder nicht halten konnte, ſchon am 26. October ſeinen Unglücksweg von Cüſtrin bis nach Memel in die öſtlichſte Grenzſtadt des Königreichs nehmen müſſen; die Königin, Köckeritz und Beyme begleiteten ihn dahin. Luiſe hatte bis zum Tage vor der Schlacht von Jena ſowohl im Hauptquartier zu Erfurt, als bei dem Aufenthalt in Weimar ſich an der Seite des Königs befunden. Sie fuhr mit ihm in einem verſchloſſenen Wagen, dem zwanzig andere folgten, inmitten der Truppen, Kanonen und Geſchützwagen. Weimar verließ ſie in Begleitung ihrer Hofdame, der Tochter des Generals von Tauentzien, am 13. October Nachmittags drei Uhr, dem Heere folgend. Aber das Gerücht, die Franzoſen hätten bereits die Höhen hinter Köſen beſetzt, zwang ſie nach Weimar zurückzugehen. Hier erbat ſie ſich den Rath des General Rüchel, der herbeikam und ihr rieth, ſich durch den Harz über Heiligenſtadt, Göttingen und Braunſchweig in die Altmark zu retten. Sie trat dieſe Reiſe am 14., dem Schlachttage von Jena, an, eine Zeit lang begleitet von dem Donner des Geſchützes. Rüchel hatte ſeine eigenen Pferde an ihren Wagen gelegt und ihr eine Bedeckung von funfzig Mann zugegeben. In Berlin

fand ſie bereits die königlichen Kinder geflüchtet, erſt in Stettin erfuhr ſie den ganzen Umfang des Unglücks. Sie warf ſich ſofort wieder in den Wagen, um ihren Gemahl in Cüſtrin aufzuſuchen. 40,000 Mann alte und neu geworbene Truppen waren alles, was Friedrich Wilhelm den Ruſſen zuführen konnte. Am 28. November erließen dieſe ihr Kriegsmanifeſt gegen Frankreich. Aber Bennigſen's Plan, ſich mit Danzig in Verbindung zu ſetzen, mißglückte. Nach der Schlacht bei Eilau, in der Nähe von Königsberg am 8. Febr. 1807, zog er ſich auf Königsberg zurück und es trat nun eine Waffenruhe von mehreren Monaten ein. Unterdeſſen kam der Kaiſer Alexander zu Friedrich Wilhelm nach Memel. Napoleon ließ aus ſeinem Hauptquartier Finkenſtein den General Bertrand nach Memel abgehen, um Friedrich Wilhelm zu einem Separatfrieden aufzufordern. Friedrich Wilhelm ging darauf nicht ein, man unterhandelte mit Oeſtreich, das den General Stutterheim mit der Vollmacht zum Abſchluß eines Vertheidigungsbunds in das Hauptquartier der beiden Monarchen geſchickt hatte. Aber ehe dieſer Vertheidigungsbund zu Stande kam, hatten die Feindſeligkeiten von Neuem begonnen.

Schon der Anfang des neuen Kriegs war verhängnißvoll, am 24. Mai capitulirte Feldmarſchall Graf Kalkreuth in Danzig an Lefebvre. Am 14. Juni erfocht Napoleon am Jahrestage von Marengo den Hauptſieg bei Friedland in der Nähe Königsbergs. Zwei Tage darauf capitulirte General von Rüchel in Königsberg an Soult. Der Rückzug

ging hinter den Niemen, den Grenzfluß zwiſchen Preußen und Rußland. Am 21. Juni ward der Waffenſtillſtand Seiten Rußlands, der am 25. Juni erſt Seiten Preußens mit Napoleon abgeſchloſſen. An demſelben Tage, 25. Juni, kamen Napoleon und Alexander in der Mitte des Fluſſes Niemen auf einem Floſſe unter einem Zeltdache zuſammen; einer zweiten Zuſammenkunft am darauf folgenden Tage wohnte auch der König von Preußen bei, er gewährte hier die Entlaſſung Hardenberg's und Rüchel's, die Napoleon ihm auferlegte. Dieſer war in hohem Grade aufgebracht, als Friedrich Wilhelm ſtatt Huts im Tſchacko und kleinen Schnurrbart erſchien und übrigens ſeine Stimmung nicht verhehlte. Die Stadt Tilſit am Niemen war für neutral erklärt worden, von Abtheilungen preußiſcher, ruſſiſcher und franzöſiſcher Garde beſetzt, die drei Herrſcher nahmen hier ihren Wohnſitz, um die Friedenshandlung zu Stande zu bringen. Die merkwürdigſte Erſcheinung in Tilſit war die Königin Luiſe. Sie langte hier am 5. Juli an, um wo möglich das Schickſal Preußens noch zu mildern. Talleyrand hatte ihr Erſcheinen gefürchtet und bei Napoleon lange zu hintertreiben geſucht. Wirklich ward auch Napoleon von der Holdſeligkeit der Königin betroffen, er ſuchte die über ſie früher ausgeſprochenen rückſichtsloſen Urtheile jetzt durch die aufmerkſamſten Ehrerweiſungen wieder gut zu machen. Dennoch konnte er es nicht über ſich gewinnen, ihr die harte Frage zu erſparen, wie Preußen ſich ihm habe entgegenſtellen können? Die hochherzige Königin

erwiederte gelaſſen: „Es war uns erlaubt, durch den Ruhm Friedrich's über unſer Machtmittel uns zu täuſchen, angenommen, daß wir uns getäuſcht haben.“ Um durch die Achtung, die Luiſe ihm abzwang, nicht wider Willen etwa zu einer in ſeinen Augen unpolitiſchen Nachgiebigkeit gedrungen zu werden, beſchleunigte Napoleon den Abſchluß des Friedens. Er kam am 7. Juli mit Rußland, am 9. mit Preußen zu Stande: Feldmarſchall Kalkreuth zeichnete für Preußen am 12. die ſchreckliche Convention wegen der Contributionen. Preußen verlor nicht nur alle Beſitzungen zwiſchen Rhein und Elbe mit der Altmark und mit Magdeburg, ſondern es verlor auch den größten Theil von Polen. Aus den Beſitzungen zwiſchen Rhein und Elbe bildete Napoleon das neue Königreich Weſtphalen für ſeinen Bruder Jerôme, aus den polniſchen das Großherzogthum Warſchau für den König von Sachſen. Dazu wurden dem Friedensinſtrument ausdrücklich die Worte beigefügt, daß die Rückgabe der übrigen eroberten Länder, namentlich der Marken diesſeits der Elbe, Schleſiens, Pommerns, Altoſtpreußens und eines Stücks von Weſtpreußen „nur aus Achtung für S. Maj. den Kaiſer von Rußland“ geſchehe. Alexander ſelbſt erhielt aus der Beute ſeines Bundesgenoſſen das Departement Bialyſtok, ein Land von hundert Quadrat-Meilen. „Dieſer Alexander, ſchrieb Gneiſenau 3. März 1809 an Stein, iſt zu Preußens Unglück geboren. Im Jahre 1805 läutet er die Sturmglocke, bevor Alles zum Kriege vorbereitet iſt. Mit Ueber-

muth wird der Krieg angekündigt, mit Uebermuth geht er, nach Oeſtreichs Unfällen, in Mähren vor — mit Kleinmuth zurück, nachdem er ſich ſeine Lection geholt hatte. Sodann läßt er ſeine Truppen aus einander gehen, den nahe ausbrechenden neuen Krieg nicht ahnend. Seine Hülfe iſt ſpäterhin dem Lande, das er ſchützen will, eben ſo verderblich als des Feindes Angriff, und er endigt damit, daß er ſeinen Bundesgenoſſen plündern hilft. Ich frage, ob dieſer Alexander, wenn er Preußens bitterſter Feind wäre, ſich ſinnreicher hätte benehmen können, um unſern Untergang zu befördern, als er gethan hat, indem er ſich unſern Freund nannte.“ Danzig ward freie Stadt, unter preußiſchem und ſächſiſchem Schutze, in Wahrheit unter franzöſiſcher Herrſchaft, denn ein franzöſiſcher Generalgouverneur nahm hier ſeinen Sitz, Danzig ward ein Hauptwaffenplatz für die franzöſiſche Herrſchaft an der Oſtſee, wie Magdeburg es ward an der Elbe und wie Erfurt es ward am Herzen von Deutſchland und wie Mainz es längſt am Rheine ſchon war. Wie Rom einſt Carthago, ſo legte Napoleon jetzt Preußen auf, künftig nur eine Armee von 42,000 Mann halten zu dürfen.

Nach dem Tilſiter Frieden erließ Friedrich Wilhelm einen Abſchied an alle ſeine Unterthanen in den abgetretenen Ländern. Er erklärte: „wie er, der harten Nothwendigkeit weichend, ſie von ihren Pflichten gegen ſein Haus entbinde, wie er von ihnen ſcheide, ein Vater von ſeinen Kindern, wie ihr Andenken ihm ewig theuer ſein und der Wunſch für ihr Wohl ſie zu ihrem neuen Landesherrn begleiten werde.“ Von allen Seiten

erhielt er liebreiche Antwort, die treuherzigſte aber in plattdeutſcher Sprache von den niederſächſiſchen Weſtphalen folgenden Inhalts:

„Das Herz, ſchrieben ſie ihm, wollte uns brechen, als wir Deinen Abſchied von uns laſen, und wir konnten uns nicht überreden, daß wir aufhören ſollten, Deine treuen Unterthanen zu ſein, wir, die wir Dich immer ſo lieb hatten. So wahr wir leben, es iſt nicht Deine Schuld, daß Deine Generale und Miniſter nach der Schlacht bei Jena zu angedonnert und verdutzt waren, um die zerſtreuten Haufen uns zuzuführen, und mit unſern Landsknechten vereint zum neuen Kampf aufzurufen. Leib und Leben hätten wir daran gewagt, und das Vaterland ſicher gerettet: denn Du mußt wiſſen, in unſern Adern fließt noch feurig der alten Cherusker Blut und unſere Landsknechte haben Mark in den Knochen und ihre Seelen ſind noch nicht angefreſſen. Unſere Weiber ſäugen ſelbſt ihre Kinder, unſere Töchter ſind keine Modeaffen, und der Zeitgeiſt hat über uns ſeine Peſtluft noch nicht ausgegoſſen. Indeß können wir dem Eigenwillen des Schickſals nicht entgehen. Lebe denn wohl, alter guter König! Gott gebe, daß der Ueberreſt Deines Landes Dich treuere Generale und klügere Miniſter finden laſſe, als die waren, die Dich betrübten. Ihrem Rath mußteſt Du zuweilen wohl folgen: denn Du biſt nicht allwiſſend, wie der große Geiſt der Welten. Können wir aufſtehen gegen den eiſernen Arm des Schickſals? Wir müſſen all das mit männlichem Muthe dulden, was nicht in unſerm Vermögen iſt zu

ändern. Gott ſteh uns bei! Wir hoffen, daß unſer neuer Herr auch unſer Landesvater ſein und unſere Sprache, unſere Sitten, unſern Glauben und unſern Bürgerſtand eben ſo erhalten und achten werde, als Du, guter lieber König, es gethan haſt. Gott gebe Dir Frieden, Geſundheit und Freude!"

Durch den Tilſiter Frieden verlor Preußen fünf Millionen Menſchen und dritthalbtauſend Quadrat-Meilen, die Hälfte ſeines Beſitzthums. Es war nun wieder zu einer Macht des zweiten Ranges herabgeſunken. Es war eingetroffen, was Maſſenbach nach dem Baſler Frieden warnend vorausgeſagt hatte: Preußen, nicht ſichergeſtellt durch die Allianz mit Frankreich, war von ſeinem eignen Bundesgenoſſen, Rußland, preis gegeben worden. Die Lage, in die der König durch den Tilſiter Frieden gekommen war, war ſchrecklich, ſchrecklicher noch ſollten die Folgen dieſes Friedens werden. Frankreich machte, ehe es ſich zur Räumung der preußiſchen Staaten entſchloß, eine Forderung von 146 Millionen Francs an Kriegsſteuern an Preußen. Der franzöſiſche Proconſul Daru in Berlin, „das Ungeheuer," wie Stein ihn nennt, Pierre Daru, „Stein gegen Stein," wie die Berliner auffſtachen, legte unterdeſſen Beſchlag auf alle Landeseinnahmen. Der Staatsbankerott war nahe, man ſchlug dem König vor, ihn zu erklären, er erwiederte: „Ich kann unglücklich ſein, aber Gott wird mich behüten, unedel zu werden." Er übernahm die Hälfte der Summe auf die Domainen. Die Königin ſchrieb

in jener Unglückszeit einmal an Stein: „Wenn Sie nicht zu viel zu thun haben, wenn die böſen Nachrichten von Berlin nicht Conferentzen erfordern oder zu faſſende Entſchlüſſe Ihnen abhalten; ſo wünſchte ich ſehr und außerordentlich den Troſt zu haben, Sie um fünf Uhr zu ſprechen. Mittheilung des Schmerzes, das Urtheil eines klugen, gefühlvollen Mannes iſt von unendlichem Werth. Gott, wo ſind wir, wohin iſt es gekommen! Unſer Todesurtheil iſt geſprochen! Luiſe.“

Die Unterhandlungen über die Räumung Preußens mit den Franzoſen dauerten über ein Jahr; erſt nach dem Congreß im October 1808 zu Erfurt, wieder, wie Napoleon erklärte, nur aus Rückſicht für den Kaiſer Alexander, räumten, im December 1808 die franzöſiſchen Truppen, die bis dahin auf Koſten des Landes hatten erhalten werden müſſen, Preußen bis auf die Oderfeſtungen Stettin, Cüſtrin und Glogau, die mit 10,000 Mann beſetzt blieben. Am 3. December zogen die Franzoſen aus Berlin, um nach Spanien zu marſchiren; am 10. rückten die erſten preußiſchen Truppen wieder ein. Erſt am 23. Decbr. 1809, nach einem Beſuche in Petersburg, wo „Feſte, Shawls und Pelze“ das Elend der Zeit hatten vergeſſen laſſen, und Alexander alles that, um ſeinen gebeugten Gäſten den höchſten Begriff von ſeiner Hoheit und Macht zu geben, nahm Friedrich Wilhelm ſeine Reſidenz, von der er drei Jahre abweſend geweſen war, wieder in Berlin, er hatte zeither mit ſeiner Familie in Memel und Königsberg reſidirt. Noch

in Erfurt hatte Luiſe einen Verſuch gemacht, Magdeburg wenigſtens von Napoleon zurückzuerbitten. Sie erſchien in Erfurt, wie ſie ſagte, vor Napoleon, bittend, nicht als Königin, ſondern als Mutter ihres Volkes. Napoleon ſchickte ihr als abſchlägliche Anwort die Karte von Schleſien, umſchlungen von einer goldnen Kette am goldnen Herzen. Es war eine ſchwere Zeit, die Zeit, die der König in Memel und ſeit 16. Jan. 1808 in Königsberg verlebte, er gerieth ſelbſt in Geldnoth, das goldne Tafelſervice Friedrich's des Großen mußte in die Münze geſchickt werden. Um nur bürgerlich leben zu können, ſah der König ſich genöthigt, Gelder zu borgen und Geſchenke von Mennoniten anzunehmen. In dieſer ſchwerſten Zeit ſeines Lebens, wo Friedrich Wilhelm in Königsberg, das von Schaaren von Bettlern wimmelte, und Almoſen für brotlos gewordene Beamten und Offiziere geſammelt ward, wie ein Fremder in ſeinem eignen Lande leben mußte, kamen ihm, wie er ſelbſt an einen ſeiner Lieblinge, den Biſchof Roß in Berlin geſtanden hat, ſchwere Zweifel an über die Weisheit und Güte der Vorſehung Gottes. Er wollte abdanken, weil ihn das Unglück verfolge. Der Biſchof Borowsky, der Geiſtliche, den er nachher unter allen Geiſtlichen am Höchſten geliebt und geehrt hat — er ernannte ihn zum Erzbiſchof — tröſtete ihn, den Schwerangefochtenen. „Er wies, ſagte der König ſelbſt zu Roß, aus der heiligen Schrift und der Weltgeſchichte mir nach, daß Gottes Wege zwar oft räthſelhaft und dunkel, aber ſtets heilig und heilſam wären, ſo daß endlich alles Unrecht in ſich untergehe, dagegen

alles Recht zuletzt dennoch ſiege. Ganze Staaten und ihre Regenten bedürften oft der Läuterungen, damit die Schlacken wieder wegbrennten, die das Glück angeſetzt hätte. Wer durch Trübſale nicht gebeſſert würde, wäre nicht zu beſſern. Man müſſe im Unglücke nur gläubig, geduldig und ſtandhaft ſein. Man müſſe nur warten und Gott nicht Zeit, Maaß und Ziel vorſchreiben; er werde ſchon kommen und helfen, wenn wir ſeiner Hülfe würdig, bewährt erfunden wären." Um den König waren ſeine Familie, die Höflinge und wenige getreue Diener des Civils und Militairs. Seine Umgebungen bildeten vornehmlich der Generaladjutant Köckeritz und ſein Nachfolger Hermann von Boyen, der 1810 den Militairvortrag erhielt — Beyme, der Cabinetsrath, und als dieſen Stein entfernte, Albrecht — demnächſt der intriguante Nagler, der nachherige Poſtchef, der bei der Königin in hoher Gunſt ſtand und auch mit nach Petersburg fuhr. Unter den Königsbergern ſtand in Gunſt der Kriegsrath Scheffner der den König manches ſagen durfte, der aber einmal 16. März 1809 an Stein ſchrieb: „Die Königin erkundigt ſich zwar immer höchſt gnädig nach mir, wir ſehen uns aber nicht, da ich keine Geburts-Thees ꝛc. beſuche. Sie weiß zum voraus, was ich ihr ſagen würde." Die Höflinge fahren fort zu glauben: „Sic itur ad astra."

„Vor Allen der Königin, berichtet Droyſen im Leben York's, trat es aber doch in dieſen ernſten Tagen nahe, anders als bisher für die Erziehung des Kronprinzen ſorgen zu müſſen. Sein bisheriger Führer Delbrück

beſaß weder Charakter noch Geiſt genug für einen ſo reich begabten Zögling. Es liegen nicht ausdrückliche Beweiſe vor, daß es die Königin war, die York zum Erzieher des Thronerben wünſchte; war es ihr, war es des Königs Gedanke, man konnte an York nur darum gedacht haben, weil man in furchtbarſten Erlebniſſen erkannt und erprobt hatte, was einem König am wenigſten fehlen dürfe. So ward General Köckeritz beauftragt, York vorläufig im tiefſten Vertrauen des Königs Abſicht mitzutheilen."

„Uns liegt ein Concept der Antwort vor, die York an Köckeritz am 8. Auguſt 1807 richtete; es iſt mit ſicherer Hand faſt ohne Correctur niedergeſchrieben; es iſt das erſte Document ſeiner Hand, in dem der ganze Mann uns entgegentritt. Es lautet:

„Das Zutrauen, welches Ew. Hochwohlgeboren mir durch die vorläufige Aeußerung von der Allerhöchſten Intention des Königs in Bezug auf meine künftige Beſtimmung zu erzeigen die Güte hatten, verdient meinen größten Dank, und ich bitte ſich gütigſt zu überzeugen, daß die in Rede ſtehende Sache nach dem Schluß dieſes Schreibens als nie gedacht von mir betrachtet werden ſoll. Da aber einerſeits die Sache von der größten Wichtigkeit iſt, andererſeits meinen Principien nach ein Unterthan nur mit Behutſamkeit und mit Bezug auf wahre Grundſätze ſich der von ſeinem Könige über ihn verhängten Beſtimmung entziehen darf, ſo erlauben Ew. Hochwohlgeboren, daß ich Ihnen hier den Geſichtspunkt, aus welchem ich die Sache ſelbſt betrachte, darſtelle und den Grund an-

führe, auf dem mein Entſchluß der Ablehnung der in Rede ſtehenden Beſtimmung beruht. Verzeihen Sie, wenn ich bei einer ſo wichtigen Sache weitläuftig bin.“

„Der Gedanke, daß mein König bei der Wahl eines Mannes, dem er die wichtige Beſtimmung geben will, um die Perſon des Thronerben zu ſein, auch nur meiner gedacht hat, macht mich unendlich glücklich; ich fühle dieſe große Gnade des Zutrauens in ſeiner ganzen Größe. Wären unbegrenzte Liebe für den König und ſein Haus, wäre unerſchütterliche Treue und Patriotismus, wären Aufopferungen von jeder Art von meiner Seite die einzigen Erforderniſſe zur Erreichung des vorliegenden Zweckes, ſo würde mich mein ſtolzes, ich kann ſagen gerechtes Selbſtgefühl unbedingt zu einem Entſchluß führen, der für mich ſo ehrenvoll als glänzend ſein würde.“

„Dieſe Erforderniſſe ſind aber nach meiner Anſicht der Sache nicht hinreichend. Der Mann, der um einen Fürſten iſt, muß, wenn er auch im ſtrengen Verſtande nicht Erzieher ſein ſoll, doch vorſichtiger Führer ſein, er muß mit Behutſamkeit und unendlich mannichfaltigen Rückſichten auf den Charakter des Prinzen wirken. Dieſer Mann muß die Kraft beſitzen, Gefühle zu wecken, Leidenſchaften zu leiten und in dem jugendlichen Herzen die Keime zu pflanzen und zu pflegen, die auf die künftige Beſtimmung, einen kraftvollen, ſelbſtſtändigen, nicht eigenſinnigen, aber feſten und entſchloſſenen Charakter einen ſo weſentlichen Einfluß haben müßten. Dieſer Mann muß die ganze Kunſt verſtehen, der Natur nicht entgegenwirken zu

wollen, ſondern ſie nur unvermerkt zum großen Zweck zu führen. Er muß ferner in die Jahre der Kraft ſich zurückſtimmen können, um die Zuneigung ſeines jugendlichen Freundes ſich zu gewinnen, ohne einen gewiſſen Abſtand zu verlieren, der ihn in Würde, ich möchte ſagen, in Ehrfurcht erhält. Verfehlt er das erſtere, ſo wird er ein Pedant; im andern Falle verliert er den erforderlichen Charakter. Der Mann an der Seite eines jungen, zum Throne beſtimmten Fürſten muß, wenn auch nicht ein erfahrner Staatsmann ſein, ſo doch eine Ueberſicht von der Kraft, der Form und dem Zweck der Regierung und des Landes haben; er muß die nicht leichte Kunſt beſitzen, den Prinzen immer nach Anſicht des Ganzen zu führen, das Individuelle nur als einpaſſend und Folge zu zeigen. Ein König iſt eine irdiſche Gottheit; wie die Gottheit das Unglück zum Zwecke des allgemeinen Glückes geſchehen läßt, ſo muß der Fürſt auch nur den Zweck des Ganzen im Auge haben. — Hieraus folgen denn auch die Grundſätze der Moral für einen Fürſten. Sie iſt anders die Moral eines Fürſten, als die des Privatmannes. Zu viel Gefühl für einzelnes Unglück macht zu weich und bringt das Ganze aus der Wage; zu große Gleichgültigkeit gegen das Unglück macht gefühllos; der Zweck, zur Kraft zu führen, würde Tyrannei ſchaffen. Ein Schatz von Menſchenkenntniß iſt dem Mann nothwendig, der einem jungen Fürſten bei ſo häufigen Veranlaſſungen über die Menſchen ſprechen muß. Schon im gemeinen

Leben muß man gegen die Menſchen vorſichtig ſein, ein Fürſt muß gegen ſie mißtrauiſch ſein. Wird die Grenzlinie dieſes Mißtrauens aber nicht mit vieler Behutſamkeit gezogen, ſo entſteht ſehr leicht Verachtung gegen die Menſchen daraus; dieſes könnte zu eben ſo ſchlimmen Folgen führen, als ein zu großes Vertrauen des Fürſten gegen die Menſchen thun würde."

„Meines Erachtens giebt es nur zwei Hebel, die Kräfte des Menſchen vortheilhaft zum Zweck des allgemeinen Guten in Bewegung zu ſetzen. Dieſe Hebel ſind Hoffnung und Furcht. Aber es iſt keine gemeine Kenntniß, beide Hebel gehörig in Wirkung zu bringen. Die Wege anzuzeigen, dieſe Kenntniß zu erlangen, iſt wieder kein gemeines Wiſſen. Bei der unumgänglichen Nothwendigkeit, daß ein Fürſt über Alles unterrichtet ſein muß, dieſer Unterricht auch viel ſchneller vollendet ſein muß, als bei einem Privatmann der Fall ſein darf, iſt es unmöglich, daß er durch Bücher und eigenes Aufſuchen der einzelnen Theile dieſen Unterricht ſchöpfen kann; der Mann, der um einen jungen Prinzen iſt, muß alſo wenigſtens encyclopädiſche Kenntniſſe haben, um keine Frage unbefriedigt zu laſſen, weil er ſonſt leicht den Verdacht des völligen Nichtwiſſens auf ſich ziehen könnte; und dann iſt ſein Zweck verfehlt. Endlich muß der Mann an der Seite eines jungen Prinzen die feinen Hofſitten haben, er muß einen leichten und geſchmeidigen Vortrag der Unterhaltung haben, gleich entfernt von Steifheit oder Fatuité. Er muß die

Kunſt beſitzen, nicht abzuſchrecken und doch ſtets würdevoll zu bleiben. Er muß die allgemeine Stimme für ſich haben."

„So, mein Herr General, iſt das Bild im Allgemeinen, welches ich mir von den Eigenſchaften mache, die ein Mann nothwendig beſitzen muß, der es unternimmt, an der Seite eines Fürſten zu leben, welcher die Beſtimmung zum Throne hat. Nach dieſer Skizze habe ich meine Selbſtprüfung vorgenommen. Eine gemäßigte Eigenliebe hebt den Menſchen, eine verblendete kann ihn wider Willen zum Verräther machen oder doch wenigſtens mit Schande vom Schauplatz zurückbringen. Es iſt meinen Anſichten nach weniger nachtheilig, ſeine Schwäche zu geſtehen, als ſie durch Beſchönigung ſchädlich anzuwenden. Aus dieſem Grunde kann und darf ich nie den Vorſchlag annehmen, der mir eine Beſtimmung geben würde, der ich nicht entſprechen kann."

„Sollte es alſo der Fall ſein, daß des Königs Majeſtät ſich meiner zu einer Anſtellung bei dem Kronprinzen wieder erinnern ſollte, ſo bitte ich, haben Sie die Güte, dem Könige zu verſichern, daß ich zu dieſem Poſten nicht paſſe und ihn unter keinen Umſtänden annehmen darf, ohne mich des Verraths gegen ſein Zutrauen ſchuldig zu machen."

„Ich bin ſehr arm, ich habe ein Weib und vier Kinder, die ich unausſprechlich liebe; ihr Wohl macht das Glück meines Lebens; mein ganzes Streben geht dahin, für ihre Zukunft zu ſorgen. Dennoch werden aber die Pflichten gegen meine Familie ſtets und unter

allen Umſtänden jederzeit meinen Pflichten gegen König und Vaterland untergeordnet bleiben.“

„Welches auch die Folgen meiner Grundſätze ſein mögen, ſo werden ſie, wie ſie es immer waren, der Leitfaden aller meiner Handlungen bleiben.“

„Ich habe die Ehre u. ſ. w.“

„Es liegt nichts vor, um zu beurtheilen, ob York's Motivirung dem königlichen Paar es leichter oder ſchwerer hat erſcheinen laſſen, ihren Wunſch aufzugeben. In welcher Weiſe auch des Königs Adjutant Oberſt von Kleiſt in das Geheimniß gezogen worden, iſt nicht mehr erkennbar. York theilte ihm ſein Schreiben an den General Köckeritz mit und Kleiſt antwortete unterm d. Memel den 17. Auguſt 1807: „Mit dem verbindlichſten Danke remittire ich Ihnen, mein werthgeſchätzter Herr General, den mir communicirten Aufſatz; Kopf und Herz leuchtet daraus hervor und habe ich ihn mit wahrem Intereſſe und demjenigen Vergnügen geleſen, welches gleiche Meinungen erzeugen. Uebrigens wünſche ich von Herzen, daß des Königs Majeſtät dieſen Aufſatz leſen mögen; es iſt für ihn ſo wie für den alten Köckeritz ſo manches avis au lecteur darin enthalten — allein es hilft alles nichts. — Ihr treu ergebener ꝛc.“

Stein brachte ſpäter Ancillon an Delbrück's Stelle.

7. Regeneration Preußens. — Perſonalien Stein's und Hardenberg's.

Das herbe Unglück, das Preußen traf, ward die Brücke zu einer glorreichen Erhebung. Die königliche Familie, von den harten Schickſalsſchlägen niedergeſchmettert, lernte mit eignen Augen ſehen. Sie gewann durch die bittern Erfahrungen die Ueberzeugung, daß die Fundamente, auf denen bisher der preußiſche Staat ſich gehalten hatte, durch und durch verfault und eine gründliche Erneuerung derſelben unumgänglich nöthig ſei. Das Heer Friedrich's des Großen, ſo erkannte man, war eine Maſchine ohne Geiſt, es ward deutlich, daß man unterlaſſen habe, tüchtige Offiziere zu bilden. Die Bevorzugung des Adels, die noch Friedrich der Große geduldet hatte, mußte aufhören, nachdem dieſer Adel ſeine gänzliche Demoraliſirung in der Handhabung der Kriegs- und Friedensgeſchäfte, vor allen in der Feſtungen-Uebergabe verrathen hatte. Das Armee-Publicandum d. d. Ortelsburg 1. December 1806, das die Herren von Ingersleben und Conſorten zum Arquebuſiren und Caſſiren condemmirte, enthielt denn auch ſchon die Worte: „So lange der Krieg dauert, wird der Unteroffizier und der Gemeine, wenn er ſich durch Gewandtheit und Geiſtesgegenwart beſonders auszeichnet, ſo gut Offizier, wie der Fürſt.“ Sodann mußte ein ganz neues politiſches Syſtem ergriffen werden. Die alte Eifer-

ſucht gegen Oeſtreich mußte fallen gelaſſen, ein patriotiſcher, ein deutſcher Standpunkt mußte gefaßt werden, um ſich gegen die fremden Mächte und namentlich gegen Frankreich zu einer unabhängigen und ſelbſtſtändigen Stellung wieder heraufzuarbeiten. Vor allem aber mußte eine tiefe innere, ſittliche und religiöſe Erneuerung in dem Volksgeiſte ſtattfinden. Von Innen heraus mußte die Kraft geſchöpft werden, um das äußere Unglück zu überwinden. Am lebhafteſten durchdrungen von dem Bedürfniß dieſer religiöſen Erneuerung ward die lange vom Hoftrouble, den von Scheffner bezeichneten „Geburts-Thees u.ſ.w.“ abſorbirte Königin.

Die Königin Luiſe ſchrieb noch von Königsberg aus ihrem Vater: „Es wird mir immer klarer, daß Alles ſo kommen mußte, wie es gekommen iſt. Die göttliche Vorſehung leitet unverkennbar neue Weltzuſtände ein und es ſoll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte ſich überlebt hat und in ſich ſelbſt als abgeſtorben zuſammenſtürzt. Wir ſind eingeſchlafen auf den Lorbeeren Friedrich's des Großen, der, der Herr eines neuen Jahrhunderts, eine neue Zeit ſchuf. Wir ſind mit derſelben nicht fortgeſchritten, deshalb überflügelt ſie uns. Das ſiehet Niemand klarer ein, als der König. Noch eben hatte ich mit Ihm darüber eine lange Unterredung und Er ſagte in ſich gekehrt wiederholentlich: „„das muß auch bei uns anders werden.““ Auch das Beſte und Ueberlegteſte mißlingt und der franzöſiſche Kaiſer iſt wenigſtens ſchlauer und liſtiger. Wenn die Ruſſen und die Preußen tapfer, wie die

Löwen gefochten haben, müſſen wir, wenn auch nicht beſiegt, doch das Feld räumen und der Feind bleibt im Vortheil. Von ihm können wir Vieles lernen und es wird nicht verloren ſein, was er gethan und ausgerichtet hat. Es wäre Läſterung, zu ſagen, Gott ſei mit ihm; aber offenbar iſt er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein mehr hat, daß aber mit den Außendingen feſt verwachſen iſt, zu begraben. Gewiß wird es beſſer werden, das verbürgt der Glaube an das vollkommenſte Weſen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiſer Napoleon Bonaparte feſt und ſicher auf ſeinen jetzt freilich gläuzenden Thron iſt. Feſt und ruhig iſt nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er iſt politiſch, das heißt klug und er richtet ſich nicht nach ewigen Geſetzen, ſondern nach Umſtänden, wie ſie nun eben ſind. Dabei befleckt er ſeine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menſchen. Er und ſein ungemeſſener Ehrgeiz meinet nur ſich ſelbſt und ſein perſönliches Intereſſe. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er iſt von ſeinem Glück geblendet und er meint Alles zu vermögen. Dabei iſt er ohne alle Mäßigung und wer nicht Maaß halten kann verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube feſt an Gott und alſo auch an eine ſittliche Weltordnung. Dieſe ſehe ich in der Herrſchaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige böſe Zeit eine beſſere folgen

wird. Dieſe hoffen, wünſchen und erwarten alle beſſern Menſchen und durch die Lobredner der jetzigen und ihres großen Helden darf man ſich nicht irre machen laſſen. Ganz unverkennbar iſt Alles, was geſchehen iſt und was geſchieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben ſoll, ſondern nur die Bahnung des Wegs zu einem beſſeren Ziele hin. Dieſes Ziel ſcheint aber in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrſcheinlich nicht erreicht ſehen, und darüber hinſterben. Wie Gott will! Hier, lieber Vater, haben Sie mein politiſches Glaubensbekenntniß ſo gut ich, als eine Frau, es formen und zuſammenſetzen kann."

Für ihre Perſon hatte die Königin richtig gefühlt. Sie ſtarb hin, ohne den Morgen der Freiheit geſehen zu haben. Auf einem Beſuche bei ihrem Vater in Strelitz plötzlich von einer Krankheit ergriffen, verſchied ſie auf dem Schloſſe zu Hohenzieritz ſchon am 19. Juli 1810, früh neun Uhr, nur fünfunddreißig Jahr alt, in den Armen ihrer Schweſter, der Prinzeſſin von Solms und des Königs, der wenige Stunden vor ihrem Abſcheiden eingetroffen war. Dr. Heim fand in ihrem Herzen einen Polypen, der Schmerz um das Vaterland hatte ſie getödtet; ſie hatte beim Verluſte Magdeburgs geäußert, wenn man ihr Herz öffnen könnte, würde man mit blutigen Zügen den Namen dieſer Stadt darin finden. Die Leiche war zur Beſtattung im Berliner Dome abgeführt, und dann nach Charlottenburg gebracht, 23. December, am ſechzehnten Jahrestag ihres Einzugs in Berlin. Auch dieſen ſchwerſten

Kelch des Leidens mußte der unglückliche König hinnehmen. Er ſchien wie vom Schmerze zermalmt. Er hatte zu Luiſen's Mutter geäußert: „Ach, wenn ſie nicht mein wäre, würde ſie leben, aber da ſie meine Frau iſt, ſtirbt ſie gewiß.“ Aber auch dieſer Todesfall ging Preußen zum Heil aus, unglaublich ward dadurch die Abneigung gegen Napoleon, „das böſe Princip,“ wie die Königin ihn genannt hatte und gegen die Franzoſen-Herrſchaft geſteigert, das Volk hielt es feſt, daß der Königin der Gram darüber das Herz gebrochen habe, man wallfahrte zu ihrem Grabe im Schloßgarten zu Charlottenburg unter einſamen Fichten wie zum Grabe einer Heiligen. Frau von Berg, ihre Vertraute, geb. Gräfin Häſeler, ſpäter Oberhofmeiſterin der Schweſter der Königin, als ſie Königin von Hannover ward, veröffentlichte im folgenden Jahre in der „authentiſchen Mittheilung“ die Begebniſſe der letzten Lebenstage der Frühverklärten.

Unmittelbar nach dem Tilſiter Frieden waren in Königsberg bis 1809 die inneren Reformen berathen und angegriffen und ſeit 1809 von Charlottenburg und Potsdam aus vollends ausgeführt worden.

Zwei große Männer traten jetzt an die Spitze der Verwaltung des Staats, ſie waren — und dies iſt für die preußiſche Adelsgeſchichte wohl zu betonen — Ausländer: Scharnhorſt und Stein; jener übernahm die Umbildung des Heers, dieſer die der Staatsorganiſation.

Gerhard David Scharnhorſt war ein armer Bauersſohn, wie einſt Derfflinger unter dem großen

Kurfürſten: in der Hütte zu Hämelſee im zelliſchen Antheil Hannovers ward er 1756 im erſten Jahre des ſiebenjährigen Kriegs geboren. Seine Jugend war rauh und von bitterm Druck und Entbehrungen umgeben. Seine Bildung erhielt er in der Kriegsſchule, die der berühmte Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe-Bückeburg angelegt hatte und die ſelbſt von ihm geleitet wurde. Seit 1777 war Scharnhorſt in hannöveriſche und ſeit 1801 in preußiſche Dienſte getreten: 1802 ward er geadelt. Er befand ſich im Stabe, war ſeit 1804 Oberſt, wohnte als Generaladjutant des Herzogs von Braunſchweig der Schlacht bei Auerſtädt bei, ward bei Lübeck mit gefangen, wie Blücher, aber ſchnell wieder ausgewechſelt und ſtieg dann ſeit 1807, wo er bei Eylau mit geweſen, zum Generalmajor.

Scharnhorſt gehörte zu den unterrichtetſten Männern des Militairſtandes in Preußen und er war zugleich einer der praktiſch tüchtigſten Offiziere. Mit dieſer militairiſchen Tüchtigkeit verbanden ſich beim ihm die ſchönſten Tugenden des Menſchen: er war im höchſten Grade anſpruchslos und uneigennützig. Seine größte Eigenſchaft aber war die ſo ſeltene: Selbſtverläugnung. Sein ſchlichtes, oft vernachläſſigtes Aeußere, ſein faſt ſchläfriges bequemes Weſen, ſeine gedehnte Ausſprache, ſein nachläſſiger oft unbehülflicher Ausdruck, alle dieſe gar nicht für ihn einnehmenden Eigenſchaften ließen den großen Geiſt, der in dieſem Manne lebte, gar nicht ahnen. Aber je näher man ihn kennen lernte, je mehr erregte er Bewunderung: ſo geſchah es mit dem König,

der ſogar im Anfang einen Widerwillen gegen ſeine hannöveriſche Geburt und Ausſprache und gegen ſeine ganze Perſönlichkeit hatte. Dieſer unſcheinbare große Charakter glühte im Innerſten über die größten Pläne und bildete ſie mit nachhaltigſter Energie aus: er war eben ſo feſt, als geiſtreich, eben ſo hoch entſchloſſen, als tief verſchloſſen, ein ſchweres Leben hatte ihn die Kunſt gelehrt die Vorurtheile und den Eigenwillen der Vorgeſetzten nicht nur zu ertragen, ſondern ihnen beizukommen und ſie dadurch zum Beſſern umzuſtimmen. Er ſelbſt war über alle die kleinlichen Vorurtheile erhaben: er war ein durch und durch genial großartig die Weltverhältniſſe auffaſſender Mann. Seinem nicht nur reichen, ſondern auch geduldig ausharrenden Geiſte boten ſich nicht nur immer unerſchöpflich Hülfsmittel dar, ſondern er wußte auch bei Andern die Abneigung, dieſe Mittel zu gebrauchen, nach und nach zu überwinden: das war namentlich bei dem Könige nicht leicht, deſſen Kälte und Ruhe allen durchgreifenden Reformen, allem „Eclat“ — wie das Wort in der Hofſprache hieß — ſehr zuwider ward. „Ich bin nicht dazu gemacht, mir Anhang und Zutrauen durch perſönliche Bearbeitung zu verſchaffen. Ohne, daß ich es vorher wußte, avancirte mich der König und iſt mir ſehr gnädig. Gefühle der Liebe und Dankbarkeit, eine unbeſchreibliche Anhänglichkeit an das Schickſal des Staats und der Nation, hält mich hier feſt —“ ſo ſchrieb Scharnhorſt 27. Novbr. 1807 an Carls Brühl's Schwiegerſohn Clauſewitz, den berühmten Militairſchriftſteller.

Scharnhorſt ward der Chef der Reorganiſationscommiſſion der Armee. Anderweite Mitglieder dieſer

Commiſſion waren: der ſchon genannte ſeit 1810 mit dem Militairvertrag betraute neue Generaladjutant des Königs, der martialiſche Hermann von Boyen, aus einer niederländiſchen, von da nach Oſtpreußen gekommenen Familie ſtammend, eine gewaltige Militairgeſtalt, hinter deren buſchigen Brauen die Qualitäten des Löwen und des Fuchſes hervorblitzten, derſelbe, der ſpäter Kriegsminiſter unter Friedrich Wilhelm III. und noch wieder unter Friedrich Wilhelm IV. wurde — ferner Carl Wilhelm Georg Grolmann, ein Sohn des Obertribunalpräſidenten, „ein äußerſt unterrichteter, arbeitſamer, unternehmender und feſter Mann," wie ihn Stein in einem Briefe an Gentz einmal rühmt — und endlich der ſanfte, freundliche aber ganz beſonders geſcheite Auguſt von Gneiſenau — der „Apotheker" des „Doctors" Blücher ſpäter.

Gneiſenau war auch ein Ausländer, ein geborner Oeſtreicher, wie Derfflinger und wenn auch nicht in ſo niedern, doch in eben ſo rauhen und harten Verhältniſſen wie dieſer und Scharnhorſt aufgewachſen, er war der Sohn eines öſtreichiſchen Hauptmanns und ward im ſiebenjährigen Kriege in den Winterquartieren zu Schilda bei Torgau geboren. Seiner Erziehung nahm ſich ſein mütterlicher Großvater an, der Commandant von Würzburg, Artillerieoberſt von Müller, er beförderte ihn zur Univerſität Erfurt, wo er als armer Schüler im Chor vor den Häuſern ſang. Von da trat er in anſpachiſche Dienſte und befand ſich 1780 unter den Leuten, die der letzte Markgraf von

Anſpach, der das Land an Preußen verkaufte, wie Schlachtthiere geknebelt, überwacht von ihm mit geſpannter Büchſe und in die Wildſchur gehüllt, auf dem Mainſchiffe bis zur Abfahrt einſchiffen ließ um, über den Rhein nach England transportirt zu werden — es waren die zur Abfahrt nach Amerika beſtimmten, von dem fürſtlichen Seelenverkäufer an die Engländer verhandelten Truppen, die mit gegen die junge Freiheit Amerikas fechten ſollten. Hier ſah Gneiſenau das Land zum erſtenmale, von dem er bei einer ſpäteren zweiten Reiſe 1811 an Stein ſchrieb, „daß da zum Nothwendigſten des Bettlers gehöre, was Schwelgerei der preußiſchen Staatsbeamten ſein würde. Fleiſch, wie es nie in Preußen gekoſtet wird, ſtarkes Bier“ u. ſ. w. Von ſich ſelbſt hatte Gneiſenau, als er einmal auf den Gütern des Grafen Giech einquartiert lag, geäußert: „ich habe ſtets ein Stück Schwarzbrot, aber nicht immer Sohlen auf meinen Schuhen gehabt.“

Zurückgekehrt, wieder über England aus Amerika, wo das Regiment gar nicht zum Fechten kam, da der Krieg ſchon aus war, war Gneiſenau als Oberlieutenant in der Suite Friedrich's des Großen, dem er ſich vorgeſtellt und gefallen hatte, 1785 aufgenommen worden, hatte 1795 und 1797 die Feldzüge in Polen mitgemacht, dann im franzöſiſchen Kriege das Treffen bei Saalfeld und war nach der Schlacht bei Jena dem König nach Preußen gefolgt, wo er die Sendung nach Colberg erhielt; in Königsberg war er durch Scharnhorſt bis zum Major avancirt; faſt zwanzig Jahre

lang war er Hauptmann geweſen, man hatte ihn ſchon den Hauptmann von Capernaum genannt: neun Jahre darauf war er General.

Wie Scharnhorſt die Reform der Armee, ward Stein die Reform der Civilverwaltung vertraut. Auch er war ein Ausländer, ein Naſſauer, Scharnhorſt und Stein, beide von gewöhnlichen, preußiſch und deutſch-beſchränkten Adelsvorurtheilen frei, bewegten ſich im Sinn und Geiſte engliſcher Whigs, ſie waren für den Fortſchritt.

Beide waren mit dem König, der der letzten Ermahnung Friedrich's des Großen wohl eingedenk war, davon durchdrungen, daß das wahre Fundament des Staats „das Volk ſei in ſeiner Einheit“ und daß dieſes daher in dem neuen liberalen Geiſte, wie er ſeit der franzöſiſchen Revolution in dem Bewußtſein der Gebildeten und Beſten des Volks klar geworden war, angeſprochen und behandelt werden, daß das Gefühl der Selbſtſtändigkeit und der Selbſtachtung in der Nation gepflegt werden müſſe, um Andern Achtung einzuflößen. Das Scharnhorſt'ſche Syſtem bei der neuen Heerbildung ging von der allgemeinen Waffenpflicht aller Bürger des Staats zur Vertheidigung des Vaterlandes aus, das Privilegium des Adels auf die Offizierſtellen hörte auf, der Soldat konnte zum General avanciren, im Kriege durch Bravour und Ueberblick, im Frieden nach Kenntniſſen und Bildung. Der Stock ward abgeſchafft, Gneiſenau ſchrieb ſeine claſſiſche Abhandlung von der „Freiheit der Rücken“ vom 9. Juli 1808; der Zopf ward abgeſchnitten, der Gamaſchencultus hörte auf. Die Beſchränkung des

Tilſiter Friedens, daß Preußen nur 42,000 M. Truppen halten dürfe, umging Scharnhorſt ganz unbemerkt dadurch, daß jährlich neue Aushebungen ſtatt fanden, die bereits Einexercirten traten zurück und bildeten einen Truppenkern. Die Ideen der Landwehr und des Landſturms, die ſpäter ſo überraſchend glückliche Erfolge hatten, wurden damals durch Scharnhorſt zu entwickeln angefangen.

Die Umbildung der innern Staatsverwaltung ging von dem Freiherrn von Stein aus. Carl, Reichsfreiherr von Stein war im Jahre 1757 zu Naſſau an der Lahn aus einem altadeligen, reichsunmittelbaren Geſchlechte geboren, das angeblich bis zum Jahre 1000 mit ſeinen Familienurkunden hinaufreicht. Seine älteſten Vorfahren ſollen ſaraceniſchen Urſprungs geweſen ſein. Er ſtudirte in Göttingen und trat ſchon frühzeitig, ſchon 1780, noch unter Friedrich in preußiſche Dienſte, unter dem Miniſter von Heynitz, der ſich ſeiner beſonders annahm, im Bergfach als Oberbergrath zu Wetter in der Grafſchaft Mark. 1785 ward er außerordentlicher preußiſcher Geſandter in Aſchaffenburg, um den Kurfürſten von Mainz zum Beitritt zum Fürſtenbunde zu vermögen. Hier in Mainz lebte er in innigſter Freundſchaft mit Johannes Müller. 1786 machte er eine Reiſe nach England, wo er den genialen Sonderling, Grafen Guſtav Schlabrendorf, den Sohn des preußiſchen Miniſters in Schleſien unter Friedrich dem Großen eine Zeit lang zum Begleiter hatte, der ſechs Jahre in England reiſte, dann vor der Revolution nach Paris

ging, hier alle Schreckniſſe derſelben mit durchmachte und endlich als Diogenes von Paris in ſeinem Zimmer im zweiten Stock des Hôtel des Deux Siciles in der Rue Richelieu 1824 ſtarb. Stein kehrte ſchon 1786 zurück, ward 1788 erſter Kammerdirector zu Cleve und 1793 Präſident daſelbſt. Er verheirathete ſich in dieſem Jahre mit der reichen einundzwanzigjährigen hannöveriſchen Gräfin Wilhelmine Wallmoden-Gimborn, eine Tochter des Generals Wallmoden, natürlicher Sohn Georg's II. von der Lady Yarmouth, der früher Geſandter in Wien war, wo die Gräfin geboren wurde. Er erwarb ſich, Oberpräſident aller weſtphäliſchen Kammern 1796 geworden, um Weſtphalen große Verdienſte durch Umſchaffung der unfahrbaren Landſtraßen in gute Chauſſeen; durch Vertheilung deſſen, was noch von Domainenpachten übrig war, unter die Bauern; durch die Ordnung, die er in die Forſtwirthſchaft brachte; durch Belebung des Handels und Fabrikweſens. Er organiſirte ſpäter die durch den Reichsdeputationshauptſchluß 1803 neu erworbenen weſtphäliſchen Provinzen. Er ward dann an Struenſee's Stelle 1804 Miniſter des Acciſe-, Zoll- und Fabrikdepartements. Als ſolcher führte er zwei große Maßregeln durch: die Aufhebung ſämmtlicher Binnenzölle und die Einführung des Papiergelds, aber er verfeindete ſich mit des Königs Günſtling, dem Cabinetsrath Beyme, der ihn dem König empfohlen hatte, deſſen Einmiſchung Stein's Stolz aber nicht ertragen mochte.

Dieſer großartige Charakter hatte eine großartige Licht- und Schattenſeite. Da jene wohlbekannt iſt, laſſe ich zuerſt dieſe hervortreten.

Stein war abſtoßend in ſeinem Aeußern, heftig, hart und rauh gegen ſeine Subalternen. Einem Kanzleidiener, der eine von ihm unterſchriebene Schrift aus Verſehen ſtatt der Streuſandbüchſe mit dem Dintenfaſſe übergoß, rieb er dieſelbe gewaltſam ins Geſicht; als er nach acht Tagen wieder zum Vorſchein kam, gab er ihm ein Papier mit einem Doppellouisd'or. Niebuhr wirft ihm ſehr vor, daß er auf ganz unbegreifliche Weiſe an unwürdige Menſchen ſein Wohlwollen im Dienſte verſchenkt habe. Niebuhr ſchrieb aus Berlin unterm 15. April 1813 an Arndt: „Wenn Sie wiſſen, in welchem Verhältniſſe ich einſt zu Herrn von Stein ſtand, ſo muß es Ihnen unnatürlich vorkommen, wenn ich Sie nicht bitte, mich ihm zu empfehlen. Er hat mir weher gethan als irgend ein anderer Menſch: denn er hat die treuſte Liebe mit Füßen getreten und ihre Vertraulichkeit dem blinden Vorurtheil für den elendſten Menſchen — für Hardenberg aufgeopfert: einen Brief preisgegeben. (Stein erzählte ſelbſt an Arndt, daß dies ein Aufſatz über Domainenverwaltung geweſen ſei, den er arglos, um Hardenberg auf gute Gedanken zu bringen, ihm mitgetheilt habe.) Gott verzeihe ihm! und iſt mein Zeuge, daß ich ihm darum nicht weniger Heil wünſche, daß er ſo geſündigt hat. Ich wünſche ihm nur die Strafe, daß er den, für den er es that, tief verachte, und daß ſein Gewiſſen ihn oft erinnere, während ſein Stolz es ihm nicht erlauben wird, dem leicht und gern Verzeihenden die Hand mit Gefühl wieder zu bieten.. Es iſt doch nie eine Freundſchaft mit einem hochgebornen Herrn.“ Dazu

ſetzte Niebuhr in einem Briefe aus Dresden, 21. April 1813, acht Tage vor der Schlacht bei Lützen: „Ich ſehe hier die Elendigkeit, wie Kabinetskünſte und Volkswille einander befehden, aus der erſten Hand und ärgere mich oft darüber bitter ꝛc. Sie können ungefähr wiſſen, wie ich hier ſitze, nämlich an und nicht in der Sache und eigentlich ſitzen auch nur die ſo, welche darin zu ſitzen glauben. O, wenn wir einen hätten, der recht darin ſäße? Stein thut es nicht, weil er bei redlicher Geſinnung immer nur Sprünge macht, zuweilen auch Stöße, im Allgemeinen kühner als die Kühnſten, im Einzelnen oft peinlich. Gott muß es machen und das Volk, oder ſonſt gehen wir noch einmal recht tief unter, bis es von unten auf gährt. Mein Verhältniß zu Stein hat ſich ſo gefunden und ich benutze es blos als Firma, einige Ideen auszubreiten. Er iſt faſt immer gütig gegen mich, nie oder ſelten zutraulich, was er überhaupt wenig ſein kann; dazu gehört doch die Geburt. Er könnte viel mehr, wenn er militairiſche Anſichten hätte und wenn ſeine Hitze überhaupt ein Ganzes in Ueberſicht begreifen und feſthalten könnte. Das kann er aber nicht und hat er nicht. Herb kann er ſein und achtet nicht genug die ſtillen Kräfte und Tugenden.“

Höchſt merkwürdig waren die Auslaſſungen der Männer des ſpecifiſch-militairiſchen Preußenthums, der Vertreter der Standesehre, über den fatalen Civiliſten, den Ausländer, den Neuerer Stein. Eine der merkwürdigſten gab der nachherige Feldmarſchall York, ein preußiſcher, leider nach ſeinem eigenen Geſtändniß

„ſehr armer“ Hochtory, der alle Kraft Preußens nur in ſeinen „militairiſchen Familien“ fand, die dafür, daß ſie König und Vaterland „mit Gut und Blut“ dienten, es als Recht in Anſpruch nahmen, die laut der Offizierpatente „dieſer Charge anklebenden Praerogativen und Gerechtſame“ ausſchließlich zu beſitzen, der immer darauf hindrängte, vorſtellig zu machen, daß „mit dem Rechte Aller die Pflicht des Adels zu dienen ein Ende habe“, dieſe Pflicht natürlich aber den dienen Müſſenden, dem gemeinen Bürger und Bauer, den nicht Recht habenden, nach wie vor „ohne Praerogativen zu genießen“ anmuthete, dabei gar nicht umhin konnte, einmal in einem Gefechtbericht in der ruſſiſchen Campagne vom 3. Octbr. 1812 „den unbeſchreiblichen Muth“ der gemeinen Soldaten dem König zu rühmen, und der ſo weit ging, dem Prinzen Wilhelm einmal zu äußern: „Wenn E. K. Hoheit mir und meinen Kindern ihr Recht nehmen, worauf beruhen denn die Ihrigen?“ York, ein Mann, der ſo vorurtheilsfrei war, daß er ganze Stellen aus dem Wallenſtein und ſogar aus dem Don Carlos „in der Pracht ihrer ſchönen Diction“ recitirte und der in der Revolutionszeit 1792 eine „gar nicht geborne“ Frau, eine arme Kaufmannstochter aus Namslau bei Breslau, ſeiner ehemaligen Garniſonſtadt, die für Schiller ſchwärmte, Johanna Seidel, geheirathet hatte — York, ein Mann, der, wie die Leute ſagten, 1806, als der franzöſiſche Krieg drohte, ſich wenig um Frau und Kinder kümmerte, nur ſeinen Kanarienvogel liebte, der jeden Morgen ſein Stück Zucker von ihm erhielt, und der,

als er lange dieſen Zucker nicht erhalten hatte, bei York's Rückkehr aus der Campagne 1807 vor Freuden ſtarb — York, der 1811 mit ſeinen zwölf- und ſechsjährigen Söhnen Heinrich und Louis, als ſie die Geſchichte von Mucius Scävola gehört hatten, ſie mit ihnen verſuchte, indem ſich jeder von ihnen dreien ein zuſammengeballtes Blatt Papier auf der flachen Hand niederbrennen ließ — York, der in Holland, aber nicht in England geweſen war, äußerte im Jahre 1808 über Stein:

„Der Mann iſt zu unſerm Unglück in England geweſen und hat von dort ſeine Staatsweisheit hergeholt; und nun ſollen die in Jahrhunderten begründeten Inſtitutionen des auf Seemacht, Handel und Fabrikweſen beruhenden reichen Großbritanniens unſerm armen ackerbauenden Preußen angewöhnt werden."

„Wie hat er geeilt, mit ſeinen Anſichten zum Vorſchein zu kommen! Gleich bei ſeiner Ankunft in Memel das bewirkte Edict, daß Jeder ohne Unterſchied ein Rittergut kaufen, der Adel dagegen jedes bürgerliche Gewerbe treiben dürfe. Eine eigentliche Abſchaffung, man möchte ſagen, Verhöhnung des Adels iſt dem Geiſt unſers Monarchen und unſres Volkes durchaus zuwider. Wird der Gewürzkrämer oder der Schneider, der das Gut erwirbt, oder der Speculant, der auf ſeinen Profit gedacht hat und ſchon auf Wiederveräußerung ſinnt, wird er auch im Unglück ſeinem Monarchen „zu Dienſt ſein mit Gut und Blut?" Wird der neue Herr ſeine Bauern, die ihn

wohl mit Ziegengemecker an der Ehrenpforte empfangen, mit ſich in der Treue feſthalten, wie der alte Erbbeſitzer that, der in ſeinem Dorf über die Gemüther mit Liebe und Anhänglichkeit herrſchte? Daß die ſogenannte Sclaverei der Bauern u. ſ. w. nur philantropiſches Geſchwätz iſt, wiſſen wir alle."

„Doch läuft es eigentlich darauf hinaus, daß ein Grundbeſitz ſein ſoll, wie ein Thaler Geld, der durch die Circulation ſich vervielfältigt, wobei noch durch die Stempelgebühren etwas für den Staat abfällt. Keine landesväterliche Idee nach dem Sinne des Königs. So etwas kann nur in der Kanzlei eines Banquiers oder von einem Profeſſor, der einen ſchlecht verdauten Adam Smith vom Katheder docirt, ausgeheckt werden. Leider hat ſich dergleichen Geſchmeiß des genialen Miniſters bemächtigt. Man ſieht ja, wie es von allen Seiten herbeiſtrömt und was ſie in ihrer Cotterie ſchon zu Tage bringen ꝛc."

„Ein andres Steckenpferd, das der Miniſter reitet, iſt die Population. Aus der Familie jedes ehrſamen Bürgers und Handwerkermeiſters, der eine Anzahl Geſellen beſchäftigt, ernährt und zur ſittlichen Ordnung anhält, ſoll eine Anzahl kleiner Familien hervorgehen, indem jeder Geſell ſeine Dirne heirathet und der Stifter eines neuen Geſchlechts von Hungerleidern wird. Eben ſo auf dem Lande, wo man gar gern alle großen Güter in kleine auflöſte und jede Erbſchaft theilend, ſtatt eines wohlhabenden adeligen Beſitzers oder Großbauers eine Anzahl kleiner Gärtner- oder höchſtens Koſſäthenhöfe

ſtiftete. Könnten nun die großen ſchönen Dörfer ſich in ſolche kleine Beſitzthümer abbauen laſſen, und der freie Landmann ſeine paar Morgen mit einer Hecke umgeben und in dem Bereich ſein Wild ſchießen, dann wäre das Ideal erreicht, nach dem ſie ſtreben. Der Calcul der in Progreſſion ſteigenden Bevölkerung iſt ganz richtig; gleicht aber ſolche Pöbelerzeugung — wir ſollten Gott danken, daß wir dergleichen nicht haben, wie Frankreich und England — nicht dem Ungeziefer, das man aus Hobelſpänen erzeugt?"

„Und nun dieſe gewaltſame Abſchaffung aller Hofdienſte der Bauern ohne irgend eine Entſchädigung des Gutsherrn? Wie wird das die Stände unter einander entzweien! ꝛc."

Nach Stein's Entlaſſung ſchrieb York unterm 26. November 1808: Unſere äußeren Verhältniſſe fangen an, günſtiger zu werden, auch unſere inneren nehmen eine vernünftigere Wendung. Ein unſinniger Kopf iſt ſchon zertreten; das andere Natterngeſchmeiß wird ſich in ſeinem eigenen Gift ſelbſt auflöſen!"

Mit und trotz allen ſeinen Schwächen war Stein ein Mann, der mit dem Blick ins Große, der ſo ſelten iſt, die höchſte Gewiſſenhaftigkeit, die eben ſo ſelten iſt, verband.

Als Friedrich Wilhelm III. am Ausgang des unglücklichen Jahrs 1806 und nach Abgang des unglücklichen Grafen Haugwitz wiederholt Stein das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten antrug, ſchrieb dieſer die denkwürdigen Worte:

„Es war ein Grundſatz der durch ſchmähliche Erfahrung der jetzigen Zeit als weiſe bewährten Vorzeit, daß in den mannichfaltigen Geſchäften innerer und äußerer Adminiſtration jeder von ſeiner frühen Jugend an durch ſpecielle Leitung und eigene, auf einen Zweck gerichtete Ausbildung und Erwerbung von Fähigkeiten, für ein einzelnes Fach der Geſchäfte beſtimmt werde, in dem er alsdann, durch mannichfaltige Erfahrungen gereift, den Grad der Vorzüglichkeit zu erreichen beſtrebt war, welchen zu erreichen Natur und Umſtände ihm geſtatteten. Als noch ein geſetzlicher Zuſtand der öffentlichen Staatsrechtsverhältniſſe in Europa beſtand, ehe die Frage des Rechts in dieſen Verhältniſſen als eine Thorheit zuerſt beſeitigt, ſpäter verachtet ward, da war der Beruf des Diplomatikers, des Miniſters der auswärtigen Verhältniſſe, ein Beruf viel umfaſſender, ſchwer und langjährig erworbener Kenntniſſe, dem, welcher ſich ihnen nicht ganz und von der erſten Jugend an hingegeben hatte, nie in dem Grade vertraut, worin ſie derjenige beſaß, welcher ſich dieſen Beruf früh und ganz erwählt hatte.

Zwar iſt in den Verwirrungen und Verheerungen, worin alles unterging, was unſern Vätern Fortſchreiten im Glück und unverwüſtliche Kraft im Unglücke gewährte, auch dieſer Grundſatz, nicht blos in Beziehung auf dieſes, ſondern überall verſchwunden, indem jeder ſich für alles tauglich glaubt, wovon er ſich einen beſtimmten Begriff bilden kann; als ob frühe Bildung und fortdauernde Erfahrung nicht die eigentliche und wahre ausgezeichnete Thätigkeit in jedem Geſchäft ver-

ſchafften. Was aber die Folgen von dieſem Selbſtvertrauen, oder von dem nach gleicher Beurtheilung gewährten Vertrauen ſind, liegt nur zu ſehr eben in dem Gang der öffentlichen Geſchäfte, ſeitdem alle Verhältniſſe aus ihren Angeln gehoben, ſeitdem alle ehemalige bewährte Grundſätze der Staatsverhältniſſe verſäumt oder verachtet wurden, am Tage; und wenn ich gegen dieſe, nicht als Aeußerung der Empfindung des Augenblicks, ſondern als lebendige und tief begründete Ueberzeugung geäußerten Grundſätze handelte, wenn ich, in meinem funfzigſten Jahre, nachdem ich ſiebenund zwanzig Jahre lang im Dienſte E. K. M. und Ihrer K. Vorgänger in ganz verſchiedenen Geſchäften, welche mich ganz beſchäftigt haben, diente, in ein mir fremdes Departement miniſterieller Geſchäfte übertreten wollte, ſo würde ich mich einer Inconſequenz ſchuldig machen, welche eben dem Vertrauen, wodurch E. K. M. bewogen wurde, mir dieſen ehrenden Antrag zu thun, nicht entſpräche."

Stein war mit dem König nach Königsberg geflüchtet. Wegen neuer Differenzen mit dem Cabinetsrath Beyme erhielt er hier bereits am 3. Jan. 1807 ſeine Entlaſſung in ſehr ungnädigen Worten „als ein widerſpenſtiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorſamer Staatsdiener, der, auf ſein Genie und ſeine Talente pochend, weit entfernt, das Beſte des Staats vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenſchaft und aus perſönlichem Haß und Erbitterung handle." Er begab ſich nun auf ſeine

Güter in Naſſau. Als aber Napoleon zum Könige geäußert hatte: Prennez Mr. de Stein, c'est un homme d'esprit, ward er nach dem Tilſiter Frieden ſofort in höchſten Ehren zurückberufen. Er lag am Fieber darnieder, als der Ruf des Königs von Memel aus an ihn kam. Deſſenungeachtet warf Stein ſich in den Wagen und durchflog eine Strecke von 150 Meilen. Er trat nun am 5. October 1807 als Staatskanzler, als Premierminiſter an die Spitze der Geſchäfte. Beyme's Entfernung machte Stein zur Bedingung: er kam als Kammergerichtspräſident nach Berlin am 1. Juni 1808 und Albrecht trat für ihn ein als Cabinetsrath. Der König ließ Stein ſeine frühere Beſoldung von 10,200 Thalern, er nahm nur die Hälfte.

Unter Stein fungirten:

1. Im Provinzialdepartement Preußen: Baron Friedrich Leopold von Schrötter, der einzige, der von den alten Miniſtern behalten wurde.

2. Im auswärtigen Departement der oben im Hof-Etat unter dem Obermarſchall, was er ſpäter ward, aufgeführte Graf Auguſt von der Goltz.

3. Im Kriegsdepartement: Scharnhorſt.

4. Im Juſtizdepartement: der Kanzler Baron Carl Wilhelm Schrötter.

Finanzen und Polizei behielt Stein für ſich.

Stein führte die Geſchäfte nur ein Jahr lang, weil ihn Napoleon vertrieb, aber in dieſem Jahre

geſchah von Königsberg aus eine vollſtändige Umformung im liberalen Sinne. Sehr richtig hatte Gentz, der Stein im Herbſt 1806 in Dresden ſah, in ihm, wie er an Johannes von Müller ſchrieb, „den erſten Staatsmann von Deutſchland“ erkannt.

Stein's Hauptgedanke war: der Bürger muß adlig werden. In dieſem Geiſte ſuchte er ein inneres Volksleben und einen neuen Volksgeiſt zu erwecken. Das Erſte, was er that, um ſein neues Verwaltungsſyſtem einzuführen, war die Aufhebung der ritterlichen Grundherrlichkeit, die Umänderung der Verhältniſſe des grundherrlichen Eigenthums durch das Edict aus Memel vom 9. October 1807. Dieſes Edict hob das Privilegium des Adels auf den Beſitz der Rittergüter auf, deren Erwerbung nun auch Bürgern und Bauern verſtattet wurde. Es hob ferner alle Laſten der Unterthänigkeit auf, die nicht auf dem Genuß eines Grundſtücks oder auf einem Abkommen beruhten. In dieſem großen Geſetze ſprach Friedrich Wilhelm III. es aus: „Nach dem Martinitage 1810 giebt es in meinen ſämmtlichen Staaten nur freie Leute.“ Mit dieſem Edict ward zuerſt in Preußen ein freier Bauernſtand geſchaffen. Einen freien Bürgerſtand ſchuf die Städteordnung aus Königsberg vom 19. November 1808. Die Bürger der Städte erhielten durch die Städteordnung die alten Municipalrechte zurück, die Rechte der freien Wahlen ihrer Magiſtrate und Stadtverordneten, die Rechte der Selbſtverwaltung des bürgerlichen Gemeinweſens. In der Bureaukratie erkannte Stein das Hauptübel des

Staats. Schon 1796 am 17. Novbr. hatte er in einem Briefe an den Prinzen Louis geſchrieben: „Die despotiſchen Regierungen vernichten den Charakter des Volks, da ſie es von den öffentlichen Geſchäften entfernen und deren Verwaltung einem eingeübten, ränkevollen Beamtenheer anvertrauen.“ Die endloſe Vielſchreiberei und der geiſtloſe Schlendrian der Bureaukratie war Stein ein Greuel. Er pflegte, um die Theilnahmloſigkeit der Bureaukraten an der allgemeinen Bildung zu ſtrafen, die Geſchichte von dem Miniſter Graf Hagen zu erzählen, dem ſeine Untergebenen einſt zu ſeinem Geburtsfeſte einen gedruckten Glückwunſch überreicht, den der Miniſter aber mit den Worten zurückgewieſen hatte: „Sie wiſſen, ich leſe nichts Gedrucktes, geben Sie mir das ſchriftlich!“ Stein ſuchte auf alle Weiſe dem Bürger ſeine Selbſtſtändigkeit zu verſchaffen und ihn gegen die Willkür der Beamten zu ſchützen. Erſt jetzt nach dem Erlaß jener beiden wichtigen Geſetze ward die Entwickelung eines eigentlichen inneren Volkslebens möglich. Eben ſo kräftig ſuchte Stein den Volksgeiſt zu entwickeln. Er ſtellte ſich freilich nicht, wie man lange geglaubt hat, an die Spitze des ſ. g. Tugendbunds, der im Sommer 1808 zu Königsberg geſtiftet ward, ſich bald über die ganze Monarchie ausbreitete und deſſen innerſte Seele angeblich die Abſchaffung der Fremdenherrſchaft wurde. Dieſer Tugendbund „ſchien ihm zu unpraktiſch und das Praktiſche ſank ins Gemeine“: ſeine Haupttheilnehmer waren die zahlreichen brotlos gewordenen Beamten und Offiziere auf

Halbſold, die auf den Gütern lebten, Jagden und andere Vergnügen verbargen das Geheimniß. Aber Stein war doch für den Zweck, den der Tugendbund verfolgen wollte, die Abſchaffung der Fremdenherrſchaft. „Es muß in der Nation das Gefühl des Unwillens erhalten werden über den Druck und die Abhängigkeit von einem fremden übermüthigen, täglich gehaltloſer werdenden Volke“, ſo ſchrieb er in ſeinem Memoire über die Lage Europas und die von Preußen zu befolgende Politik aus Königsberg 11. Auguſt 1808. Durch den Verdacht an der Theilnahme an dem Tugendbund, den der König 1810 auflöſen mußte, ward Stein ein Stein des Anſtoßes für den franzöſiſchen Kaiſer. Schon im Auguſt 1808 griffen die Franzoſen bei dem in Spandau arretirten Aſſeſſor, nachherigen preußiſchen Generalconſul in Mexico, Koppe, einen Brief von Stein's Hand an den Fürſten Wittgenſtein nach Dobberan auf, aus Königsberg 15. Auguſt 1808 geſchrieben, worin die Beſtätigung geheimer Verbindungen in Heſſen und Weſtphalen zum Behuf eines Befreiungsplans Deutſchlands gefunden wurde. Napoleon ließ ihn im Moniteur veröffentlichen. Stein ſchrieb 20. März 1809 über dieſen Brief an Fürſt Wittgenſtein: „Wenn Herr Koppe nur den zehnten Theil der Mittel angewandt hätte, ihn zu verwahren, die ihm anzuwenden aufgegeben worden, ſo wäre er nicht in fremde Hände gefallen.“ Koppe hatte ihn ganz offen frei geführt, Stein ſpricht auch in ſeinen Papieren von Schwatzhaftigkeit. Ja, man ſprach ſogar von Verrath der franzöſiſchen Partei am Hofe.

Stein ſah ſich nun genöthigt, am 24. November 1808 ſeine Entlaſſung zu nehmen. Der König gab ſie als „politiſch nothwendig“, diesmal aber mit 5000 Thaler Penſion und einem Handbillet in ganz andern Ausdrücken: „Es iſt gewiß ein höchſt ſchmerzliches Gefühl für mich, einem Manne Ihrer Art entſagen zu müſſen, der die gerechteſten Anſprüche auf mein Vertrauen hatte und der zugleich das Vertrauen der Nation ſo lebhaft für ſich hatte. Auf jeden Fall müſſen Ihnen dieſe Betrachtungen, ſo wie das Bewußtſein den erſten Grund, die erſten Impulſe zu einer erneuerten, beſſern und kräftigern Organiſation des in Trümmern liegenden Staatsgebäudes gelegt zu haben, die größte und zugleich edelſte Genugthuung und Beruhigung gewähren.“ „Friedrich Wilhelm.“ Bald daranf unterm 16. December erfolgte in den Zeitungen die Acht Napoleon's von Madrid aus mit den Worten: „Ein gewiſſer Stein, der Unruhen zu erregen ſucht, wird hiermit als Feind Frankreichs und des Rheinbnnds erklärt, ſeine Güter ſollen ſequeſtrirt werden und man ſoll überall, wo er durch franzöſiſche oder Rheinbundtruppen erreicht werden kann, ſeiner Perſon ſich verſichern.“ Dieſe Napoleoniſche Acht (der nach fünf Jahren ſeine eigne folgte), wurde in Preußen und in den Städten des Rheinbunds an den Straßen angeſchlagen, Stein entging ihr durch ſeine Flucht nach Oeſtreich am 6. Januar 1809. Der franzöſiſche Geſandte St. Marsan hatte ihm durch den holländiſchen von Goldberg die Acht zufertigen und ihm eröffnen laſſen, wenn er gleich abreiſe,

werde er verfahren, als wenn er schon abgereist sei. Stein ging über Schlesien, wo er in Buchwald, eine Meile von der östreichischen Grenze, bei seinem Freund Graf Reden, einem der 1807 entlassenen Minister, verweilte: seine Gemahlin sandte ihm einen östreichischen Paß vom Gesandten in Berlin von Bombelles nach. Aus Buchwald nahm Stein in einem Briefe an Prinzessin Luise Radziwill von Preußen und seinen, seiner Familie seit 675 Jahren zugestandenen Besitzungen Abschied. Er ging in Gesellschaft von Graf Geßler zuerst nach Prag, dann wies ihm Oestreich Brünn zum Aufenthalt an. Das Leben Stein's von Pertz hat einen interessanten Brief von Gentz aus dem damaligen kurzen Aufenthalt Stein's in Prag mitgetheilt vom 23. Januar 1809. Gentz schreibt: „Ich meines Theils erkläre hier, daß, wenn es mir heute gelänge, E. Exc. die Dictatur (im eigentlichen altrömischen Sinne des Worts) über Alles, was zur Rettung Deutschlands unternommen werden mußte, zusprechen zu lassen, ich morgen, mit meinem Tagewerk zufrieden, über den Ausgang und über die Zukunft beruhigt, die Welt verlassen wollte." In den „bewundernswerthen und rührenden Schreiben" vom 20. u. 23. August 1809 an den Prinzen von Oranien, wie sie Gentz nennt, worin Stein einen Insurrectionsplan des nördlichen Deutschlands aufstellte, schrieb er: „daß die Theilnahme an einer solchen Maßregel, wenn sie mißglückt, meine ganze bürgerliche Existenz in Deutschland vernichtet, davon habe ich die lebhafteste Ueberzeugung, sie wird

mich aber nicht abhalten, die Pflichten gegen mein Vaterland zu erfüllen.“ Nach erfolgter Kriegserklärung Oeſtreichs war Stein erlaubt worden, nach Wien zu kommen, er blieb aber in Brünn. Nach dem unglücklichen Ausgang des Kriegs ward es ſehr trübe in ſeiner Seele, er ſprach und ſchrieb davon, nach Kentucky in Amerika auszuwandern. Im Juni 1810 zog er nach Prag. Darauf kam der ruſſiſche Krieg. Eingeladen von Alexander durch einen Brief vom 27. März 1812 ging er nach Wilna, nach Moskau und endlich nach Petersburg, wo er für die Befreiung Europas ein Hauptwerkzeug wurde. In Petersburg ſah ihn der Greifswalder Profeſſor Arndt und ſchildert ihn in ſeiner Lebensbeſchreibung folgendermaßen:

„Auf Stein's Angeſicht waren zwei Welten. Auf dem obern Theil deſſelben wohnten faſt immer die glanzvollen und ſturmloſen Götter. Seine prächtige, breite Stirne, ſeine geiſtreichen, freundlichſten Augen, ſeine gewaltige Naſe verkündigten Ruhe, Tiefſinn und Herrſchaft. Davon machte der untere Theil ſeines Geſichts einen großen Abſtich. Der Mund war offenbar der oberen Macht gegenüber zu klein und fein geſchnitten, auch das Kinn nicht ſtark genug. Hier hatten gewöhnliche Sterbliche ihre Wohnung, hier trieben Zorn und Jähzorn ihr Spiel und oft die plötzlichſte Heftigkeit, die Gottlob, wenn man ihr begegnete, ſich bald wieder beruhigte. Aber, das iſt wahr, daß wenn dieſer ſchwächere, untere Theil im Zorne zuckte, und der kleine, bewegliche Mund mit ungeheurer Geſchwindigkeit ſeine Ausſprudelungen vollführte, die obern Theile wie ein ſchöner, ſonniger Olymp noch zu

lächeln und ſelbſt die blitzenden Augen nicht zu dräuen ſchienen, ſo daß man vor der untern Macht erſchrack, durch die obere getröſtet wurde. Sonſt ſprach aus allen Zügen, Gebehrden und Worten dieſes herrlichen Mannes Redlichkeit, Frömmigkeit und Muth."

„Stein glich ganz auffallend dem Philoſophen Fichte. Dieſelbe Geſtalt ungefähr, kurz gedrungen, breit. Dieſelbe Stirn, nur noch breiter und zurückgebogen. Dieſelben kleinen, ſcharfen, funkelnden Augen; faſt dieſelbe, nur noch mächtigere Naſe; die Worte derb, klar, feſt, mit kurzer Geſchwindigkeit, gleich Pfeilen vom Bogen gerade ins Ziel ſchlagend. Dieſelbe Fichtiſche unerbittliche, ſittliche Strenge."

„Stein kam nach Petersburg auf die Einladung des Kaiſers Alexander durch einen Brief, das hat er mir ſelbſt erzählt. Von Anderen habe ich gehört, daß Alexander ſich an Worte erinnert habe, die der Miniſter 1807 im Sommer zu Tilſit weiſſagend zu ihm geſprochen habe und habe, dieſe Weiſſagungen in ſeinem Briefe erwähnend, ihn berufen. Stein hatte dem Kaiſer von Wien die redlichſten und tapferſten Wahrheiten geſchrieben. So wirkte er auf den Kaiſer."

„Aber eine breitere, mächtigere Bahn machte Stein ſich bald in der großen Petersburger Geſellſchaft und durch dieſe wirkte er wieder, vielleicht mächtiger, auf den Kaiſer zurück. Sein Muth, ſeine Kühnheit, noch mehr ſein Witz und ſeine Liebenswürdigkeit drangen allenthalben durch und ein und leuchteten und zündeten wie Blitzſtrahl, wo irgend noch etwas zu zünden war.

Die ſittliche Schönheit und Klarheit ſeines Weſens, durch und durch mit Muth durchgoſſen und die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, womit er in den kürzeſten, unſcheinbarſten Worten an den Tafeln und Theetiſchen zu ſpielen wußte, wo er ſich auch gern und unbewußt ſelbſt in leichterem Koſen und Scherzen hingehen ließ, machte ihn bald zu einem mächtigen Mann in der Petersburger Geſellſchaft. Sein tapferer Wille, ſeine Einfälle, ſeine Worte wurden zu Anekdoten ausgeprägt, welche wie Blitzfeuer rundliefen. Bald hatte er einen ſehr bedeutenden Anhang, der um ſo treuer war, da alle wußten, daß er nur als Pilger gekommen, der mit dem Siege wieder gen Weſten wolle, daß er alſo keinem in den Weg treten werde. Er ſtand endlich in Petersburg wie das gute Gewiſſen der Gerechtigkeit und Ehre und die Orloffe, Soltykowe, Duwarowe, Kotſchubey', Lieven und das zum Begeiſtern und Fortſchnellen ſo allmächtige Heer der ſchönen und geiſtreichen Frauen pflanzten ſein Banner auf. Auch war er der unerſchütterlichſte Fürſt und Feldherr des Muthes. Als die Nachricht von der Schlacht an der Moskwa und bald von dem Brande Moskaus ankam und Czar Conſtantin umherſprengte und Frieden! Frieden! rief, als die Kaiſerin Mutter und Romanzoff Frieden! flüſterten, trug Stein ſein Haupt nur deſto heitrer und ſtolzer."

Hierzu liefern die militairiſchen Briefe eines Verſtorbenen das Supplement: „Es muß dahin geſtellt bleiben, ob die allgemeine Idee der ruſſiſchen Operationen im Jahre 1812 von dem Kaiſer ſelbſt aus-

gegangen iſt oder von Stein angeregt wurde, da Stein's Beſcheidenheit jede Aufklärung darüber verweigert hat."

Zwei Tage vorher, ehe Stein austrat, hatte er noch in einem Schreiben vom 22. November 1808 dem König über einen ſehr ernſten Punkt in den Hofzuſtänden treue Warnung zugehen laſſen: „Dinge, ſchreibt er, von der größten Wichtigkeit werden im Innern der Familie geleſen und beſprochen, ſehr vieles von geringerer Bedeutung kömmt des Abends bei dem Theetrinken vor, das Wohnzimmer der Frau von Voß (der Oberhofmeiſterin Luiſens) wird von Beſuchern nicht leer, hier erſcheinen Soldaten, Geſchäftsleute, Menſchen aller Art und allen Sinnes — wie iſt bei einer ſolchen Einrichtung ein Geheimhalten möglich und die wichtigſten Dinge werden zu Stadtgeſprächen — ſo weiß man z. B., daß ich dem König das Memoire von Don Cevallos zugeſtellt habe und der Inhalt dieſes, Napoleon ſo ſehr herabwürdigenden Actenſtückes, wird bekannt; ſo wiſſen ganz unbedeutende Weiber die Perſonen, ſo ich zu Finanz-Miniſtern und Miniſtern des Innern vorgeſchlagen, jetzt, wo es von dem größten Moment iſt, daß meine Theilnahme an allen dieſen Wahlen verborgen bleibe u. ſ. w."

„Es iſt alſo nöthig, daß der Hof nur aus Perſonen von vollkommener Rechenſchaft und Verſchwiegenheit beſtehe, die es verdienen, dem Regenten nahe zu ſtehen ꝛc." — Stein nennt nun einige der zu entfernenden Perſonen, in Pertz' Leben Stein's ſind ſie nicht genannt, wahrſcheinlich ſind es Geh. Rath Nagler,

der nachherige Bundestagsgesandte und Postchef, und Massow, der Hofmarschall, Köckeritz ist früher genannt. Er fährt dann fort: „Man entferne diese Menschen, man gebe den Visiten, welche die Gräfin Voß annimmt, eine andere Einrichtung — sie bestimme gewisse Tage und Stunden, wo sie Leute sieht, und die übrige Zeit sei sie unzugänglich.“

„Wird zum Hofmarschall ein Mann von Achtung und Ehre ernannt, so muß sein erstes Geschäft sein, die Sittlichkeit und die Privatverhältnisse aller Hof-Subalternen zu prüfen und alles, was nicht durchaus gut und rechtlich ist, zu entfernen.“ Darauf ward 1810 Fürst Wittgenstein an die Spitze des Hofs gestellt.

Noch beim Tode der Königin schrieb Stein an die Prinzessin Luise Radziwill im September 1810: „Ich hatte mir vorgenommen, dem König zu schreiben; aber ich fürchtete, dieser Schritt könnte vielleicht zu falschen Auslegungen Anlaß geben und die häuslichen Umgebungen des Königs, welche mir die Verachtung, die ich gegen sie hege, mit einem unablässigen Hasse vergelten, mir Gründe der Intrigue und eigennützige Absichten der Rückkehr beimessen.“

Achtzehn Monate nach Stein's Abgang von Berlin, als unterdessen die Franzosen die preußischen Staaten wieder geräumt und der König wieder seit Weihnachten 1809 seine Residenz in Berlin genommen hatte, am 7. Juni 1810, ward Hardenberg als Staatskanzler an die Spitze der inneren Angelegen-

heiten geſtellt — die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten kam erſt nach dem großen Umſchwung der Dinge 1813 in ſeine Hand.

Carl Auguſt, Freiherr von Hardenberg war ein Ausländer, wie Stein und Scharnhorſt. Er wurde im Jahre 1750 auf dem Rittergute Eſſenden in dem Zelliſchen Theile des Königreichs Hannover geboren. Sein Vater war hannöveriſcher Feldmarſchall und hatte durch den Tod eines älteren Bruders, der hannöveriſcher Geheimer Rath und Kriegspräſident und nicht verheirathet war, ein beträchtliches Vermögen geerbt. Des Staatskanzlers Mutter war eine Bülow aus dem Hauſe Bayernaumburg. Das Stammſchloß der Hardenberge liegt bei Göttingen. Auf der Univerſität, von Göttingen und Leipzig, dann beim Reichskammergericht in Wetzlar, beim Reichstag in Regensburg, am Hofe von Berlin, auf einer Tour nach Holland, England und Frankreich machte Hardenberg ſeine Studien. 1774, vierundzwanzig Jahre alt, vermählte er ſich mit einer Gräfin Reventlow, der einzigen reichen Erbtochter eines däniſchen Kammerherrn. Die Gräfin war wenig über funfzehn Jahre alt, als ſie Hardenberg heirathete; ihren Vater hatte ſie neun Monate alt verloren, ihre Mutter hatte ſich wieder mit einem däniſchen Geheimen Conferenzrath von Thienen verheirathet. Vier Jahre nach ſeiner Vermählung, 1778, trat Hardenberg als Kammerrath in hannöveriſchen Dienſt. Dieſer dauerte aber nur bis 1782. Zwiſchen innen fielen zwei Miſſionen nach England. Auf der letzten hatte er einen Streit mit

dem Prinzen von Wales und in Folge deſſen ging er ab. Im Publicum ward geſagt, daß die Differenz einen der drei damals in Göttingen ſtudirenden jüngeren Brüder Georg's IV. Cumberland, den jetzigen König von Hannover, Suſſex und Cambridge betroffen habe, von dieſen habe einer Frau von Hardenberg liebenswürdig gefunden. Hardenberg begab ſich nun an den Hof des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig, er ward hier Geheimer Rath und Kammerpräſident. 1788 wurde ſeine Ehe getrennt, die Gräfin Reventlow ſtarb in Regensburg fünf Jahre nachher. Hardenberg vermählte ſich 1789 wieder mit einer Fräulein von Haßdorf. Der Ritter von Lang, der ſie in Ansbach gekannt hat, beſchreibt ſie in ſeinen Memoiren als eine ſchöne, romantiſche Dame, die aus Schwärmerei für Hardenberg ihren erſten Mann, einen Herrn von Lenthe verlaſſen habe. Im Jahre 1790 ward Hardenberg nach Berlin berufen: dem König Friedrich Wilhelm II. hatte er 1786 das Teſtament überbracht, das Friedrich der Große bei dem Herzog von Braunſchweig hinterlegt hatte. Es war damals die Acquiſition der Fürſtenthümer Anſpach und Baireuth von dem letzten Markgrafen, dem Gemahl der Lady Craven im Werke. Hardenberg negotiirte die Abtretung und übernahm am 25. Januar 1792 die Regierung der beiden Fürſtenthümer. In demſelben Jahre folgte er dem König auf den franzöſiſchen Feldzug. Er nahm ſeinen Aufenthalt in Frankfurt. Hier unterhandelte er — wie oben erwähnt worden iſt — mit Lord

Malmesbury über die engliſchen Subſidien, unterhandelte mit dem Admiral Kinkel und 1794 mit den Bürger-Commiſſarien des franzöſiſchen Wohlfahrtsausſchuſſes. Darauf ſchloß er 1795 mit Barthelemy den verhängnißvollen Separat-Frieden zu Baſel, wofür er den ſchwarzen Adlerorden erhielt; der franzöſiſche Nationalconvent ſchenkte ihm ein Porzellainſervice für 60,000 Livres.

Hardenberg kehrte ſodann nach Anſpach zurück. Es folgte ihm dahin eine Dame, die er in Frankfurt hatte kennen lernen, Madame Charlotte Schönemann. Sie hieß eigentlich Schönknecht, war 1775 in Berlin geboren und war früher Schauſpielerin. Sie hatte Hardenberg in Frankfurt gegenüber gewohnt und dieſer hatte von den Fenſtern ſeines Hôtels aus ein Liebesverhältniß mit ihr angeknüpft. Madame Schönemann verdrängte Frau von Hardenberg, worauf dieſe — ſagt Lang — ſich gleichſam aus Rache noch ärger als ihr Gemahl vergaß, von Anſpach wegzog und (es war im Frühling 1800) in Sachſen in der Gegend von Leipzig die Verborgenheit ſuchte. Die zweite Ehe Hardenberg's ward 1801 getrennt und die zweite Frau lebte noch, als der Staatskanzler 1822 in Genua ſtarb, in Neapel.

1797 nach Friedrich Wilhelm's III. Thronbeſteigung ward Hardenberg nach Berlin berufen unter Beibehaltung der Direction von Anſpach und Baireuth, wozu 1802 nach Heynitz' Tod auch noch Weſtphalen und Neufchatel kam. Es folgte ihm auch nach Berlin Madame Schönemann. Sie figurirte zuerſt als

Freundin und Ehrendame des Hauſes und zuletzt nach der Kataſtrophe von Jena als Gemahlin, ähnlich wie gleichzeitig Demoiſelle Vulpia zur Frau von Goethe promovirt wurde — um in dem allgemeinen Einſturz der Dinge „einen Anhalt in der Familie“ zu gewinnen. Später, nachdem der Staatskanzler zum Fürſten erhoben wurde, figurirte auch Madame Schönemann als Fürſtin.

Hardenberg ging in Berlin wie ein Meteor auf: er war der humanſte unter allen Miniſtern gegen ſeine Subalternen. Hardenberg trat an die Spitze der engliſchen Partei in Berlin. Als Napoleon 1803 Hannover beſetzte, erhielt er an Haugwitz' Stelle das Porteſeuille des Aeußern, reſignirte es aber Anfang 1806 nach dem unglückſeligen Vertrag, den Haugwitz mit Napoleon in Wien wegen Vertauſchung Hannovers ſchloß. Nach der Schlacht bei Jena, Anfang 1807, als der König ſich in Memel aufhielt, übernahm er es nochmals, mußte es aber auf Napoleon's Verlangen nach der Zuſammenkunft auf dem Niemen wieder abgeben. Damals war es, wo er Madame Schönemann heirathete, im Julius 1807, er floh damals nach Riga und Libau. Erſt mit dem Abzug der franzöſiſchen Truppen kehrte er zurück und lebte dann in ſtiller Abgezogenheit bis 1810 auf ſeinem Gute Tempelhof bei Berlin, das er ſich nebſt andern Gütern in den Marken angekauft hatte — nach dem Verkaufe des vorderen Hauſes Hardenberg an ſeinen Stammvetter, den hannöveriſchen Schloßhauptmann und Beſitzer des hinteren Hauſes im Jahre 1800. Unter

Vermittlung ſeines Neffen, des weſtphäliſchen Finanzminiſters Grafen Bülow, beugte ſich Hardenberg vor Napoleon durch ein demüthiges Schreiben: dieſer erklärte, er habe ſchon ſeit längerer Zeit ſeine Anſichten über Herrn von Hardenberg berichtigt, er habe nichts gegen ſeine Wahl zum preußiſchen Premier. Am 7. Juni 1810 trat darauf Hardenberg als Staatskanzler ſein zwölfjähriges wichtiges Miniſterium an.

Wir beſitzen über die Perſönlichkeit des Fürſten Staatskanzlers von Hardenberg mehrere mit Liebe entworfene Schilderungen, die von dem feſſelnden Eindrucke Zeugniß ablegen, den dieſer gewandte und galante Weltmann — „halb Fuchs, halb Bock“ nannte Stein ihn einmal gegen den nachherigen Cultusminiſter Eichhorn — auf ſeine Umgebungen machte. Zwei ſehr ungleiche Perſönlichkeiten, der Ritter von Lang in ſeinen Memoiren und der Biſchof Eylert in ſeiner Biographie Friedrich Wilhelm's III., die beide lang fortgeſetzten Verkehr mit Hardenberg gehabt haben, ſchildern ihn panegyriſtiſch gleichförmig als einen Mann von der liebenswürdigſten und leutſeligſten Humanität.

„Man durfte ihn nur ſehen, ſagt Eylert, um ihn eben ſo zu verehren, als lieb zu gewinnen. Sein Geſicht war der Spiegel ſeines Innern. Die hohe, gewölbte Stirn glänzte, als ruhte auf ihr das Licht. Die Augen waren geiſtreich, umſichtig und klug, man fühlte, wenn er Einen anſah, die Nähe eines außerordentlichen Mannes. Die Naſe war etwas gebogen. Um den Mund ſchwebte Gutmüthigkeit, Wohlwollen und ein Anflug von Satyre. Das Kinn war rund

und feſt; die ganze Phyſiognomie hatte etwas wahrhaft Vornehmes. Die Geſtalt war von mittlerer Größe, ſchön geformt und ſtattlich, das Haar voll und lockigt, aber (1817) ſchon grau, die Stimme wohlklingend, die Sprache langſam, ruhig, bedächtig und verſtändlich."

„Hardenberg war ein ſeltener Mann. Sein Verſtand war klar, vor ſeinen geiſtigen Blicken ſtanden enthüllt alle Hinderniſſe, die ſich ſeinen Zwecken entgegenſtellten. Er fühlte es von vorne herein, ob er ſie beſiegen könne oder nicht. Er war ruhig und konnte warten. Sah er, daß er nicht durchkommen konnte, ſo umging er mit gewandter Klugheit alle feindſeligen Kräfte, ließ ſie aus dem Spiele und erreichte ſeine Abſicht auf einem anderen Wege. Durch ſeine vielen Reiſen und ſein beobachtendes Leben bei Höfen kannte er genau die regierenden Herren, ihren verborgenen Willen, ihre verſteckten Triebfedern, ihre Einfluß habenden Umgebungen auch die weiblichen. Unbefangen und heiter ging er durch alle Intriguen, als wenn ſie nicht da wären, er that, als ſähe er ſie nicht — und doch ſah und wußte er Alles. Er war ein durchaus kluger Mann, konnte ſich verſtellen und verſtand das Simuliren. Er war ein geborner Diplomatiker, ſchlau, glatt und gewandt und geſchickt in der Manipulation obwaltender Verhältniſſe. Mit dieſer Lebensklugheit verband er, was ſehr ſelten, aber um ſo rühmlicher iſt, Taubeneinfalt. Er war gutmüthig, wohlwollend und treuherzig. Er ſcheute den Schmerz und mochte ihn bei Andern nicht ſehen. Wohlſein und Humanität

war die Magnetnadel ſeines ganzen Weſens. Unterdrückung und Härte war ihm zuwider und er wirkte ihnen überall entgegen. Er war frei im vollſten Sinne des Worts und los geworden von dem Vorurtheile der Geburt und des Standes. Mit dieſer ächt menſchlichen Tendenz verband er große, anhaltende Thätigkeit, er konnte acht bis zehn Stunden ununterbrochen mit anſtrengendem Ernſte arbeiten. Er hatte es zu thun am liebſten mit erfahrenen Männern; er liebte die jungen, wenn ſie Genie hatten, friſch und lebendig waren. Er verließ die befahrnen Wege des herkömmlichen Schlendrians und war ein Feind des todten Buchſtabens und Controlirens. Sich ſelbſt frei bewegend, entfernte er alle unnützen und lähmenden Feſſeln. Wo er Talent fand, hob er es und gab ihm freien Spielraum.“

Lang beleuchtet die Miniſterialpolitik Hardenberg's wiederholt in ſeinen Memoiren und theilt mit, daß der preußiſche große Miniſter eben ſo wie der große öſtreichiſche dachte, Fürſt Kaunitz. Auf einer Reiſe nach München ſagte Hardenberg ſelbſt zu Lang im Wagen: „Liebſter Freund! ein Miniſter, der ſein Handwerk verſteht, wird ſich niemals einen genialen Kopf zu ſeinem Handlanger ausſuchen. Als Miniſter will ich nichts als meine eignen Gedanken ausgedrückt, als Verhaltungsregeln mitgetheilt und ohne allen Zuſatz vollzogen wiſſen, und das geſchieht am ſicherſten durch Menſchen, die in ſolchen Dingen gar keiner eignen oder andrer Gedanken fähig wären. Ein genialer Kopf hingegen, ſein Sie

verſichert, wird ſich zu einer ſolchen Handlangerarbeit nicht lange bequemen, ſondern mir überall ſeine Idee auf eine glänzende, überraſchende und liſtige Art unterſchieben. Ich weiß aber ganz wohl die Fälle, wo ich einen guten Kopf wie einen Arzt zu Rathe ziehe, temporär gebrauche und dafür denn auch außerordentlich belohne. Inſonderheit aber trachte ich, in jedes Collegium immer einen genialen Kopf zu bringen, aber nur nicht zwei, denn zwei zerbeißen ſich unter einander ſelbſt und ſtiften Parteien, der Eine aber ſoll mir die faulen Waſſer etwas umrühren und wenn er's da nur nicht allzu bunt treibt, halt' ich ihn immer oben gegen alle ſeine Collegen und auch gegen ſeinen Präſidenten, der dieſe Rolle nicht verſtehen ſollte."

„Mit den Eigenſchaften eines ausgezeichneten Geſchäftsmannes, fährt Eylert fort in ſeiner Charakteriſtik, verband Fürſt Hardenberg die angenehmſten Formen. Man ſagt die Wahrheit, wenn man ihn einen anmuthigen Mann nennt. Er war die Humanität und Liebe ſelbſt und kam Jedem, auch dem Geringſten, mit Wohlwollen entgegen. Seine Höflichkeit war aber nicht eine angenommene und ſtudirte, ſondern eine natürliche, aus dem Herzen kommende. Nichts Steifes, Abgemeſſenes und Pedantiſches war an ihm; vielmehr alles unbefangen, los und lebendig. Auch, wenn er Wünſche und Bitten nicht erfüllen konnte, was bei dem Angelaufenen und Vielvermögenden oft der Fall war, ſchlug er ſo verbindlich, theilnehmend und tröſtend ab, daß ſelbſt Solche, die ſich in ihren

Erwartungen getäuſcht ſahen, zufrieden mit ſeinem Benehmen dabei von ihm gingen, um ſo mehr, da ſein fühlbares Wohlwollen immer mit einer gewiſſen Hoheit und Würde verbunden war.“

„Zu Berlin, ſchreibt einmal Lang, wurde ich von Hardenberg wie ein Kind des Hauſes empfangen. Ueberhaupt iſt dem, der nur kleine deutſche, ſteife, ſchulmeiſteriſche, hinter einem halben Dutzend Vorzimmern verſchloſſene und von Bettelvolk belagerte Miniſter kennt, von der Leutſeligkeit, Liebenswürdigkeit und Zugänglichkeit Hardenberg's kein Begriff zu geben. Er lauſchte ſeinen Untergebenen ordentlich in der Miene ab, was ihnen angenehm ſein könnte, nahm Kenntniß von ihren innerſten häuslichen Verhältniſſen, kam, wo er irgend einen von ſeiner Lage gedrückt glaubte, mit Vorſchüſſen und Renumerationen entgegen und konnte beinahe empfindlich darüber werden, wenn ein ſolcher zu verſtockt war, ſich ihm anzuvertrauen. Er ließ Jeden möglichſt in das Fach übergehen, wo er am Liebſten arbeitete, riß wider Willen oder ohne große Verbeſſerung Keinen aus ſeinen Verhältniſſen; wo er abſchlagen mußte, ſuchte er ängſtlich etwas Anderes auf, was einſtweilen tröſten und entſchädigen konnte.“

Hardenberg liebte die Pracht, weil er ein reicher Mann war: ſein Vermögen warf, ehe ihn der König mit Neuhardenberg dotirte, allein 30,000 Thaler Rente ab und weil es ſeiner heitern Gemüthsſtimmung zuſagte, frohe Menſchen, beſonders friſche junge Leute um ſich zu ſehen. Er liebte die Freuden und Genüſſe

der Tafel, er ſcherzte, erzählte, ermunterte und war der angenehmſte Wirth. Seine Heiterkeit, die aber nie die Würde verlor, theilte ſich mit und man war guter Dinge bei ihm.

„Hardenberg und Stein, fährt Eylert in ſeiner Charakteriſtik fort, zwei große originelle Männer, die ſich unſterbliche Verdienſte um die Welt und den preußiſchen Staat erworben haben, waren ſehr verſchiedener, ja heterogener Natur. Stein war Sturmwind, Hardenberg ein Frühlingsſäuſeln. Stein war hart und unbiegſam wie ein Felſen, Hardenberg flexibel und nachgebend. Jener ein Stoiker, dieſer, wenn auch nicht ein Epikuräer, doch ein Mann, der die Freuden des Lebens genießt. Jener gebot ſelbſtſtändig den Umſtänden; dieſer beobachtete und ſah zu, woher der Wind kam. Jener war für den Krieg, ſtieß, trieb und ſtürmte; dieſer für den Frieden und ſeinen bedächtigen Aufbau. Jener paßte für glatte, für verwickelte, diplomatiſche Verhältniſſe nicht, dieſer ganz und gar. Jener hatte in Allem, was er war und that das fortiter in re, dieſer das suaviter in modo. Jener war in ſeiner Stimmung auf den Ton des Preſto und Fortiſſimo; dieſer auf den des Andante und Allegro geſtimmt. Jener war ſtreng und poſitiv chriſtlich-gläubig; dieſer zwar nicht ungläubig, aber doch gefiel es ihm wohl, mit Goethe zu ſprechen: „Wer darf ihn nennen und wer bekennen: Ich glaub' ihn? Wer empfinden und ſich unterwinden zu ſagen: Ich glaub ihn nicht?“ Stein und Hardenberg paßten nicht zuſammen, ſie mieden ſich und jener machte dieſem Platz.“

„Aber der König und Hardenberg paßten zuſammen und blieben auch beiſammen bis ans Ende. Der König in angeborner Würde, ernſt und einfach; Hardenberg zwar Diener, aber frei und unbefangen. Der König gerade und natürlich; Hardenberg gewandt in der angenehmſten Form. Zwar lag in Beiden Verſchiedenartiges und Entfernendes; in Hardenberg war Manches, womit der König nicht ſympathiſirte und in dem König mochte Manches ſein, was der Staatskanzler gern anders gehabt hätte. Aber dieſer ehrte an jenem den klaren, geſunden, praktiſchen, überall den rechten Punkt treffenden Verſtand, die Wahrheit und Biederkeit des Charakters; und Jener an dieſem die richtige Beurtheilung aller vorkommenden Fälle, mit der erleuchtenden Fackel eines hellen Geiſtes, mit der ſanften Wärme eines edeln, ſich gleichbleibenden Herzens. Dabei war das Gemüth Hardenberg's zu frei und rein, um eigennützig zu ſein. Alles, was zuſammenſchrumpft, und engherzig, ſchlau und berechnend macht, war ihm fremd und Alles, was liberal, offen und ſplendid iſt, lag in ſeinem Weſen. Er brauchte viel, lebte wie ein Fürſt, machte ein großes Haus. Ihm war eine wahrhaft noble Natur eigen. Von dieſer fühlte ſich der König immer wieder angezogen."

„Hardenberg war ein kluger, verſchwiegener, alles im richtigen Takte meſſender, dabei offner und gerader Mann, wo er es ſein konnte und durfte. Schon ſeine ſtille, ſich gleich bleibende Heiterkeit, ſeine Klarheit, die, wenn ſie auch Vieles verſchloß, doch nie lauerte, nie verſteckte; ſeine Natur und ihre Würde

erhob ihn unendlich über die Schwäche und Ohnmacht kleiner Seelen. Dieſe fürchten ſich und treten leiſe auf. Hardenberg aber trat überall feſt auf, war gerade und ging gerade, war von Herzen freundlich, aufrecht uud aufrichtig. Wohl hat man überall ſeine Klugheit, beſonders in diplomatiſchen Verhältniſſen geprieſen; nie aber ihn im täglichen Verkehr der Falſchheit beſchuldigt. Abſichtlich täuſchen konnte er nicht, dies war ſeinem Naturell zuwider, er ſagte gerade es heraus, wenn er nicht konnte und durfte, er war eine öffentliche Perſon, nnd es war ihm am liebſten, wenn er offen ſein konnte."

Dieſen panegyriſtiſchen Auffaſſungen, die die volle Lichtſeite in Hardenberg's Charakter zur Schau ſtellen, ſteht im ſchroffſten Gegenſatze das Schattenbild entgegen, welches Barthold Niebuhr, der in dem oben angeführten Briefe an Arndt den Staatskanzler „den elendſten Menſchen" prädizirte, ſchon in einem früheren vertraulichen Schreiben vom 29. Juni 1810 an Stein aufrollte und das eben ſo übertrieben wie die Lobſchilderung iſt: „Stumm, ſchreibt Niebuhr, muß man werden bei der Frechheit, womit die flachſte Unwiſſenheit Orakel verkündet, bei der Selbſtzufriedenheit, womit dieſer ſchwache Thor ſich unter den Klippen Glück wünſcht, worauf ſeine ungeſchickte Hand das morſche Schiff in wenigen Tagen unfehlbar wirft."

Der Erfolg hat Niebuhr Lügen geſtraft. Doch bemerkt Pertz, der das Schreiben mittheilt: „Stein beurtheilte damals Hardenberg viel günſtiger; erſt

im längeren Verkehr mit ihm während der Entwicklung der größten Weltbegebenheiten reifte eine Ueberzeugung, welche Niebuhr's Anſicht näher ſtand und von Stein ein Jahr nach dem Tode des Staatskanzlers in der Denkſchrift über ſein Leben niedergelegt iſt.

Niebuhr wollte allerdings reelle Vortheile für das Volk haben und berührte eine dem Adel unangenehme Partie mit großem Nachdruck: er ſchrieb aus Dresden 24. April 1813 an Arndt: „Es iſt viel zu thun und kann viel gethan werden mit dem Volke; von unten auf, d. h. nicht vom Pöbel kann es nur gehen. Alte germaniſche Bauern ſollte man wieder ſtiften, wie die normänniſchen und frieſiſchen ſind; dazu ſollte man die Domainen anwenden, die man an Huren und Buben verſchleudert. O pia desideria!“

Das Zwiſchenminiſterium, das zwiſchen Stein's großartigem einjährigen und Hardenberg's inhaltsvollem zwölfjährigen Staatskanzelariat gebildet worden war, war das Miniſterium Altenſtein, das nur eine Dauer von achtzehn Monaten gehabt hat. Es fiel in dieſe Zeit die glorreiche Erhebung Oeſtreichs im Jahre 1809 die ſelbſt den Engländern glorreich erſchien, die ſonſt wie Gneiſenau nach ſeinem Beſuche auf der Inſel im Jahre 1811 an Stein ſchrieb: „höchlich die Deutſchen verachteten, die ſich ſo wenig gegen das Joch geſträubt.“ Der König war noch ganz in der Idee befangen, daß ohne Rußland nichts unternommen werden könne, er hatte das tiefſte Mißtrauen ſeit 1806 gegen Preußen und ſeit weit länger her

gegen Oeſtreich. Die Petersburger Reiſe hatte wie Opium gewirkt, erſt erhitzt und geblendet, dann eingeſchläfert. „Der König, ſchrieb Gneiſenau 15. Febr. 1810 an Stein, kurz nach der Rückkehr des Königs aus Rußland nach Berlin, iſt ſeit ſeiner Rückkehr übler Laune. Er ſchilt über die Kleinigkeiten des Dienſtes. Dort in Petersburg hat er die für die Heerſchau dreſſirten Ruſſen geſehen; dagegen ſtechen freilich die ungeſchlachten Oſtpreußen ab. Es mag ihm überhaupt gegen jetzt die dortige Pracht alles ſehr kleinlich vorkommen; ſeine halbe Monarchie, ſein halbes Schloß, der Halbroman ſeiner letzten Lebensjahre: dies alles indeſſen ſteht in Harmonie mit den halben Maßregeln.“ Das Miniſterium dieſer halben Maßregeln war das Altenſtein'ſche. Es zog Weihnacht 1809 mit nach Berlin. Zum neuen Jahr waren die erſten Manifeſtationen deſſelben ein Publicandum über Courtage, Hoffähigkeit und Hofpräſentation und die Erweiterungsurkunde des rothen Adlerordens, die die zwei neuen Claſſen brachte, namentlich „die unvermeidliche“ vierte. Am erſten großen Ordensfeſte 18. Januar 1810 fanden ſich ein höchſt vergnügter und ein höchſt ergrimmter Neudecorirter bei der Dankſagung bei Hofe zuſammen: Iffland und York

Das Miniſterium Altenſtein ward durch den bei der Königin und der Hofpartei ſehr einflußreichen damaligen Geheimen Legationsrath Nagler, auf deſſen Perſonalien ich ſpäter zurückkomme, dem König plauſibel gemacht: Nagler hoffte durch Altenſtein, der ſein Schwager war — beide waren geborne Anſpacher — ſelbſt regieren zu können. Hardenberg, ihr Patron

von seiner Verwaltung der fränkischen Fürstenthümer her, ward vom König um Rath gefragt. In der Hoffnung, selbst wieder Einfluß zu erlangen, wie er später dem von Stein zum Finanzminister damals vorgeschlagenen Oberpräsidenten von Preußen von Schön selbst erzählt hat, erklärte er sich gegen Stein's Vorschlag und so entschied sich der König für Altenstein, einen gelehrten, philosophisch-gebildeten Mann, der aber geradezu gar nichts von seinem Fache, auf das damals alles ankam, verstand.

Es war alter preußischer Hofgebrauch, die Ministerstellen in der Administration und namentlich die Ministerstelle, die bis auf Hardenberg immer die wichtigste in Preußen gewesen ist, das Directorium der Finanzen irgend einem eleganten oder geistreichen Mann universeller Hof- und Weltbildung, einem vornehmen oder reichbegüterten Edelmann oder auch einem favorisirten General anzuvertrauen — von den Zeiten des ersten Königs von Preußen an bezeugen das Innehalten dieser Maxime die Namen Graf Kolbe-Wartenberg, Graf August Wittgenstein, der kleine Kamecke, General Grumbkow, der Pariser Diplomat und Berliner L'Hombrespieler Viereggy, der noch unter Friedrich dem Großen bis 1758 Vorsitzender des Generaldirectoriums war, Herr von Görne, der Chef der Seehandlung, der mit seinen „Windbeuteleien" und „greulichen Winde" selbst einen so großen König betrog und auf die Festung Spandau kam, und dem General Graf Schulenburg-Kehnert folgte, der famose General-Controleur der Finanzen, der am Besten seine Finanzen bedachte, unter Friedrich

Wilhelm II. Unter einem ſo aufmerkſamen und ſelbſtſtändigen Cabinetsregiment, wie es unter dem praktiſchen Cameraliſten Friedrich Wilhelm I. und dem großen König beſtand, hatte das hingehen können — die von Friedrich Wilhelm I. mit dem Generaldirectorium getroffene Einrichtung, die für den Schlendriansgang der Geſchäfte ſehr praktiſch war, hielt vor. Den Fachmännern ſeit Kraut, blieb das eigentliche Geldbeſchaffen überlaſſen. Unter dem unſelbſtſtändigen Friedrich Wilhelm II. brach ſchon die Verwirrung herein. Jetzt, da ganz außerordentliche Maßnahmen zu nehmen waren, befand ſich Altenſtein, der gelehrte Herr, auf dem ſturmbewegten Meere in ſeinem Finanz-Admiralſchiff ohne Compaß, ohne Steuerruder, ohne Segel. Das Miniſterium Altenſtein iſt übrigens das zum erſtenmal nach ſtrenger Facheintheilung geordnete Miniſterium in Preußen: es beſtand aus folgenden Perſonen:

1. Finanzen: Freiherr Carl Stein zum Alienſtein.

2. Inneres, das zweite nächſt den Finanzen wichtigſte Miniſterium: Alexander, Graf Dohna-Schlobitten. War Altenſtein unerfahren und unpraktiſch, ſo war Dohna — als gemüthvoller, edler Menſch höchſt achtungswerth — ſchwach, weich, ängſtlich, ohne alle große Auffaſſung, ganz vom Detail, abſorbirt — „aus Beſorgniß in Dinge, die er nicht begriff, verwickelt zu werden, wie Pertz im Leben Stein's ſagt, „ward er ein heftiger Gegner der Steinſchen Pläne für die innere Verwaltung.“ Sein ganzes Geſchäft beſtand in Stellenbeſetzung, worin er öfters

höchſt unglücklich war. Er ſtand wie ein Rohr, das von jedem Winde bewegt wird, kam ganz in die Hände Altenſtein's und Nagler's, ſuchte ſich dann an Beyme anzulehnen und fiel endlich, als Hardenberg ans Ruder kam, nachdem er erſt durch deſſen Aufforderung ſich gegen Beſchwerden zu rechtfertigen aus der Illuſion geweckt worden war, die er bis dahin immer noch feſtgehalten hatte, daß er nicht unter dem Staatskanzler, ſondern unmittelbar unter dem König ſtehe. Er war ſchon ſeit 1802 Miniſter geweſen und ſtarb im Privatſtand 1831. Unter dem Dohna'ſchen Miniſterium des Innern ſtanden ſechs verſchiedene Sectionen: an der Spitze derjenigen für Cultus und Unterricht befand ſich der ſchon oben als früherer Geſandter in Rom und Florenz aufgeführte, aus Italien rappellirte Wilhelm von Humboldt, der nachher unter Hardenberg als Geſandter nach Wien ging. Humboldt ließ die neue Univerſität Berlin ins Leben treten: ihm zur Seite ſtanden Nicolovius und Süvern.

3. Das dritte Fachminiſterium war das der Juſtiz. An deſſen Spitze ward der Liebling des Königs geſtellt, ſein früherer Cabinetsrath, der durch ſeinen ſtarken Rival Stein ins Kammergerichtspräſidium nach Berlin verdrängte Beyme: er ward zum Großkanzler ernannt.

4. Das Kriegsdepartement ward Scharnhorſt gegeben, der durch die von Stein in ſeinen Briefen ſo oft gerühmte Selbſtverläugnung und Selbſtentäußerung ſich ſehr edel in ihm oft in der Seele widerſtrebende Verhältniſſe fügte und blieb und aus-

hielt, um zu nützen, während andere, ſowohl vom Civil, wie Schön und Barthold Niebuhr, der damals in ſeine berühmten römiſchen Studien ſich zurückzog, als vom Militair, wie Gneiſenau, Grolmann und Phul, der in ruſſiſche Dienſte trat, es als Hardenberg ans Ruder kam, nicht mit ihm wagten. „Einen großen Theil des jetzigen Mißvergnügens und ſeiner Gründe, ſchrieb Stein einmal im Anfang des Hardenbergſchen Miniſteriums 1811 an die Prinzeſſin Luiſe Radziwill, ſchreibe ich dem Umſtande zu, daß die achtungswerthen Männer, welche Anfangs zur Theilnahme an den Geſchäften berufen waren, ſich aus Unbiegſamkeit ihrer Grundſätze abſeits gehalten haben. — Wie anders hat der brave General Scharnhorſt gehandelt, der durch weiſes kluges Betragen, durch gemäßigtes, beharrliches und folgerechtes Handeln, durch Selbſtentäußerung, dahin gelangt iſt, einen wohlthätigen und glücklichen Einfluß zu behaupten, viel Gutes zu thun und viel Uebles zu verhüten."

5. Das letzte Fachminiſterium im Miniſterium Altenſtein, das Auswärtige, war dem Grafen Auguſt von der Goltz übergeben, demſelben, der früher Geſandter in Polen, Dänemark, Schweden, zuletzt ſeit 1802 in Petersburg geweſen war, ſpäter, 1815, Oberhofmarſchall und Bundestagsgeſandter ward und deſſen Perſonalien ſchon oben beim Hof-Etat vorgekommen ſind. Er hatte ſchon unter Stein fungirt und erhielt ſich auch — wie man annahm, als geheimer Vermittler der Rückberufung Hardenberg's unter deſſen Verwaltung. Stein, von dem ſchon oben das

„Pegaſus und Roſinanten“ Urtheil über Gneiſenau und Goltz erwähnt worden iſt, bezeichnete ihn als „einen gutmüthigen aber grenzenlos nachgiebigen Mann.“ Er ſchrieb über ihn in der Verbannung in Brünn: „Ich halte den Herrn von V. (? Voß) und ſeine Anhänger als die erſten Prinzipien des Verläumdungs-Syſtems und die erſten Beweger ſeiner Verbreitung, der Gifttrank wirkt nun bei allen verſchieden nach der Verſchiedenheit der Naturen; viele ihrer Freunde nippen auch ein wenig vom ſüßen Gift, aus den reinſten Abſichten; der vortreffliche Goltz hält ſich gewiß ein Eckchen offen an dem neuen Freudenmahl.“ Als der Miniſter Goltz 1808 die Nachricht vom Auffangen des verhängnißvollen Briefs Stein's an Wittgenſtein, der nachher ſeine Acht zur Folge hatte, mittheilte und verzagt klagend äußerte, Napoleon werde nun auch wohl die naſſauiſchen Güter einziehen, hatte ihn Stein empört mit den Worten unterbrochen: „Glauben Sie, daß an dem Quark etwas gelegen iſt, wo es aufs Vaterland ankommt?“

Dieſes ſo componirte Miniſterium Altenſtein löſte ſchon nach 1½ Jahren ſich auf, wie Niebuhr und Pertz es dargelegt haben, weil Altenſtein, der gar nichts von den Finanzen verſtand, ſich durchaus nicht zu helfen und kein Geld zu den franzöſiſchen Verbindlichkeiten zu beſchaffen wußte. Der Fall, den Hardenberg als er zur Wahl Altenſtein's connivirte, vorausgeſehen hatte, trat wirklich ein und das veranlaßte Hardenberg's Berufung. „Altenſtein, ſchreibt Pertz, wußte die Finanzverwaltung weder mit den übrigen Miniſterien, noch in ſich ſelbſt zu-

ſammen zu halten. Ohne Plan, ohne Ueberſicht wirthſchaftete er von einem Tage zum andern, hielt Geben und Bewilligen beſonders an Menſchen von Einfluß für das beſte Mittel ſich überall Freunde zu machen und ſich zu halten; Geſchäftsordnung war nicht vorhanden, keine beſtimmten Tage zum Vortrag, keine Conferenzen mit den Räthen; er wählte ſich ungeeignete Menſchen, die ihm durch Connexion zugeführt wurden und befand ſich behaglich, daß er unter ihnen hervorſtach und recht breit und ſelbſtgefällig ſtets im Tone des „Ich will“ und „Ich werde“ ſprechen konnte. Ohne Kenntniß vom Finanzweſen, von dem Zuſtande und den Kräften Preußens, von der Geſchichte und Verfaſſung fremder Staaten glaubte er doch alles zu wiſſen und verlachte alles, was vor ihm gewußt war — in Bezug auf Selbſtaufopferung der Völker, wenn es galt, einen großen Kampf zu kämpfen. Er folgte darin der Leitung ſeines Schwagers Nagler, der mit wachſendem Erfolge in der Hofgunſt ſtieg, je mehr ſich ſeine Bekanntſchaft mit dem untergeordneten Perſonal des Hofs ausbreitete. Altenſtein erklärte ſich gegen alle Einwirkung auf das Volk. Oeffentlichkeit der Finanzangelegenheiten ward folgerecht auf's Aeußerſte gehaßt und vermieden; Niemand erfuhr, wie es ſtand und der letzte Entſcheidungsgrund ſchien immer: „Stat pro ratione voluntas.“ Als Altenſtein ſich gar nicht mehr zu helfen gewußt hatte, hatte er ſogar — die Abtretung Schleſiens als Aushülfe empfohlen, dem König gerathen,

Jemanden nach Paris zu ſchicken, um dort deshalb zu „ſondiren.“ „Nirgends Kraft und Leben, ſchrieb damals der Präſident Merkel in Breslau, überall ſondirt man, man ſucht die Schäden auf, aber der Arzt fehlt.“ Mit jener eignen Unfähigkeitserklärung trat Altenſtein ab, „deſſen Vortrefflichkeit bisher die Herren und Frauen am Hofe aus einem Munde geprieſen hatten,“ wie Pertz ſchreibt. Die Miniſter wurden entlaſſen, Altenſtein, Nagler und Beyme erhielten jeder 3000 Thaler Ruhegehalt. Dohna für die Koſten ſeiner Einrichtung in Berlin 3000 Thaler Erſatz, eben ſo viel, auf ſein Anſuchen, der reiche Beyme.

Am 7. Juni 1810 ward das Miniſterium Altenſtein aufgelöſt und Hardenberg trat, wie geſagt, als Staatskanzler ein. Unter ihm fungirten:

1. im Departement des Auswärtigen: Graf Goltz.

2. im Departement der Juſtiz: Friedrich Leopold von Kircheiſen, Sohn des Stadtpräſidenten und Polizeichefs von Berlin unter Friedrich dem Großen, belobt von Lang in ſeinen Memoiren als ſtattlicher milder und angenehmer Mann.

Endlich:

3. im Departement des Kriegs: Carl Georg Albrecht Ernſt von Haake; doch blieb hier Scharnhorſt immer noch die Hauptperſon, die hinter dem Fachminiſter ſtand und wirkte.

Für die beiden wichtigſten Branchen, für die Finanzen und fürs Innere wurden keine Fach-

miniſter ernannt: Hardenberg behielt ſie allein in ſeiner Hand. Nachdem das neue Finanzſyſtem ſich eingerüttelt hatte, ich ſchalte das vorausnehmend ein, ward auch hier wieder die alte Maxime inne gehalten, einen univerſell gebildeten Mann, großen Edelmann oder beliebten General zum Repräſentiren als politiſchen Träger des Syſtems voranzuſtellen: bis zur Märzrevolution, wo Hanſemann kam, war kein Finanzminiſter ein eigentlich geſchulter Finanzmann, das Geldbeſchaffen blieb den Fachmännern, den Rother u. ſ. w. überlaſſen. Von Hardenberg datirt übrigens das neue Syſtem, daß im Miniſterium des Innern oder der Polizei die preußiſche Politik ſich concentrirt: die Rochow, Graf Arnim und Bodelſchwingh, und ſeit 1848 die Auerswald, Kühlwetter, Eichmann und im eminenten Grade Baron Otto Manteuffel, ehe er Premier ward, hatten als Miniſter des Innern größeren Antheil am Fortgange der Staatsgeſchäfte als alle ihre Collegen.

Als Hardenberg ſeinen neuen Finanzplan ausgearbeitet hatte, worauf wie geſagt, gegenwärtig Alles ankam, überſandte er ihn an Stein und dieſer begutachtete ihn und machte Veränderungen dabei. Hardenberg nahm nicht nur die vorgeſchlagenen Veränderungen ſeines Plans an, indem er Stein für ſeinen Meiſter in Finanzſachen erklärte, und namentlich das von Stein empfohlene, von Schön und Niebuhr widerrathene Papiergeld emittirte, ſondern er kam auch im tiefſten Geheimniß mit dem Verbannten auf dem Böhmen von Schleſien ſcheidenden Gebirgskamm in einer

einſamen Wohnung im September 1810 zuſammen, um ſich noch ausführlich mündlich mit ihm zu beſprechen. Stein ſchied von Hardenberg mit dem Rathe: „die alten Weiber aus dem Miniſterium zu entfernen.“ Was er darunter verſtand erklärte er einmal Scharnhorſt in den Worten: „Glauben Sie denn, ich weiß nicht, daß ich übereilt und heftig bin? aber wenn ich das ablegen könnte, ſo wäre ich ein altes Weib.“ Stein wollte energiſche Adminiſtration.

Hardenberg blieb dem Stein'ſchen Syſteme der Staatsverwaltung in der Hauptſache treu. In der Ausführung der großen Pläne ſeines Vorgängers kam aber freilich manche nur halbe Ausführung, wie die beim Staatsrath, der übrigens erſt im Jahre 1817 ins Leben trat, und ganz unausgeführt blieb Stein's Hauptidee: die Reichsſtände.

Patriotiſche Männer von der Adelspartei erhoben gleich im Anfang der Hardenberg'ſchen Verwaltung Klagen. Graf Arnim Boitzenburg ſchrieb an Stein: „In der großen Nationalſache der Conſtitution, die man dem Volk verſprochen hat — die erſte offizielle Pieee enthielt dieſe heilige Zuſage — iſt bis jetzt auch nicht ein Schritt geſchehen ꝛc. es iſt keine Rede mehr davon, ſelbſt von einem ſolchen **Project**. Die Nation glaubt auch nicht mehr daran, ſie ſagt ſich: man will nur unſer Geld, man will nur vermehrte Auflagen — der Roman einer Conſtitution iſt uns nur hingeworfen worden, um uns zu ködern ꝛc. Man hält den Chef für edel, aber ſchwach — warum einen Wülknitz, einen Krelinger und andere in ſeiner

Nähe dulden? warum sie brauchen? vorzugsweise brauchen? warum sich Menschen, wie Kölln (den Verfasser der Vertrauten Briefe, dem Stein noch im November 1808 wegen dieser hatte nach der Räumung Schlesiens einen Criminalproceß machen lassen wollen), Adam Müller (den Freund von Gentz), Friedrich Buchholtz (den Geschichtsschreiber) ꝛc. durch Pensionen und Zuvorkommenheit attachiren? — wie kann aus so unreinen Quellen je Gutes hervorgehen und besäßen diese Menschen auch die höchste Intelligenz?" u. s. w. Ein andrer „bedeutender Mann," den Pertz anführt, schrieb über Hardenberg: „Ein veralteter höfischer Geist der Ehre genügt nicht in Lagen der Verzweiflung, Reichthum an angenehmen Formen entschädigt nicht für Mangel an Energie, die nur zu bald dem Einfluß anderer ein weites Feld geöffnet, in dem Terrorismus, Anglomanie, revolutionäres und der Zeit nachgebendes Wesen sich auf eine Weise umhertummeln, die man lustig nennen könnte, wenn sie nicht allzutraurig wäre ꝛc. Die Zeit der Nüchternheit ist einheimisch geworden, der ritterliche Sinn ist durch das Unglück des letzten Kriegs untergegangen, ein höherer vaterländischer hat ihn nicht ersetzt. Subordination und Disciplin sind gesunkner, als jemals und es fehlt uns entweder begeisterter Enthusiasmus oder — die russische Knute. Zu jenem sind wir zu sehr Philister, zu dieser zu human."

Gleich im Anfang seiner Verwaltung im Februar 1811 berief Hardenberg gegen sechzig Notabela, meist Rittergutsbesitzer, über die Gneisenau aus Breslau

26. Juni 1811 an Stein ſchrieb: „Zur Unzeit hat man Abgeordnete aus der Nation zuſammenberufen, nicht ſowohl um über das Beſte des Staats ſich zu berathen, ſondern vielmehr, um ſolche als einen Regierungsapparat zu gebrauchen, womit man dem Volke die neuen Auflagen und Einrichtungen in einem milderen Lichte erſcheinen laſſen wollte. Es iſt dieſes nicht gelungen, dieſe Abgeordneten haben mit ihren Standesgenoſſen in lebhaftem Briefwechſel geſtanden und dadurch die Erbitterung verbreitet und geſteigert ꝛc. Wären dieſe Menſchen nicht ſo ſchlaff und fürchteten ſie nicht die ſtrenge Polizei des an unſern Thoren lauernden Marſchall Davouſt, ſie möchten wohl einmal verſuchen, ſich in Aufſtand zu erheben.“

Gneiſenau hatte damals den Plan, im Fall kein Krieg das Joch abſchüttelte, „aus Abneigung gegen Sclaverei oder Müſſiggang“ nach Spanien auszuwandern. Stein aber ſchrieb an Prinzeſſin Luiſe Radziwill: „Es ſcheint mir, die wohldenkenden Perſonen ſollen ſich Herrn von Hardenberg nähern, mit ihm offne und von Theilnahme zeugende Erklärungen haben, frei von Pedanterie und Rechthaberei; wenn man ſich an einen Mann von Geiſt wendet, der das Gute will und dem es in den zahlreichen Einzelheiten der Ausführung entgehen kann, ſo iſt es unmöglich ihn nicht zu überzeugen und zu bewegen.“

Die „neuen Einrichtungen“ Hardenberg's waren: die endliche gänzliche Abſchaffung der mittelalterlichen Steuerfreiheit des Adels, die ſchon Friedrich Wilhelm I.

von „Rocher von Bronze“ herunter angetaſtet hatte, die endliche ordentliche Herbeiziehung des Adels zur Mitleidenheit zu allen Staatslaſten, ausgeſprochen im Finanz-Edict vom 27. October 1810 — ferner: die Einziehung der geiſtlichen Güter zur Tilgung der Staatsſchuld unterm 30. Oct. 1810 — und endlich die Aufhebung der Zunftverfaſſung und die Einführung einer allgemeinen Gewerbefreiheit unterm 2. Nov. 1810. Die Gewerbefreiheit war eine Maßregel, die ſich freilich für die Gegenwart ſehr belebend erwies, auch in die Staatscaſſen ein gut Theil freilich ſehr nöthiges Geld führte, nachher aber in der Friedenszeit ſchwere Mißverhältniſſe nach ſich brachte. Namentlich kam dadurch die ſo ſtark berüchtigte und noch immer nicht berichtigte Judenwirthſchaft empor: die geſchäftigen Hebräer, die bereits in Maſſe Güter namentlich in Preußen, Polen, Litthauen, Schleſien an ſich gezogen hatten, zogen nun auch durch coloſſale Gewerbeetabliſſements von dieſer Seite her Geld in Scheffeln an ſich. Wehmüthigſte Klagen ließ der Adel darüber vernehmen. „In meinem Lande, in dem Sie leben und ſchreiben, ſchreibt der ehemalige Geſandte in Dresden Graf Geßler im Jahre 1818 an Arndt, hat der Adel keine Gewalt zu fluchen, nur zu ſegnen. Als Güterbeſitzer iſt er jetzt auch mit allen begüterten Bürgerlichen, auch den Juden, in ſo fern ſie Güterbeſitzer ſind, al pari. In Preußen, meinem Vaterlande, haben die Juden einen ſehr großen Theil der vormaligen adeligen Güter, und der durch den Krieg zu Grunde gerichtete Adel hat ſein Letztes hergegeben das Vater-

land zu retten, während die Juden ihn ausſogen. Daß die Herren Schriftgelehrten über das Judenunweſen — das wirklich ſchimpflich und unverantwortlich iſt, nichts ſagen, ſondern immer fortfahren, wider den Schatten Adel zu fechten, wundert mich nicht, weil ich ſie kenne.“ Größern Grund zu klagen als der Adel, hatten jedenfalls die Bürger: die Juden erdrückten faſt manche Gewerbe.

Die Widerhaarigkeiten gegen die neuen Geſetze bei der Notabeln-Verſammlung gingen von der Adelspartei, namentlich der Adelspartei in der Mark und in Schleſien aus. Hardenberg griff aber doch hier energiſch durch, es ward gegen dieſe Herren ſehr ernſt eingeſchritten: die Cabinetsordre vom 21. Junius 1811 verordnete die Abführung von zwei Rittergutsbeſitzern — es war ein General von der Morwitz (? der Tafelanrichter, bei der Hochzeit der Königin Luiſe) und ein Finkenſtein — auf die Feſtung, die Suſpenſion von zwei Landräthen und die Entlaſſung, ohne Penſion, des königlichen Hofmarſchalls (? Maſſow). Die beiden Rittergutsbeſitzer kamen nach fünf Wochen aus ihrer Haft wieder frei und Hardenberg begnügte ſich, ihnen den Ernſt der Sache gezeigt zu haben, er ſuchte ſich ſo viel möglich gütlich mit ihnen zu ſtellen. Er balancirte immer zwiſchen dem alten Feudalismus und den neuen Repräſentativ- und Gleichheitsmaßregeln. Stein ſchrieb damals über den entlaſſenen Hofmarſchall an Prinzeſſin Luiſe Radziwill: „Ein „patriotiſcher“ Hofmarſchall iſt ein ſo außerordentliches Weſen, daß man ihn in Weingeiſt aufbehalten ſollte,

oder, da das zu theuer iſt, ihn ausſtopfen.“ Und an die Gräfin Carl Brühl, geborene Sophie Gomm, eine Engländerin, ſchrieb er: „Dieſe Herren Notabeln haben, wie man mir ſagt, bisher nur Unverſtand und üblen Willen gezeigt; ich muß jedoch Arnim (den erwähnten Grafen Arnim-Boitzenburg) ausnehmen, deſſen Betragen in jeder Hinſicht Lob verdient. Was kann man erwarten von den Einwohnern dieſer ſandigen Steppen, dieſen pfiffigen, herzloſen, hölzernen, halbgebildeten Menſchen — die doch eigentlich nur zu Corporals und Calculatoren gemacht ſind?“ Stein bezeichnete dieſe Rittergutsbeſitzer-Notabeln als „dünkelvolle, egoiſtiſche Halbwiſſer, Menſchen, die nach Stellen, Vortheilen und Gehaltszulagen ſtreben, als einen Haufen bösartiger, oder dummer Schreier, welche die durch die Nothwendigkeit gebotenen Opfer nicht tragen wollen, ſondern jedes Mittel ergreifen, um ſich den Laſten zu entziehen und ſie auf die Schultern ihrer Mitbürger zu wälzen.“

In der Prüfung des Hardenberg'ſchen Finanzplans hatte Stein unter andern die Worte fallen laſſen: „Auf den Deutſchen wirkt Schriftſtellerei mehr als auf andre Nationen wegen ſeiner Leſeluſt und die große Anzahl von Menſchen, auf die die öffentlichen Lehranſtalten einen Einfluß irgend einer Art haben. Die Leſeluſt der Nation iſt eine Folge ihrer Gemüthsruhe, ihrer Neigung zu einem inneren beſonnenen Leben und ihrer Staatsverfaſſung, die die Verwaltung der Nationalangelegenheiten wenigen öffentlichen Beamten und nicht der Nation anvertraut.

Die Anzahl der Schriftſteller iſt in Deutſchland größer als in irgend einem andern europäiſchen Lande ꝛc. Die Regenten ſind daher dringend aufgefordert, durch Leitung der Literatur und der Erziehung dahin zu wirken, daß die öffentliche Meinung rein und kräftig erhalten werde."

Hardenberg ließ dieſe Worte Stein's nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen ſein: er wirkte, wirkte aber nach ſeiner Charaktereigenthümlichkeit nur ſtill und geräuſchlos. Hardenberg hatte den feinen Tact und die ſchlaue Kunſt, den geſcheiten und nicht ohne Grund ſehr argwöhniſchen Franzoſen die neue Bewegung des Volksgeiſts durch die Literatur und alles, was ſonſt im Sinne der Kräftigung der Nation geſchah, in ein unſcheinbares Helldunkel zu rücken.

Für die Hebung des Volksgeiſts wirkte Hardenberg beſonders, indem er die beiden neuen Univerſitäten zu Berlin und Breslau auf den liberalſten, großartigſten Fuß ſchuf. Von dieſen beiden Univerſitäten ging hauptſächlich der Enthuſiasmus der Jugend hervor, der ſpäter die Corps der Freiwilligen füllte. In Berlin hatte der Philoſoph Fichte den Muth gehabt, ſchon 1808 ſeine berühmten Reden an die deutſche Nation inmitten der franzöſiſchen Beſatzung zu halten. Unter der Cenſur Bignon's, des Intendanten, wurden ſie gedruckt. Dieſe Reden wirkten ungeheuer, auch ſind ſie weit das Beſte, was Fichte geſchrieben hat. Er empfahl darin, wie früher ſchon Gneiſenau in ſeinem Schreiben vom Frühjahr 1803 an den König gethan hatte, die Einführung der

Peſtalozzi'ſchen Lehrmethode, die ſpäter auch noch Stein in der Prüfung des Hardenberg'ſchen Finanzplans 1810 empfahl. Als die Univerſität geſtiftet war, wirkte Fichte in demſelben Geiſte weiter. In Breslau war Steffens an der Spitze. Auch dieſer hatte den Muth, während noch der franzöſiſche Geſandte St. Marſan ſich in der Hauptſtadt Schleſiens im Gefolge des Königs aufhielt, die Studierenden zur freiwilligen Bewaffnung aufzurufen, nachdem die rechte Stunde gekommen war. Um das gute Vernehmen mit Oeſtreich und einen darauf zu gründenden ſpätern Bund einzuleiten, ward Wilhelm von Humboldt als Geſandter nach Wien geſchickt: es war jedoch davon die Rede, daß Alexander, ſein Bruder, für ihn im Unterrichts-Departement eintreten ſolle. Er blieb aber in Paris und ward erſt ſiebzehn Jahre ſpäter für den Hof gewonnen.

Noch 1812, als Napoleon zum großen ruſſiſchen Feldzuge auszog, mußte Preußen ſchwere Demüthigungen hinnehmen. Durch den Pariſer Vertrag vom 24. Febr. 1812 mußte Preußen ſich anheiſchig machen, 20,000 Mann unter York zur Dispoſition des Kaiſers für den ruſſiſchen Feldzug zu ſtellen, welche den linken Flügel der großen franzöſiſchen Armee bilden und unter dem Oberbefehl des Marſchalls Macdonald die ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen Liefland, Kurland und Eſthland erobern ſollten. Auf Einverleibung dieſer Oſtſeeprovinzen in den preußiſchen Staat verwies Napoleon Friedrich Wilhelm. Aber unterdeſſen mußte er ſich gefallen laſſen, ſeine ganze Monarchie zur Verfügung Napoleon's zu ſtellen. Nichts blieb dem König als die

Fürſtenthümer Breslau, Brieg und Oels, Oberſchleſien und die Grafſchaft Glatz, dazu die Feſtungen Kolberg in Pommern und Graudenz in Preußen. Als im Mai 1812 ſich das Parterre der Könige wiederholte, das Napoleon ſchon einmal 1808 in Erfurt um ſich verſammelt hatte, erſchien der König von Preußen faſt wie ein Vaſall des mächtigen Imperators im Vorzimmer deſſelben im königlichen Schloſſe zu Dresden inmitten der franzöſiſchen Marſchälle und Generale. Napoleon empfing ihn höflich, aber froſtig. Er hatte ſeiner perſönlichen Empfindlichkeit gegen ihn kein Hehl, er äußerte laut ſein Mißtrauen und ſeinen Haß gegen das preußiſche Volk, er nannte es gegen den Fürſten Schwarzenberg nur „die Jacobiner des Nordens.“ General Rapp berichtet in ſeinen Memoiren, daß ſchon 1811 im Werke geweſen ſei, ſich ſogar der Perſon Friedrich Wilhelm's zu verſichern, Davouſt hatte ſchon den Befehl dazu erhalten, als Napoleon andern Sinnes ward und den Vertrag vom 24. Februar 1812 ſchloß. Gegen den Abbé de Pradt äußerte Napoleon aber noch am 24. Mai zu Dresden, daß er entſchloſſen ſei, Friedrich Wilhelm Schleſien und Preußen zu nehmen. Die Kataſtrophe auf den Eisfeldern von Rußland rettete Preußen von noch herberer Schmach und vielleicht vom völligen Verderben.

Nach Abſchluß der Allianz mit Frankreich nahmen dreihundert Offiziere, darunter Scharnhorſt, der nach Breslau ging, Gneiſenau, Boyen, Clauſewitz u. ſ. w., denen das Herz zu ſchwer ward, den Abſchied

und gingen nach Rußland und Spanien. Sie gingen gegen den Willen des Königs, der in seiner Armee nicht mehr Herr war. Es war ein Viertheil des gesammten Offiziercorps.

Die Preußen unter York und Macdonald waren bis Riga vorgedrungen, sie bildeten den Haupttheil des linken Flügels der großen französischen Armee. Als Macdonald den Rückzug des Kaisers aus Moskau erfuhr, erhielt York den Befehl, den Rückzug des Marschalls auf Tilsit gegen die überlegene russische Armee unter Wittgenstein zu decken. Hier war es nun, wo York den kühnen und eine unermeßliche Verantwortlichkeit in sich fassenden Entschluß faßte, den Gehorsam zu verweigern. Hans Ludwig David von York war, wie Blücher, ein Pommer. Er hatte, wie dieser, schon in früher Jugend einen seltenen Beweis von Unabhängigkeit und Unerschrockenheit gegeben; als Lieutenant hatte er das unwürdige Benehmen eines Oberen gerügt, deshalb ein Duell bekommen, war darauf auf eine Festung gesetzt worden und aus seinem Vaterlande gegangen. Er hatte sich in holländische Dienste begeben, erst nach dem Cap, dann nach Ceylon, hatte gegen die Maratten gefochten, war verwundet worden und nach Europa zurückgekehrt, wo er seit 1794 wieder in preußische Dienste eingetreten war. York schloß am 30. December 1812 in der Poscherunschen Mühle bei Tauroggen ohnfern Tilsit mit dem russischen General Diebitsch, den Wittgenstein abgeordnet hatte, einen Neutralitätsvertrag ab und blieb in Ostpreußen stehen zwischen Tilsit und Memel.

Es war eine merkwürdige Fügung, daß gerade der Mann, der den unbedingten militairiſchen Gehorſam als erſtes Princip verfocht, dazu kommen mußte, eine ſo inſigne Uebertretung dieſes Gehorſams zu wagen. York wußte recht wohl, was er that: noch zu Ende des Decembers 1812 hatte der König ihm von „ſeinem und des Kaiſers von Frankreich engverbundenem Intereſſe“ geſchrieben; er ſprach es auch laut aus zu ſeinen Offizieren in Tauroggen: „Ihr habt gut reden, ihr jungen Leute, mir Alten aber wackelt der Kopf auf den Schultern.“ Er wagte aber das Aeußerſte; an ſeinem Patriotismus iſt nicht zu zweifeln, eben ſo wenig aber kann man ſich bergen, daß bei dieſem Charakter der Drang gedrängt habe, „die Standesehre,“ die 1806 ſo einen gewaltigen Stoß erhalten hatte, dadurch auf inſigne Weiſe wieder zur Reputation zu bringen.

York, „der alte Iſegrimm,“ „ſcharf wie gehacktes Eiſen“ — wie ihn die Armee betitelte — ſchrieb aus Tilſit unterm 3. Januar 1813 an den König, fünf Tage nach dem Abſchluß mit Diebitſch zu Tauroggen vom 30. December 1812:

„So lange Napoleon noch eine Kraft in Deutſchland hat, iſt die erhabene Dynaſtie Ew. Kön. Maj. gefährdet; ſein Haß gegen Preußen kann und wird nie erlöſchen. Die aufgefangenen Briefe von Napoleon an Baſſano werden Ew. Maj. zeigen, was von dieſem Alliirten zu erwarten war. Wäre die franzöſiſche Armee nur noch ſo ſtark, daß ſie bei einer Negotiation das kleinſte Gewicht in die Wagſchale werfen könnte,

die Staaten Ew. Maj. würden das Lösungspfand zum Frieden werden.“

„Das Schickſal will es anders. Ew. Kön. Maj. Monarchie, obgleich beengter als im Jahre 1805, iſt es jetzt vorbehalten, der Erlöſer und Beſchützer Ihres und aller deutſchen Völker zu werden. Es liegt klar am Tage, daß die Hand der Vorſehung das große Werk leitet. — Der Zeitpunkt muß aber ſchnell benutzt werden. Jetzt oder nie iſt der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wieder zu erlangen, ohne zu große und zu blutige Opfer bringen zu müſſen. In dem Ausſpruch Ew. Maj. liegt das Schickſal der Welt. Die Negotiations, ſo Ew. Maj. Weisheit vielleicht ſchon angeknüpft, werden mehr Kraft erhalten, wenn Ew. Maj. einen kraftvollen und entſcheidenden Schritt thun. Der Furchtſame will ein Beiſpiel, und Oeſtreich wird dem Wege folgen, den Ew. Maj. bahnen.“

„Ew. Kön. Maj. kennen mich als einen ruhigen, kalten, ſich in die Politik nicht miſchenden Mann. So lange alles im gewöhnlichen Gange ging, mußte jeder treue Diener den Zeitumſtänden folgen; das war ſeine Pflicht. Die Zeitumſtände aber haben ein ganz anderes Verhältniß herbeigeführt, und es iſt ebenfalls Pflicht, dieſe nie wieder zurückkehrenden Verhältniſſe zu benutzen. Ich ſpreche hier die Sprache eines alten treuen Dieners, und dieſe Sprache iſt die faſt allgemeine der Nation. Der Ausſpruch Ew. Maj. wird alles neu beleben und enthuſiasmiren; wir werden uns wie alte, echte Preußen ſchlagen, und der Thron Ew. Maj.

wird für die Zukunft felſenfeſt und unerſchütterlich daſtehen."

„Ich erwarte nun ſehnſuchtsvoll den Ausſpruch Ew. Maj., ob ich gegen den wirklichen Feind vorrücke, oder ob die politiſchen Verhältniſſe erheiſchen, daß Ew Maj. mich verurtheilen. Beides werde ich mit treuer Hingebung erwarten nnd ich ſchwöre Ew. Kön. Maj. daß ich auf dem Sandhaufen eben ſo ruhig, wie auf dem Schlachtfelde, auf dem ich grau geworden bin die Kugel erwarten werde. Ich bitte daher Ew. Maj. um die Gnade, bei dem Urtheil, das gefällt werden muß, auf meine Perſon keine Rückſicht nehmen zu laſſen. Auf welche Art ich ſterbe, ich ſterbe immer wie

Ew. Majeſtät

allerunterthänigſter
und getreueſter Unterthan

Tilſit den 3. Januar 1813. York."

Noch war Berlin und der König in den Händen der Franzoſen. Dieſer war über York's Abfall nicht wenig betroffen und entrüſtet. Seine erſten Worte waren: „Da möchte einen ja der Schlag treffen. — Was iſt nun zu thun?" Auf Hardenberg's Vorſchlag mußte York's Schritt öffentlich gemißbilligt werden und der dereinſt von Napoleon pardonirte Fürſt Hatzfeld nach Paris reiſen, um dem Kaiſer des Königs Entrüſtung zu bezeigen und durch dieſe glänzende Sendung ganz Europa dieſelben Geſinnungen zu erkennen zu geben.

Der preußiſche Landtag ſanctionirte den Schritt York's. „Dieſer Landtag, ſchrieb der Oberpräſident Schön aus Gumbinnen an Arndt unterm 9. März 1814, war wichtiger, als der Brand von Moskau und die ſechsundzwanzig Grad Kälte. Die York'ſche Convention war ein Schattenſpiel, wenn der Landtag nicht ſo war, wie er war: er gab ihr erſt Fundament und Kraft. Das Vorrücken der Ruſſen war eine Koſackenoperation, die eben ſo ſchnell rückwärts als vorwärts geht, wenn das Volk auf dem Landtage nicht ſprach, wie es ſprach. Ferner: was auf dem Landtage beſchloſſen wurde, iſt Regel bis an den Rhein geworden. Man wählte Dohna zum Präſidenten des Landtags und er ſprach: „Bevor ich den Platz einnehme, muß ich überzeugt ſein, daß jeder weiß, was wir thun. Werden unſre Wünſche nicht erfüllt oder gelingt deren Ausführung nicht, ſo verlieren wir nicht allein alles, was wir haben, ſondern ſind mit allen, die uns nahe ſtehen, vertrieben und verfolgt. Das müſſen wir uns klar vorſtellen!“ Und nun, da die Pflicht rief, nahm er den Platz ein und: „Es lebe der König!“ war die Antwort. Nachdem York als Feldherr zu dem Landtage geſprochen hatte und dieſer begeiſtert: „Es lebe York!“ rief, gebot derſelbe mit aller Stärke der Stimme Stille und ſetzte dazu: „Auf dem Schlachtfelde bitte ich mir das aus!“

Bereits am 22. Januar 1813 verließ der König Berlin und wandte ſich nach Breslau in das treue Schleſien. Die königlichen Kinder begleiteten ihn, Hardenberg war an ſeiner Seite, die höchſten

Beamten, eine Menge Generale drängten ſich hier zuſammen, Scharnhorſt und Blücher waren da, Gneiſenau ward von ſeinen ſchon ſeit dem Jahre 1809 nach London, Wien, Petersburg und Stockholm unternommenen Miſſionen zurück erwartet. Eine unermeßliche Menge Männer, vorzüglich Jünglinge, ſtrömten nach Breslau, alle Häuſer waren angefüllt, es wimmelte auf den Straßen. Es drängten ſich heranziehende Truppen, Kanonen, Munitionswagen, Ladungen von Waffen aller Art. Die Bewegung in der Stadt war grenzenlos, Alles fluthete hin und her. Die Wogen einer großen Zukunft drängten ſich heran, alle Gemüther waren in der höchſten Spannung. Noch aber ſchwebte ein geheimnißvolles, ja grauenhaftes Dunkel über dem mächtigen Gedanken, der ausgeboren werden ſollte. Noch war das entſcheidende Wort nicht ausgeſprochen, noch hielten die Franzoſen in Preußen und Polen acht Feſtungen mit 65,000 Mann beſetzt, noch waren die Ufer der Elbe in ihren Händen, noch war der franzöſiſche Geſandte Graf St. Marſan in der Umgebung des Königs in Breslau. Am 3. Febr. endlich erließ Friedrich Wilhelm einen Aufruf an die Jugend ſeines Landes, ſich freiwillig zum Schutze des Vaterlands zu rüſten. Es war aber auch jetzt noch nicht geſagt, daß der Krieg gegen die franzöſiſchen Unterdrücker geführt werden ſolle, nur im Allgemeinen hatte der König die Erhaltung des Vaterlands als das große Ziel bezeichnet. Aber die treuen Herzen verſtanden das treue königliche Wort, jedermann wußte, daß der Rettungstag von Deutſchland da war. Stef-

ſens beſtieg am 5. März den Katheder ſeines Hörſaals und rief, ohne Napoleon zu nennen, in einer ſeiner feurigſten Reden, die ungeheuren Eindruck machten, die Jugend zum freiwilligen Kampf auf, er erklärte ſeinen Entſchluß, den Kampf ſelbſt mit ihnen zu theilen.*) Breslau ward das Herz von Deutſchland, ja gewiſſermaßen das Centrum von Europa.

Am 27. Februar hatte Hardenberg zu Kaliſch den Allianzvertrag mit Rußland abgeſchloſſen. Am 15. März kam der Kaiſer Alexander aus ſeinem Hauptquartier Kaliſch ſelbſt nach Breslau, feierlich eingeholt von dem König und den Prinzen des königlichen Hauſes, am 17. März endlich, ſechs lange und bange Wochen nach dem erſten Aufruf vom 3. Februar, ward der Krieg gegen Frankreich erklärt; es war der Tag, an dem der Mann, der den entſcheidenden Anſtoß zum Kriege gegeben hatte, York, mit ſeinem Corps in Breslau einzog. Der König erließ an demſelben Tage den berühmten Aufruf: „An mein Volk“ aus Hippel's, Staatsraths und Günſtlings Hardenberg's, eines Verwandten des berühmten Autors in Königsberg, kräftiger Feder gefloſſen: er ward von allen Kanzeln verleſen.

Schon in der Nacht vom 1. zum 5. März hatten die Franzoſen Berlin geräumt und ſich hinter die Elbe

*) Er ging auch als Freiwilliger mit in den Krieg, verſteht ſich ohne große Kriegsthaten zu verrichten, was auch gar nicht ſeines Fachs war. In Breslau courſirte über ihn der Vers:

„Im Anfang des Treffens
Drückte ſich Steffens.“

zurückgezogen, unter den Mauern von Magdeburg lagerte mit 30,000 Mann der Vicekönig von Italien Eugen. Der König kam am 23. März in Potsdam wieder an, am folgenden Tage hielt er seinen Einzug in Berlin. Unterm 25. März erschien die berühmte Proclamation von Kalisch, worin dem deutschen Volke äußere und innere Freiheit verheißen wurde. Ende April ging der König, nachdem er nochmals in Breslau gewesen, von hier zur Armee ab, 24. April traf er mit Alexander in Dresden zusammen.

---

8. Die Befreiungskriege. Blücher.

Es ist gewissermaßen unmöglich, an die Darstellung unserer s. g. Befreiungskriege zu gehen und dabei ein Raisonnement über den Gesichtspunkt, aus dem man sie darstellt, sich aus der Hand gehen zu lassen. Und so will ich mit diesem kurzen Raisonnement über den Gesichtspunkt die nachfolgende Darstellung bestiften.

Wenn es irgend Jemand giebt, der von der Schärfe und Tiefe des bitter ernsten Hohns durchdrungen ist, der in der klaren Thatsache liegt, daß der hohe Flug der Bewegung in den s. g. Befreiungskriegen ein so niedrig kleinliches Verkommniß „im

Sande“ gehabt hat, ſo bin ich es. Goethe ſagte über die Befreiungskriege zu Luden: „Was haben wir denn erlangt? Die Freiheit nicht, nur die Befreiung und nur die Befreiung von einem fremden Joche!“ Börne hat für dieſes Moment den ganz adäquaten Ausdruck in der Gleichſtellung der Bewegung der deutſchen Völker mit der „Drehkrankheit der Schafe“ gefunden. Ich kenne und würdige alſo die ganze ſpaßhafte Seite des Dings. Nichts deſto weniger iſt es bei einer ernſten wiſſenſchaftlichen Darſtellung Pflicht, ſich in die Grundſtimmung hinein zu verſetzen, aus der heraus gehandelt wurde und wo dieſe Grundſtimmung eine ſo über die Maßen edle und aufopfernde von Seiten des Volks und des Hofs war, iſt dieſe Pflicht zugleich eine Erquickung. Der große Zweck, das Loskommen vom franzöſiſchen Druck und vom Franzoſengeiſt, ward erreicht; der Hof und die Hofumgebung geriethen aber durch die ſ. g. Befreiungskriege in ganz andere Abhängigkeiten. Das lange Zuſammenleben in der intimſten Nähe mit dem Hofe des durch und durch elegant und galant durchdüftelten und myſtiſch-romantiſch tingirten, aber unter dieſer parfümirten Nebelkappe eines rêve chevalier wunderbar fein praktiſch diplomatiſirenden und diſſimulirenden Alexander — ſo wie die nicht minder wunderbar imponirenden Anſchauungen der ultrafaſhionablen Zuſtände am glänzendſten Hofe der Welt, dem des Prinz Regenten auf der kurzen engliſchen Reiſe nach dem erſten Pariſer Frieden — endlich das acht Monate lange Treiben auf dem Congreſſe in

Wien, wo Metternich und Talleyrand damals ihre Glorie ſehen ließen — alles das brachte den Berliner Hof in ganz neue Abhängigkeiten von fremden Einflüſſen.

Was den rein diplomatiſchen Ausgang der heroiſchen Bewegung betrifft, ſo muß man, um gerecht zu ſein, in der neueren Geſchichte ſeit 1789 immer und immer bedenken, daß eine gewiſſe zwingende Nothwendigkeit in den Dingen, in den Zuſtänden liegt, wie dieſelben durch die Demoraliſation, die in alle Stände nach und nach von Hof und Adel herunter gekommen iſt, ſich feſt gerüttelt haben: von oben zu viel Drücken, von unten zu viel Bücken. Alle unſere nationalen Bewegungen ſind übrigens zeither enthuſiaſtiſch ergriffen und kleinlich ausgebeutet worden — ich erinnere nur an die Kreuzzüge, die doch zuletzt auf nichts weiter hinausgelaufen ſind, als um den Rittern in Paläſtina wie an der Oſtſee Land und Leute zu verſchaffen, Land und Leute, die wie in den Deutſch-Ordens-Provinzen geſchehen iſt, gehörig egoiſtiſch gedrückt worden ſind von den „chriſtlichen Glaubensrittern,“ bis der große Kurfürſt in dem ihm zugefallnen Stücke dieſer Provinzen Hülfe gab. Ich erinnere an die Reformation, die in Luther glorreich anhob und im dreißigjährigen ſ. g. Glaubens-Kriege, einem Kriege in der Hauptſache nur um Land und Leute für die deutſchen Fürſten, ſchmählichen Ausgang nahm. Ich erinnere endlich an die Bewegung von 1848, wo freilich der beſtimmte Enthuſiasmus von allen Seiten fehlte. Zu fürchten iſt, daß nach den

neuen und neueſten Freiheitskriegen die Erſcheinungen ſich wiederholen, wie ſie in der Berſerkerwuth nach dem Druck der Römer — im furore tedesco nach dem Druck der Päpſte — in den Bauernkriegen und dem dreißigjährigen Kriege nach dem Druck der deutſch-chriſtlichen Ritter und Pfaffen vorliegen. Es kommt alles darauf an, den Geiſt zu leiten — nicht zu dämpfen — und Preußen hat ſeit der glorreichen „Rebellion“ im ſiebenjährigen Kriege immer noch in erſter Linie dieſe Aufgabe.

Die Zeit der Rache war gekommen. Das von den Franzoſen ſo lange brutaliſirte Preußen brannte vor Begierde, das ehrloſe Joch abzuwerfen. Die Saat, die Stein ausgeſtreut, ging auf, der Hauptenthuſiasmus ging aus von den von Hardenberg neu gegründeten Univerſitäten. Napoleon's bewundernswürdiger geiſtiger Inſtinct hatte ſehr richtig den Feind, der ihn einſt tödten würde, in Stein und den Univerſitäten erkannt. Die Ideologen verlachte er, aber gegen den concreten Haß nahm er Maßregeln. Als nach der Schlacht bei Jena in Halle, wo damals Steffens und Schleiermacher waren, die Studenten ſich auf dem Markte unbefangen zu ihm drängten, ſchien ihm das bedenklich. Er hob die Univerſität Halle auf. Er ließ aus Deſſau durch Berthier ſchreiben: „Die Profeſſoren haben ſich nicht um die Politik zu bekümmern, ſondern ſie haben nur die Wiſſenſchaften zu cultiviren.“ Der Enthuſiasmus der Jugend, die ſich zu Freiwilligen ſchaarte, durchdrang auch die Männer in der Armee. Sie war

durch Scharnhorſt und Gneiſenau trefflich organiſirt. Den Befehl über die preußiſchen Truppen übernahmen Blücher, York und Kleiſt. Scharnhorſt, dann Gneiſenau waren die erſten in Blücher's Generalſtab der ſchleſiſchen Armee. Später nach dem Waffenſtillſtand übernahmen auch noch Bülow und Tauentzien den Befehl über die neugebildeten Heerestheile. Vorerſt ſtanden Blücher, York und Kleiſt unter dem Oberbefehl des ruſſiſchen Feldherrn, Grafen Wittgenſtein. Das ganze preußiſche Volk, von einer erhabenen Zuverſicht durchglüht, daß Gott den eiſernen Kreuzen den Sieg verleihen werde, leiſtete dem Aufgebote des Königs freudige Folge, es rüſtete ſich zur Landwehr, die älteren Leute ſogar, die nicht ins Feld rückten, zum Landſturm. Das ganze Volk trat wie ein einiger Mann für Rettung des Vaterlandes in die Waffen. Die Dichter Theodor Körner, Max von Schenkendorf, Arndt, Fouqué, Stägemann ſangen ihre Freiheitslieder. Körner's „Lützow's wilde Jagd" drang unwiderſtehlich in die Herzen. Es wirkte jetzt das alles zuſammen, was für deutſche Geſinnung, deutſche Poeſie, deutſche Philoſophie, deutſche Geſchichte, Sprache und Alterthum die Claſſiker, vor allen Schiller, dann Kant, Fichte, namentlich mit ſeinen Reden an die deutſche Nation, Arndt, Görres, Arnim, Brentano, Hagen, die Gebrüder Grimm, der Turnmeiſter Jahn und ſo viele andere wackere Männer lange zuvor im Keime gepflegt hatten. Wo die deutſchen Männer etwas Gemeinſames für das Vaterland wirkten, ſind

die deutſchen Frauen und Jungfrauen nie zurückgeblieben, auch ſie glühten von einem ſchönen Enthuſiasmus, auch ſie thaten alles, was ſie konnten, ſie rührten die fleißigen Hände, ſie traten zu Vereinen für Hülfe für die Kranken und Verwundeten zuſammen. Unter dieſen patriotiſchen Frauen glänzt beſonders der Name Rahel Levin, ſpätere Varnhagen, hervor, die zu Prag mit der aufopferndſten und umſichtigſten Thätigkeit wirkte. Frauen, wie die edle Bettina von Arnim, geborne Brentano, hatten ſchon, als die Tyroler für ihre Freiheit kämpften, Männer, wie Goethe, angerufen, der deutſchen Sache eingedenk zu ſein, aber Goethe ſagte noch im Frühjahr 1813 auf ſeiner Flucht nach Böhmen zu Theodor Körner, der das Wiener Theaterſpiel verlaſſen hatte und todesernſter freiwilliger Jäger geworden war, und zu Profeſſor Arndt, mit denen er in Dresden zuſammentraf: „Schüttelt nur Eure Ketten, der Mann iſt Euch zu groß. Ihr werdet ſie nicht zerbrechen.“ So tief war bei den erſten Geiſtern Deutſchlands der Glaube an die Unüberwindlichkeit Napoleon's eingewurzelt. Napoleon ſelbſt glaubte noch an ſeinen Stern und verachtete die Deutſchen, wie er immer gethan hatte. Er ſagte damals zu Davouſt, als ihm Rapp aus Danzig Warnungen über die bedrohliche Volksſtimmung in Preußen zugehen ließ: „Pah, die Deutſchen werden niemals Spanier werden.“

Spanier wurden die Deutſchen nicht, aber ſie wurden endlich wieder Deutſche, ſie hörten auf das zu

ſein, was ſie ſo lange geweſen waren, ſtumme Anbeter und Nachahmer der Franzoſen. Es drang endlich wieder eine ſelbſtſtändige deutſche Geſinnung durch und Preußen gebührt das unſterbliche Verdienſt, ſie am kräftigſten und treuſten gepflegt zu haben. Fichte, Stein und Blücher, Scharnhorſt und Gneiſenau waren echt deutſche Männer. Der einflußreichſte und populairſte Repräſentant der deutſchen Geſinnung in dem Heere war Blücher, der alte ſiebzigjährige Vater Blücher, der ehemalige rothe „Huſarengeneral," wie Napoleon ihn nannte, der jetzt der Marſchall Vorwärts und der Hauptheld des Befreiungskrieges werden ſollte.

Gebhard Leberecht von Blücher, aus einem alten pommerſchen Geſchlechte ſtammend, war im Jahre 1742 zu Roſtock geboren, ſeine militairiſche Laufbahn hatte er im ſiebenjährigen Kriege erſt bei den Schweden, dann, als er 1758 gefangen genommen worden war, unter den Preußen unter Friedrich II. genommen, ſie aber 1773 wieder verlaſſen, weil man ihn übergangen hatte. Er heirathete eine ſchöne Polin, die Tochter des ſächſiſchen Oberſten von Mehling, der als Generalpächter in Polen noch von der Zeit Auguſt's II. her lebte, ward Unterpächter ſeines Schwiegervaters, kaufte ſich von den Erſparungen ein Gut in Pommern und trieb bis zu Friedrich's des Großen Tod Landwirthſchaft mit Glück. Nachdem Friedrich Wilhelm II. den Thron beſtiegen, verſchaffte ihm Biſchofswerder die Wiederanſtellung als Major in der richtigen Altersſtelle 1787. In

dieſem Jahre machte er den Feldzug nach Holland und ſeit 1793 die Feldzüge gegen die Franzoſen im Revolutionskriege mit, er ſtieg hier bis zum General. Nach Abſchluß des Friedens von Baſel eroberte er 1798, obgleich ſchon ſechsundfunfzigjährig, unterdeß Wittwer geworden, durch ſeine imponirende Perſönlichkeit ſeine zweite Frau, die Tochter des Kammerpräſidenten von Colomb in Aurich.

Die Unglücksjahre von 1806 und 1807 fanden ihn tapfer mit dem Schwert und tapfer von innerſter Seele.

Zwei Briefe Blücher's von Pertz im Leben Stein's mitgetheilt, laſſen am Beſten die tapfere Ausdrucksweiſe des Generals und eine der tüchtigſten Geſinnungen des Jahrhunderts erkennen, verbunden mit einer der untüchtigſten Orthographieen deſſelben Jahrhunderts:

Blücher an Stein. Münſter, September 1806.

Ich breche morgen mit meinem ganzen Corps auf, und marchire nach Brackell und Beverungen, kan in dieſen augenblick nicht vihle brife ſchreiben.

Ihnen und Rüchell, ſchätze und libe ich gleich; was ich nun dieſen augenblick an letzſten ſchreibe, erhallten ſie in abſchrifft; ſagen ſie mich im negſten briff, ob ſie meinen briff den ich an könig geſchrieben und ihnen in abſchrift geſchickt erhallten haben. ich ſchickte ihnen ſolchen ohngefehr unter d. 21ſten July.

abſchrifft am Generall v. Rüchell.

Alles mich ſo gütig zu gewante hat meine Sehle mit Innigſten kummer erfühlt; gott wie weit es mit

uns gekommen. auch ich bin ihrer meinung daß eine öffentliche verbindung nun nuhr erbittert. es iſt noch nicht alles verlohren, da wihr wahrſcheinlich den könig in unſre mitte ſehen werden, er wird täglich, ſtündlig, andre meinungen hören, als ſie ihm bis jetztſt von einer boßhafften Rotte niedere Faull thiere vorgetragen worden, wird auch ſelbſt eine andre anſicht bekommen, wenn er ſelbſt laichter leben und entſchloſſen unter ſeine Menſchen ſieht; es kan ihm doch nicht entgehen welcher allgemeine haß, und verfluchung die wenigen trifft die ihm biß hehr teüſchten und betrogen. aber dieſe verfluchte muß man wenn ſie wie ich doch nicht glaube den Monarchen begleitten wollen, ſelbſt ſagen, welche gefahr ſie droht, und daß ihre vernichtung jede minute entſtehen kan, und entſtehen wird; man muß ſie dahin bringen, daß ſie ſelbſt uf ihre Rettung bedacht nehmen, und ihre entlaſſung als ihr rettungsmittell betrachten, an H. v. Stein ſchreibe ich meine meinung, daß man die majeſtet ſtets ins Auge behallte, die böſewigter aber alles ſchrecklige ihrer lage ſtündlich vor augen hallte; übrigens bin ich feſt entſchloſſen, mit die wenigen, die ſich zu ſolchen Ehrerbittigen aber auch feſten entſchloſſenen Maßregelln verbunden haben, zu vereinigen mit dieſen Ehdeln menſchen, vor die erhalltung des Vaterlandes, Freiheit und leben zum Opffer dahr zu bringen (bis hierher eigenhändig).

(Von der Hand des Adjutanten)

Der Herr General wird ſo eben abgerufen — ich ſchreibe alſo ſeinen Brief ab: Was ich vor ungefähr

ſechs Wochen am Könige eigenhändig geſchrieben, habe ich dem Miniſter von Stein damals mitgeteilt aber keine Nachricht von Jhnen erhalten ob er mein Schreiben und das vom Könige erhalten habe. Dieſer mein Brief muß Sie überzeugt haben, daß unſere Jdeen, Wünſche und Anſichten ganz gleich ſind.

Jch bitte mir vor Allem Nachricht zu geben was Sie thun wollen, dieſem trete ich gänzlich bei.

Sollte etwas mit allgemeiner Unterſchrift an S. Maj. dem Könige ergehn, ſo würde es gut ſein, es ebenfalls vom Kuhrfürſt von Heſſen und Herzoge von Braunſchweig mit unterſchreiben zu laſſen. Der Erſtere glaube ich, würde wohl dazu zu bringen ſein.

Vom Niederlegen des Commando im jetzigen Augenblick iſt ganz gegen meine Meinung. Jetzt muß man dienen, ſo lange der König unſer bedarf, und als dieſe kriegeriſche Kriſis dauert. Jſt Friede — ſo ſticht man den Degen ein und fordert ſeinen Abſchied.

Die Antwort von Kleiſt auf mein Schreiben am Könige — lege ich bei — bemerke aber, daß ich von S. Maj. ſelbſt nichts erhalten habe, wie der Brief von Kleiſt verſprach.

(eigenhändig) Blücher.

. Blücher an Stein, Bartenſtein, den .. ten April 1807.

Geſtern bin ich hir angekommen, bin von meiner aufnahme zufriden, von manches andre aber nicht, in deſſen finde ich unſeren gemeinſchaftligen Freundt

(Hardenberg) an der ſpitze der geſcheffte, und daß macht mich muht, und gewehrt eine frohe auß ſicht, der zweite unſerer Freunde in Königsberg (Schön) ſoll morgen hir komen, dieſe beiden Ehdeln Patrioten, Harmonieren, ich ſchliſſe mich an ſie an, der Herr von Z...row (Zaſtrow) und Herr B... m (Beyme) munſten abſitzen, der letzſte hat noch den linken Fuß im bügell aber bey gott er wird nicht wieder auf ſitzen; der keißer Alexander bezeugt mich vile Gnade, beweiſt ein unbegränztes zu trauen an unſern Freund H.....beg (Hardenberg), daß iſt den vihle werth; ihnen mein verEhrter Freund beſchwöre ich zu uns zu kommen ſo balld ſie verlangt werden, waß gewiß geſchehen wird; ſind wihr durch ihnen verſterckt, ſo ſollen uns die noch übrigen an geiſt und leib kranken Faul tihre, keinen Schritt Terain mehr ſtreitig machen. ins feindliche haupt quartir habe ich vor meiner ausweckſelung 14 Tage zu briugen müſſen; der groſſe man (Napoleon) hat ſich eine gantze ſtunde gantz allein mit mich unterhallten, er hatte vihl mühe mich alles verſtendlig zu machen da ich der Sprache nicht megtig bin, liß ſich aber nicht abhallten es mich begreifflich zu machen, daß er Fride wollte. unſre gegner habe ich auf meiner Reiße durch und durch geſehen, kein Schandrebild kan ich von ihren zu ſtande nicht machen, mangell iſt allgemein, kranckheit, und todt ſind tagesordnung bei ihnen, ich muß aber auch geſtehen, daß ich hier nicht alles gläntzend finde, alles übrige wird H.....beg ihnen woll ſchreiben, mein Reſpect an dero von mich verEhrte Frau gemahlin, und ſo ſchliſſe ich mit den

heißen Wunſch ſie ballde ja ballde in unſrer mitte zu ſehen, ich hoffe negſtens wider auf der Bühne zu erſcheinen, und werde meine Rolle wen nicht geſchickt doch treu und Eiffrig ſpihlen, gott gebe daß der bekannte man in Danzig (Graf Kalkreuth, der die Stadt übergab), unſ nuhr nicht einen üblen ſtreich magt, — —

meine beiden ſöhne ſind bei mich und Emphehlen ſich zu gnaden, unſren Freund Kamptz beweine ich nig, der kleine V...ck (Vincke) fühlt ſich ſehr unglücklig. Sp...l (Spiegel, Domdechant zu Münſter) hat ſich wie ein Ehren man bis auf dieſe ſtunde benomen, ſonſt hat ſich zu Mu-ſter (Münſter) vill Schurkerey gezeigt, aber doch nuhr von die ſo wihr auch immer vor Schurken gehallten, ich lebe und ſterbe als dero

treuſter Frennd und
Diener B.

Nach den Unglücksjahren 1806 und 1807, wo Blücher nach der Capitulation von Prenzlau gegen den nachmaligen Marſchall Victor ausgewechſelt worden war, ward er General-Commandant in Pommern, mußte aber Anfang 1812 abberufen werden, weil er das Schelten und Toben gegen die Franzoſen nicht laſſen konnte. Der König ſchenkte ihm damals das Gut Kunzendorf bei Neiſſe. Profeſſor Arndt ſah den Helden damals in Breslau und ſchildert ihn in ſeinen Memoiren alſo: „Trotz ſeines Alters trug Blücher eine herrliche Geſtalt, groß und ſchnell, mit den ſchönſten, rundeſten Gliedern vom Kopf bis zum Fuß, ſeine

Arme, Beine und Schenkel faſt wie eines Jünglings ſcharf und feſt gezeichnet. Am meiſten erſtaunte ſein Geſicht. Es hatte zwei verſchiedene Welten, die ſelbſt bei Scherz und Spaß, welchem er ſich ganz friſch und ſoldatiſch mit Jedem ergab, ihre Farben nicht wechſelten. Auf Stirn, Naſe und in den Augen konnten Götter wohnen — um Kinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Weſen. Daß ich es ſage: in jener obern Region war nicht allein Schönheit und Hoheit ausgedrückt, ſondern auch eine tiefe Schwermuth, die ich, der ſchwarzdunkeln Augen wegen, die der finſtern Meeresbläue glichen, faſt eine Meeresſchwermuth nennen möchte; denn wie freundlich dieſe Augen auch zu lachen und zu winken verſtanden, ſie verdunkelten ſich oft auch plötzlich zu einem fürchterlichen Ernſt und Zorn. War der alte Held ja auch nach dem Unglück von 1806 und 1807, als er in Hinterpommern (als Gouverneur zu Stargard während der franzöſiſchen Occupation) befahl, eine Zeitlang durch ſeinen dunklen Zorn verrückt geweſen und hatte auf alle Fliegen und ſchwarze Flecke an der Wand mit dem Rufe: Napoleon mit dem gezückten Schwerte geſtoßen. — Mund und Kinn aber gaben einen ganz andern Eindruck, obgleich in den äußern Formen mit den obern Theilen des Geſichts in Uebereinſtimmung. Hier ſaß immer die Huſarenliſt geſammelt, deren Zügeſpiel bisweilen ſogar bis in die Augen hinauflief, hier ſaß etwas wie von einem Marder, der auf ſeinen Fang lauſcht."

„Blücher, ſagt Profeſſor Steffens in ſeiner Lebensbeſchreibung und er kannte den alten Helden wohl,

da er während der Zeit des Befreiungskriegs ſeinem Hauptquartiere folgte — Blücher war in jeder Rückſicht eine incorrecte Erſcheinung und es war eben dieſe Incorrectheit, die ſeine Größe ausmachte. Blücher ſtellte das völlig Incommenſurable des wunderbaren Kriegs dar. Der ſtrenge Sittenrichter wird Manches an ihm zu tadeln finden und dennoch bildete eben Er den intenſiven moraliſchen Mittelpunkt des ganzen Kriegs.“

„Man kann Blücher, dem kühnen Napoleon gegenüber, der eine neue Kriegsführung bildete, nicht einen großen beſonnenen Feldherrn nennen, und dennoch hat er als ein ſolcher und mit Recht einen unſterblichen Ruhm erworben.“

„Blücher beſaß eine bewundernswürdige Beredtſamkeit, Leichtigkeit der Rede, edlen, einfachen Ausdruck und große Gewandtheit. Er ließ ſich in ſeiner Rede unbefangen gehn, und man glaubte den rohen ungebildeten Huſarenoffizier zu hören: und dennoch brach eben ſeine Rede, die Sprache auf eine wunderbare Weiſe beherrſchend, in bedeutenden Augenblicken ſo gewaltſam hervor, wie die keines Feldherrn der neuern Zeit. Die Geſtalt des greiſen Helden, wie er auf die Truppen zuritt und die laute Stimme ſich erhob, gab der Rede erſt den rechten, gewichtigen Inhalt. Blücher war eben der Mann des Augenblicks, des gegenwärtigen Moments, aber als ſolcher von grundloſer Tiefe. Die Art, wie ihn der Moment ergriff, war ſchnell und ſtark und ſo konnte er faſt bis zur

Verzweiflung gebracht, in kurzen Momenten Alles als verloren betrachten, aber dieſe Verzweiflung war ein kurz vorübergehender, ſchnell verſchwindender Zuſtand, dazu da, dem feſten Entſchluſſe ſeines Lebens eine größere Energie mitzutheilen."

„Dieſer Entſchluß war aber Napoleon's Vernichtung; der entſchiedene Haß gegen dieſen Tyrannen war mit der zum Inſtinct gewordenen Ueberzeugung, er ſei zu ſeiner Vernichtung berufen, aufs Engſte verſchmolzen, und ſo handelte er mit der Sicherheit des Inſtinets."

„Eben daher bildete er den reinſten Gegenſatz gegen Napoleon. Wie dieſer jede Phaſe der Revolution berechnend benutzte, und von früher Jugend an die Umgebung und die nächſten Verhältniſſe erſt im engen, dann in immer weitern und weitern Kreiſen zu beherrſchen verſtand — wie er der wilden, nach allen Richtungen ſich ergießenden Ueberſchwemmung der Revolution die beſtimmte Richtung eines mächtigen Stroms zu geben wußte, die alle Spuren freier und eigenthümlicher Nationalität aus der Geſchichte zu vernichten drohte: ſo trat Blücher nicht als ein Mann der ehrgeizigen Reflexion hervor, vielmehr als eine mächtige Natur, mit jugendlicher Begeiſterung in ſeinem ſiebzigſten Jahre. Blücher ſchien dazu berufen, in dem mächtigen Epos einer großen Zeit den dichteriſchen Umſchwung zu bezeichnen, der beſtimmt war, die Nichtigkeit der mächtigſten Ueberlegung und Reflexion, welche die Geſchichte ſah, zu verkündigen."

„Blücher's mächtige Perſönlichkeit wußte die Momente einer lange erwogenen, durch die bedeutendſten Männer und durch die Gunſt geſchicht-

licher Ereigniſſe reifgewordenen That bis zu einer Begeiſterung zu ſteigern, die ſich dem ganzen Heere mittheilte. Napoleon war eine Geſtalt des Entſetzens, beſonders für die Großen und Mächtigen geworden. Als die Revolution auf ihrem Gipfel war, und zwar bei einem Volke, dem die höheren Stände ſich geiſtig untergeordnet hatten, glaubten ſie — und nicht mit Unrecht — die Axt, über die halbverweſte Wurzel eines verfallenen Daſeins geſchwungen, zu erblicken. So lange die Revolution ſich in ſich ſelbſt zu vernichten ſchien, lebte noch eine trübe Hoffnung, die ſich nicht auf das Bewußtſein der eigenen Kraft, vielmehr auf die wachſende Ohnmacht des Feinds gründete. Aber dieſe Hoffnung verſchwand, als die Revolution ſelber eine Geſtalt gewann, die als ein mahnender, verhängnißvoller Geiſt dem ganzen verfallenen Daſein mit Vernichtung drohte. Eine abergläubiſche Furcht hatte ſich aller derer bemeiſtert, die, franzöſiſch gebildet, durch die Franzoſen entwaffnet und gefeſſelt, ihr ganzes Daſein von der Gnade des Mannes erwarteten, der ſie ſo innerlich wie äußerlich beherrſchte. Daß in dem ſeit Jahrhunderten getäuſchten, verführten und gedrückten Volke noch ein ſelbſtſtändiges Deuſchland lebe, glaubten dieſe Männer nicht. Seit mehreren Generationen galt es ihnen als das Vornehmſte und Geiſtreichſte, mißlungene und ungeſchickte Nachahmer des fremden Volkes zu ſein. Wer im deutſchen Sinne lebte, handelte, ſprach, der erſchien wie damals der gläubige Chriſt, als ein Abergläubiſcher, Beſchränkter,

der in der herrſchenden Geſellſchaft nicht zu dulden war. Dieſe Deutſchland verläugnende Geſinnung, dieſe innere, mit dem Feinde verbundene Knechtſchaft, die ſeit langen Zeiten und in den verſchiedenſten Richtungen genährt war, konnte nicht ſo ſchnell verſchwinden. Die durch ſie ſchon Unterworfenen drängten ſich um die Könige, ſie konnten den Glauben nicht faſſen, daß der Geiſt, der nicht bloß mit äußeren Waffen körperlich ſtritt, ſondern innerlich alle Seelen beherrſchte, jemals ſterben könne. Selbſt als er dem großen göttlichen Gerichte in Rußland unterlag, glaubten ſie ihn noch mächtig. Und während des ganzen Kriegs, ſelbſt als die ſiegreichen Heere ſich Paris näherten, ſuchten dieſe Knechte, in abergläubiſcher Furcht befangen, einen Einfluß auf die Entſchlüſſe der Fürſten zu gewinnen."

„Dieſen Knechten gegenüber erwachte Deutſchland; nach außen ohnmächtig und gedrückt, war es ſich ſelber treuer, als ſeit Jahrhunderten. Und was in ſo vielen Gemüthern, ihnen ſelbſt ein Geheimniß, ſchlummerte, geſtaltete ſich zum klaren Bewußtſein, zum engen, beſonnenen Bündniß. Dieſes Bündniß wurde nicht überflüſſig durch Preußens Bündniß mit Rußland. Der Einfluß des dunkeln Aberglaubens der höhern Stände verzögerte die Verbündung mit Oeſtreich, ja machte ſie bis auf den letzten Augenblick zweifelhaft. Das erwarteten die edlen verbündeten deutſchen Männer und waren darauf gefaßt, dieſem geheimen Feinde im eigenen Heere auf eine entſchiedene Weiſe entgegenzutreten."

„Blücher war ſeit ſeinem kühnen Kampfe in Lübeck, während ſo viele Befehlshaber, von einem dunkeln

paniſchen Schrecken ergriffen, flohen, als er tapfer kämpfend unterlag, durch ſeine wunderbar mächtige Perſönlichkeit, der Mann des Volks. Eine unerklärbare, unbeſtimmte, aber tiefe Hoffnung knüpfte ſich an ſeinen Namen. In ihm lebten die alten Erinnerungen des preußiſchen Heeres eben ſo wohl, als die flammende Begeiſterung der Gegenwart. Mitten in den dunkeln Augenblicken, welche die Schmach auf das Heer und das tiefſte Elend auf das Volk warf, glänzte er nicht durch die Kunſt des Kriegs, wohl aber durch den rückſichtsloſen Muth, der, durch das erworbene militairiſche Geſchick unterſtützt, einen flammenden Haß erzeugte. Als Alles geſtürzt ſchien, war Er die noch nicht niedergeworfene, noch wehende Fahne des Heers. Um ihn verſammelte ſich die Armee, ſo wie die höchſt bedeutenden Männer, die ganz in ſeinem Sinne thätig waren; das geheime Bündniß, welches nah und fern durch Staatsmänner und Krieger ſich gebildet hatte, geſtaltete ſich in dieſer Vereinigung als eine perſönliche Macht, die der im Verborgenen ſchleichenden, den Feind ſtärkenden Intrigue Trotz bieten konnte. Es war die Geſammtmacht des Volkes, wie ſie unaufhaltſam die Vernichtung des Feindes forderte, und von keiner Uebereinkunft irgend einer Art etwas wiſſen wollte. Ein jeder Vorſchlag, der den Napoleon als eine Macht ſtehen laſſen wollte, äußerte ſich immer leiſer, furchtſamer, und wo er laut ward — er wagte ſich ſelbſt in den ſpäteren glänzenden Momenten des Kriegs, wenn irgend eine vorübergehende Wolke den hellen Tag der Siege trübte,

obgleich immer ſcheuer hervor — wurde er von den Momenten der vernichtenden Begeiſterung überrannt. Das war das „Vorwärts,“ deſſen Seele Deutſchlands edelſter, ſelbſtſtändiger Geiſt war.“

Blücher war mit ſich, mit ſeinem treuen geſcheiten Freunde Gneiſenau und mit Gott eins. So zog er gegen den Weltfeind in den Krieg. Als man ihn nach einer gewonnenen Schlacht rühmte, rief er: „Was iſt's, daß ihr rühmt? Es iſt meine Verwegenheit, Gneiſenau's Beſonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit.“

Bereits am 29. April langte Napoleon an der Spitze ſeiner neugeworbenen jungen Truppen an den Ufern der Saale in Naumburg an. Er traf auf die Verbündeten unter dem Oberbefehl des Grafen Wittgenſtein in der Gegend von Pegau, Kaiſer Alexander und Friedrich Wilhelm befanden ſich in der Mitte ihrer Krieger. Die erſte Schlacht des neuen Feldzugs, die Schlacht bei Lützen am 2. Mai 1813 gewann Napoleon, indem er die Verbündeten umging und unvermuthet überfiel; aber der Sturm Blücher's auf Großgörſchen und die Reiterattaque des alten Feldherrn in der Nacht auf die kaiſerlichen Garden zeigten ihm, daß die Deutſchen Deutſche geworden ſeien. Bei Napoleon dämmerte eine bange Ahnung zum erſtenmale an dieſem Tage, daß ſein Stern untergehe, er erzwang aber den Sieg durch ſein Hauptmanöver: er ließ durch ſeinen Artilleriegeneral Drouot achtzig Stück Kanonen auf den rechten Hauptpunkt des Schlachtfelds auffahren. In dieſer erſten Schlacht ward der

edelſte Mann Preußens, Scharnhorſt verwundet und ſtarb in Folge der Wunde am 28. Juni auf der Wiener Reiſe zu Prag. Gneiſenau war ſein Nachfolger als Chef im Blücherſchen Generalſtab. Die Verbündeten nahmen ihren ungehinderten Rückzug über die Elbe in die feſte Stellung von Bautzen. Hier erfolgte die zweite Schlacht am 20. und 21. Mai. Auch dieſe gewann Napoleon, aber wieder nahmen die Verbündeten ihren ruhigen Rückzug nach Schleſien, hier fiel der Marſchall Duroc, Napoleon's Liebling, an ſeiner Seite. Der Krieg war ein anderer geworden, als ihn Napoleon früher in Deutſchland gefunden hatte: er machte keine Gefangenen mehr, er eroberte keine Kanonen mehr, wie früher. Sein Cabinetsſecretair, Baron Fain ſagt in ſeinem Manuſcript von 1813: „Große Siege ohne Trophäen! Alle Dörfer vor uns in Brand, deren Flammen uns den Weg ſtreitig machen! Die beſten Marſchälle, wie Duroc, gleichſam durch verlorne Kugeln getödtet! Welch ein Krieg! — Wir werden alle in ihm untergehen, dieſe Seufzer hört man von vielen, denn Frankreichs ehrne Kriegerſeelen ſind geroſtet!“

Duroc, Napoleon's Freund und Jugendgenoſſe, war am 22. Abends, wo Napoleon ſelbſt den Befehl der Avantgarde übernommen und den Nachtrab der Verbündeten angegriffen hatte, an der Seite des Kaiſers getödtet worden. Napoleon ward durch dieſen Tod ſo ergriffen, daß er keinen Befehl mehr ertheilen konnte, alles „auf morgen“ verſchob. Das Heer der Verbündeten hatte ſich hinter die Feſtung Schweidnitz

gezogen ſeitwärts ans Rieſengebirge, ohnfern der böhmiſchen Grenze, um mit Oeſtreich zu unterhandeln: der Graf Stadion befand ſich als öſtreichiſcher Botſchafter im Lager der Alliirten. Napoleon bot einen Waffenſtillſtand an, er ward am 4. Junius zu Pläswitz bei Striegau auf ſechs Wochen abgeſchloſſen und zu Poiſchwitz bei Jauer bis zum 10. Auguſt verlängert, am 17. Auguſt, dem Todestage des großen Friedrich, ſollten die Feindſeligkeiten wieder beginnen. Das bereits beſetzte Breslau räumten die Franzoſen.

Das Schickſal Europas ruhte jetzt in Oeſtreichs Händen. Napoleon war des öſtreichiſchen Kaiſers Schwiegerſohn, er bot Oeſtreich Schleſien und Illyrien an, Rußland ſollte ganz Polen erhalten, der Rheinbund ſollte bis zur Oder ausgedehnt werden, Preußen, das verhaßte Preußen nur, ſollte aufgeopfert werden; Napoleon hatte das ausdrücklich bereits zu Anfang April dem öſtreichiſchen Cabinette eröffnen laſſen. Oeſtreich aber entſchied ſich anders, es ließ die Eiferſucht auf Preußen fallen, es entſchied ſich für die Sache Deutſchlands. Der Friedenscongreß verſammelte ſich zu Prag unter Oeſtreichs Vermittlung; Napoleon wartete die Entſcheidung in ſeinem Hauptquartiere zu Dresden ungeduldig ab. Endlich am 15. Auguſt kehrte ſein Botſchafter, der Graf von Narbonne, aus Prag zurück. Napoleon beredete mit ihm und ſeinem Miniſter des Aeußern die Bedingungen, die Oeſtreich ſtellte. Es verlangte die Aufgabe Polens, das wieder unter die drei nordiſchen Mächte getheilt werden ſollte und die Freilaſſung Deutſchlands mit dem Rhein als

Grenze. Oeſtreich erklärte ſpäter in ſeinem Kriegsmanifeſte ausdrücklich: „Der Kaiſer hielt die Wiederherſtellung der preußiſchen Macht für den erſten Schritt zur Wiederherſtellung des politiſchen Syſtems von Europa; die Gefahr in der ſie jetzt ſchwebte, ſah er ganz wie ſeine eigne an.“ Man ſah Napoleon mit ſeinen beiden Miniſtern mit großen Schritten auf dem Raſen vor dem Marcoliniſchen Palais, in dem er damals wohnte, auf und nieder gehen, ihn ſelbſt nachdenklich mit auf den Rücken gelegten Händen in der Mitte der beiden Miniſter. Plötzlich blieb er ſtehen und machte eine Bewegung mit der Hand, als ſtieße er die angebotenen Friedensvorſchläge von ſich. Er ging dann mit funkelnden Augen durch den Saal der Marſchälle, ſtieg in den Wagen und fuhr in die Lauſitz nach Schleſien zu.

Der Zutritt Oeſtreichs zu den Verbündeten verſtärkte ihre Macht um 200,000 Mann. Der Kaiſer Franz hatte ſchon zu Anfang Juni Wien verlaſſen und ſich, um den Alliirten nahe zu ſein, nach Gitſchin, der ehemaligen Reſidenz Wallenſtein's, in Böhmen begeben. Das Hauptquartier Alexander's war auf dem Stolberg'ſchen Schloſſe Peterswaldau bei Reichenbach in Schleſien, das Friedrich Wilhelm's in Neudorf. Der öſtreichiſche Feldmarſchall Fürſt Carl von Schwarzenberg übernahm den Oberbefehl über ſämmtliche Bundestruppen. Sie theilten ſich in drei Armeecorps. Fürſt Schwarzenberg übernahm den Befehl der Hauptarmee des böhmiſchen Heers von 237,000 Mann. Es waren meiſt Oeſtreicher, die Corps von Liechtenſtein, Colloredo, Klenau, Bi-

anchi, Langenau, Radeczky, Hardegg, Mesko. Dazu kamen noch 80,000 Preußen und Ruſſen, die preußiſchen Corps von Kleiſt, Ziethen und Prinz Auguſt von Preußen und die ruſſiſchen von Wittgenſtein, Barclay de Tolly, Miloradowitſch, Oſtermann, Yermoloff und Knorring, nebſt den ruſſiſchen Garden unter dem Großfürſten Conſtantin. Außerdem arbeiteten noch im Hauptquartier Schwarzenberg's, dem die drei Monarchen folgten, Moreau, Jomini, Wolkonsky, Neworowsky, Toll, Lanskoy, der ruſſiſche Staatsſecretair Neſſelrode und der engliſche Geſandte Cathcart. Das Commando der zweiten ſchleſiſchen Armee kam an Blücher, ſie beſtand aus 95,000 Mann, dem preußiſchen Corps von York und dem ruſſiſchen unter Sacken, Langeron und St. Prieſt. Die dritte, die Nordarmee endlich, 150,000 Mann befehligte der Kronprinz Bernadotte von Schweden. Hierzu gehörten 24,000 Schweden, die preußiſchen Armeecorps von Bülow und Tauentzien, das ruſſiſche von Winzingerode und das des hannöveriſchen Generals Grafen Wallmoden, der 25,000 Mann Hannoveranern, Engländer, Mecklenburger und Ruſſen, die ruſſiſch-deutſche Legion und das Lützow'ſche Freicorps unter ſich hatte. Der Operationsplan, am 12. Juli bereits zu Trachenberg in Schleſien entworfen, ging dahin: Napoleon, ſobald er gegen eines der drei verbündeten Heere vorbreche, mit den beiden andern in die Flanke und in den Rücken zu fallen.

Norddeutſchland war während der Tage des Auguſts 1813, wo der Krieg wieder losbrach, durch

wochenlange Regen und Stürme, wie dereinſt zur Zeit der Römerſchlacht im Teutoberger Walde heimgeſucht. Wie in Rußland durch das Eis und den Schnee, ſo litten die Franzoſen durch den Regen, ſie blieben im feuchten Boden ſtecken oder ertranken in den angeſchwollenen Flüſſen. Die Gewehre gingen in der Näſſe nicht los, die Schlachten mußten mit dem Bajonnette nud mit der Kolbe ausgefochten werden.

Napoleon war nach Schleſien aufgebrochen, er wollte Blücher'n mit der ſchleſiſchen Armee zuerſt in einer Hauptſchlacht vernichten. Dem Plane gemäß wich aber Blücher dieſer aus, er zog ſich, als er nach mehreren Gefechten vom 18. bis 23. Auguſt merkte, daß die franzöſiſche Hauptſchlacht ihm gegenüberſtehe, aus ſeiner Stellung bei Löwenberg am Bober hinter Jauer zurück. Unterdeſſen brach das Schwarzenbergiſche böhmiſche Heer über das Erzgebirge nach Sachſen herein und auf Dresden los, Napoleon mußte von Blücher ablaſſen und am 23. Auguſt nach der Elbe zurückgehn, er ließ Macdonald mit 80,000 Mann in Schleſien zurück. Sobald Blücher Kunde von dieſer Veränderung erhielt, ging er wieder vorwärts. Macdonald ſetzte über die Päſſe der Katzbach, in der Nähe von Jauer; man ließ ihn ruhig hinüber, um ihn in eben dieſe Päſſe, wenn man ihn geſchlagen, zurückzuwerfen. Als Macdonald ſeinen Uebergang bewerkſtelligt hatte, rief Blücher: „Nun habe ich genug Franzoſen herüber, nun Kinder, friſch vorwärts!“ Es war am 26. Auguſt, Nachmittags 2 Uhr. Ein furchtbares Regenwetter brauſte, der Erdboden war mit Schlamm bedeckt oder von den Fluthen weggeſchwemmt, die Flüſſe

und Bäche toſten ſchäumend von den Bergen herab, die ganze Gegend war wie mit einen düſtern Schleier eingehüllt. In dieſem Wetter entbrannte die Schlacht auf allen Seiten. Blücher ſelbſt, den richtigen Augenblick erfaſſend, zog ſeinen Degen und führte ſeine Schaaren zu einem Reiterangriff in Macdonald's Flanke. Dieſer Angriff entſchied die Schlacht, der Marſchall ward von den ſteilen Ufern herab in die übergetretenen Waſſer der Katzbach und der Neiſſe, über die die Brücken fortgeſchwemmt waren, geſprengt, das ganze franzöſiſche Corps löſte ſich in wilder Flucht auf; ein Quarée der franzöſiſchen Grenadiere ward von den Preußen mit der Kolbe förmlich erſchlagen, es deckte zur Pyramide verwandelt den Boden. Blücher erbeutete 103 Kanonen und machte 18,000 Gefangene. Macdonald mußte dem Kaiſer berichten: „Sire, votre armée du Bobre n'existe plus!“ Von dieſer Schlacht an der Katzbach an hieß Blücher „der Marſchall Vorwärts“: er ward zum Feldmarſchall von dem König ernannt und ſpäter von der Stätte dieſes erſten wichtigen Siegs zum Fürſten von Wahlſtadt. Die Ruſſen aber nannten Blücher den kleinen Suwarow. Mit der Schlacht an der Katzbach ward Schleſien befreit.

Während hier in Schleſien einer der franzöſiſchen Generale durch die preußiſchen Waffen der ſchleſiſchen Armee beſiegt ward, ward auch ein anderer von der Nordarmee geſchlagen. Der Marſchall Oudinot hatte von Napoleon den Befehl erhalten, mit 80,000 Mann nach Berlin zu ziehen und es wegzunehmen. Am

23. Auguſt traf ihn Friedrich von Bülow, der Bruder des genialen unglücklichen Dietrich Bülow bei Groß-Beeren, ganz in der Nähe, nur zwei Meilen ſüdlich von Berlin. Im Regen gingen auch hier die Gewehre nicht los, die brandenburgiſche und pommerſche Landwehr ſchlug mit der Kolbe darein. Das Dorf ward von Bülow genommen, die Franzoſen mußten fliehen, draußen zerſtreute ſich alles in Buſch und Sumpf und in die düſtere Heide. Bülow erbeutete ſechsundzwanzig Kanonen und machte mehrere Tauſend Gefangene. Oudinot ging über die Elbe nach Torgau zurück, Berlin war gerettet.

Nicht ſo glücklich, als die preußiſchen Waffen bei Groß-Beeren und an der Katzbach, war das böhmiſche Heer unter Schwarzenberg, das am 25. Auguſt Abends mit dem Kaiſer Alexander und Friedrich Wilhelm vor Dresden eintraf. Napoleon war am 26. aus Schleſien wieder angekommen, früh neun Uhr war er in Dresden. Nachmittag vier Uhr begann die Schlacht gleichzeitig mit der an der Katzbach. Die Verbündeten ſtanden in einem großen Halbkreis, den vor Dresden die Elbe von Blaſewitz bis Priesnitz macht. Der Mittelpunkt ihrer Stellung waren die Höhen von Räcknitz: rechts davon bis Blaſewitz ſtanden die Ruſſen und Preußen; links davon bis Priesnitz die Oeſtreicher. Kaiſer Alexander's und Schwarzenberg's Hauptquartier war in Nöthnitz, das Friedrich Wilhelm's in Lockwitz. Sechs große Angriffszüge von 300 Kanonen begleitet, rückten auf die befeſtigte Stadt los, um die vor den Schlägen aufgeführten franzöſiſchen

Redouten zu beſchießen und zu erſtürmen. Der Hauptkampf war zwiſchen dem großen und Moszinskyſchen Garten; ein Bataillon Oeſtreicher unter Colloredo eroberte die Redoute vor dem letzteren Garten; die Preußen unter Kleiſt rückten bis zum Dohnaiſchen Schlage, aber die junge und endlich die alte Garde Napoleon's warfen Preußen wie Oeſtreicher zurück, die Verbündeten mußten auf allen Punkten wieder in ihre Stellungen auf den Anhöhen weichen. Der Hauptverluſt traf die Alliirten am folgenden Tage, Murat umging ſie auf der Straße nach Freiberg und nahm ihren äußerſten linken Flügel, 12,000 M. Oeſtreicher mit ihrem General Mesko gefangen. An demſelben Tage, den 27. um Mittag, fiel Moreau an der Seite Alexander's auf dem Hügel bei Räcknitz. Schwarzenberg mußte über die Gebirgsſtraßen das Heer nach Böhmen zurückführen, ſein Nachtquartier war am Schlachtabend mit dem Kaiſer Alexander im Dorfe Reichſtedt bei Dippoldiswalde, in dieſem Städtchen übernachtete der König von Preußen. Das Heer nahm den Rückzug unter großen Gefahren und nur zwei Glücksfälle rettete es vor der völligen Vernichtung. Der eine war die glückliche Beſiegung Vandamme's im Treffen bei Kulm am 30. Auguſt durch Friedrich Heinrich Ferdinand Emil Kleiſt von Nollendorf, der den bei Magdeburg geſchändeten Namen Kleiſt wieder zu Ruhm und Ehren brachte. Vandamme hatte ſchon am Tage vor der Dresdner Schlacht mit der Hinweiſung darauf, den Marſchallsſtab ſich zu verdienen, den Befehl erhalten, mit 30,000 Mann auf der

Pirnaiſchen Straße über Berggießübel, Peterswalde und die Nollendorfer Höhe vorzugehen, um Schwarzenberg den Weg nach Böhmen zu verlegen. Er trieb den äußerſten rechten Flügel der Verbündeten unter dem ruſſiſchen Grafen Oſtermann vor ſich her. Sein Hauptquartier war am zweiten Tage der Dresdner Schlacht auf dem Schloſſe Sonnenſtein bei Pirna. Im Eingang des Töplitzer Thales nahm Oſtermann am 29. Auguſt mit ſeinen ruſſiſchen Garden bei Kulm eine feſte Stellung und er hielt hier, wie ein zweiter Leonidas, Vandamme den ganzen Tag auf. Von der Behauptung dieſes Punktes hing das Heil der verbündeten Heere, der Erfolg des Feldzugs und das Beſtehen des großen Völkerbunds ab. Schwarzenberg war noch in Altenberg mit Alexander, Friedrich Wilhelm, bei dem Hardenberg war, hatte ſein Hauptquartier mit Kaiſer Franz und Metternich in Töplitz. Während Franz nach Laun zurückging, begab ſich der König von Preußen ſelbſt nach dem Schlachtfeld, den Muth der Truppen in dem kritiſchen Momente, wo alles auf dem Spiele ſtand, befeuernd. Vandamme ſtand auf den Höhen von Kulm und Arbeſau, der ſteile Geiersberg ſchützte ſeine rechte Flanke. Vom Geiersberg und von der Nollendorfer Gebirgsſtraße herab erwartete er die Hülfe des Kaiſers, der mit geſammter Heeresmacht das Bundesheer verfolgte. Um Mittag des 30. Auguſts erſchien aber, mitten im Gefecht Vandamme's mit dem von Schwarzenberg mit dem Oberbefehl betrauten Barclay de Tolly, Kleiſt in Vandamme's Rücken. Er war von Fürſtenwalde oberhalb des Geiersbergs

über Streckenwalde quer übers Gebirg auf Nollendorf gegangen. Oberſt Carl Wilhelm Georg Grolmann, jetzt Chef des Generalſtabs Kleiſt's, hatte ſich durch genaues Studium der Feldzüge des ſiebenjährigen Kriegs dieſe bei der Gefangennehmung des Finkſchen Corps bei Maxen wichtig gewordene Straße eingeprägt, die Erinnerung daran tauchte im glücklichen Momente empor. Von drei Seiten, den Preußen, Oeſtreichern und Ruſſen gefaßt, mußte nun Vandamme mit 8—10,000 Mann und einundachtzig Kanonen ſich ergeben. Der zweite Glücksfall, der die Verbündeten auf dem gefährlichen Gebirgsrückzuge rettete — die Verwirrung war ſchon ſo groß, daß drei Tage die Lebensmittel ausgegangen und 112 preußiſche Kanonen ohne Beſpannung auf dem Gebirge ſtehen geblieben waren — war die plötzliche Abſpannung, die Napoleon traf und ihn in der Verfolgung mit geſammter Macht, die Vandamme mit Recht erwarten mußte, aufhielt. Seine Abſicht war die Zurückziehenden gänzlich abzuſchneiden. Er zog deshalb am 28. Auguſt am Tage nach der Schlacht die Pirnaiſche Straße. Da auf einmal gegen Abend in Berggieshübel, man ſagt in Folge der hier ihm zugekommenen Depeſche Macdonald's von der Schlacht an der Katzbach, die mit den Worten anfing: „Sire, votre armée du Bobre n'existe plus“ überfiel ihn ein Erbrechen und ein plötzlicher Wahn vergiftet zu ſein. Er verlor acht koſtbare Stunden in einem elenden Waldwirthhauſe an der Straße, wo er im heftigſten Schweiße liegend, durchaus unzugänglich war. Er kehrte ſodann nach Dresden zurück, die

ſchon von Dresden nach Böhmen ausgerückten Garden erhielten Gegenbefehl. Die weitere Verfolgung ward Murat und den Marſchällen Marmont, St. Cyr und Victor überlaſſen. Dieſe Marſchälle bewieſen bei weitem weniger Nachdruck dabei, als Vandamme und ſo ward dieſer, allein vorgeſchoben, Preis gegeben. Hätten die Garden Napoleons, die von Dresden über Nollendorf Vandamme nachgeſandt worden waren, keinen Gegenbefehl erhalten, ſo hätten dieſelben Kleiſt auf den Höhen von Nollendorf getroffen. Solche plötzliche Abwechſelungen der gänzlichen Abſpannung mit der vorhergehenden höchſten Spannung waren Napoleon ſchon früher zugeſtoßen; ſie hatten ihn verhindert, bei Wagram die Oeſtreicher völlig zu vernichten, wie Wrede ihm angedeutet hatte und eben ſo an der Moskwa die Ruſſen, wie Ney rieth. Eine ſolche Abſpannung ging auch ſpäter dem entſcheidenſten Augenblicke ſeines Lebens, der Abdankung in Fontainebleau, voraus, wo er Alles verloren gab, während er ſich noch hinter die Loire zurückziehen konnte.

Die Gefangennehmung Vandamme's war beſonders durch den moraliſchen Eindruck wichtig, den ſie unmittelbar nach der verlorenen Dresdner Schlacht auf die Armee und die öffentliche Meinung in Deutſchland machte. Zwei andere günſtige Ereigniſſe, die die Sache der Verbündeten hoben, waren — wieder durch preußiſche Waffen — die Siege bei Dennewitz ohnfern Jüterbock 6. Septbr. durch Bülow, der ſeitdem von Dennewitz hieß, gegen Ney und bei Wartenburg zwiſchen Wittenberg und Torgau 3. Oct. durch York, der ſeitdem von Wartenburg hieß, gegen Bertrand.

Bülow erfocht den Sieg bei Dennewitz gegen Ney, der den Plan, Berlin zu nehmen, welcher Oudinot mißlungen war, wieder aufnehmen ſollte, mit nur 40,000 gegen 80,000. Er nahm achtzig Kanonen und machte mehrere tauſend Gefangene. Der Sieg bei Wartenburg war der Ehrentag der ſchleſiſchen Landwehr. Die Folge deſſelben und des bewundernswürdigen Elbübergangs Blücher's bei Wartenburg am 3. October nach dem Eilmarſche von Bautzen her, womit er Napoleon ſehr unangenehm überraſchte, war die Vereinigung des ſchleſiſchen Heers mit dem Nordheer, deſſen Führer, der ſchwediſche Kronprinz, bisher den Krieg ſehr lau geführt hatte und der nun genöthigt war, Ehren halber am zu gehen. Die Vereinigung beider Heere erfolgte in 4. October bei Acken und bei Deſſau Elbe über die Düben mitternächtlich von Leipzig.

Dieſe Bewegung Blücher's brachte die Entſcheidung, mit welcher Schwarzenberg eben ſo wie Napoleon zurückhielt. Raumer erzählt in ſeinen Erinnerungen, ohne es zu verbürgen, daß der König von Preußen an Gneiſenau von Töplitz aus nach Bautzen dreimal Befehl geſchickt habe, links zu marſchiren, um ſich mit der großen böhmiſchen Armee zu vereinigen. Gneiſenau ſoll das drittemal zurückgeſchrieben haben: „Ew. Maj., mein Kopf ſteht zu ihrem Befehl, aber wir kommen nicht.“ — Blücher marſchirte ſtatt links rechts. Ganz daſſelbe wiederholte ſich noch einmal im Februar 1814 in Frankreich.

Schwarzenberg brach mit der böhmiſchen Armee übers Erzgebirge, Dresden rechts laſſend, in der Rich-

tung auf Leipzig herein, ſein Hauptquartier war zu Marienberg am. 5. October. Napoleon aber mußte Dresden und die Elbe verlaſſen, um nicht in ſeinem Rücken von Frankreich abgeſchnitten zu werden. Er war, immer im Gefolge ſeiner 58,000 Mann ſtarken Garden, zehnmal und immer ohne Erfolg aus Dresden, dem Centrum ſeiner Stellung, herausgebrochen: öſtlich nach Breslau und Schleſien gegen den alten Blücher, nördlich gegen den Kronprinzen nach Berlin und den Marken und ſüdlich gegen die große Armee von Schwarzenberg in Böhmen. Funfzig Tage hatten dieſe ſteten Hin- und Hermärſche gedauert. Wie in Moskau verweilte er auch zu lange in Dresden. Seine Zufuhr war ihm ſchon abgeſchnitten, viele Mannſchaft gefangen oder getödtet worden, alle Wege waren unſicher, das Lützow'ſche Freicorps fing ſeine Couriere auf und man erfuhr aus den Briefen die mißliche Stimmung in ſeinem Heere. Nach einer aufgefangenen Liſte waren von 350,000 Mann nur noch 208,000 übrig. Zu dem allen kam noch der drohende Abfall der Baiern unter Wrede. Er konnte nun nicht länger in Dresden bleiben. Am 7. October verließ Napoleon Dresden in Begleitung des Königs von Sachſen, St. Cyr mit 30,000 Mann blieb, weil er, wie immer, Alles erhalten wollte, als Beſatzung zurück. Zum Gouverneur von Torgau ernannte Napoleon den Diplomat Narbonne. „Hierin, ſchrieb Gentz an Rahel, wittern ſeine eignen Leute, wie aus einem aufgefangenen Briefe hervorgeht, Wahnſinn. Die Franzoſen ſind ſehr herunter, moraliſch und phyſiſch;

Napoleon ſelbſt aber immer problematiſcher. Metternich (der, als Gentz ſchrieb, mit ihm in Prag war) bleibt dabei, daß man ſein heutiges Benehmen eben ſo wenig erklären kann, als warum zuweilen eine hübſche Frau einen häßlichen Kerl liebt, daß es umſonſt iſt, darüber viel zu ſpintiſiren. Es iſt ſo. Gott hat ihn geſchlagen. Er ſoll zu Grunde gehen. Metternich iſt äußerſt heiter und muthig. Er geht nicht mehr nach Töplitz, indem der Kaiſer ſich morgen früh (7. October) mit Sack und Pack nach Kommotau begiebt. Das Töplitzer Stück iſt ausgeſpielt. Eine neue Scene beginnt. — Man fängt ſehr ſtark an zu glauben, daß Napoleon ohne ein Wunder ſeine Perſon nicht mehr retten kann. Klar iſt, daß das Waſſer ihm an die Seele geht; denn zwiſchen dem 8. u. 9. Oct. ſollen die Vorpoſten der drei großen Armeen in Leipzig zuſammentreffen, und dazwiſchen haben die Partiſane alle Straßen, Flüſſe, Brücken ꝛc. beſetzt."

Napoleon zog jetzt auf Düben, er hoffte hier Blücher zu treffen, er wollte ihn vernichten. Aber als er am 10. Octobe in Düben eintraf, erfuhr er, Blücher ſei bereits über die Saale gegangen. Mißmuthig mußte Napoleon vier langweilige Tage in dem kleinen Städtchen zubringen, bis ſeine Armeen in Leipzig, wohin er nun ziehen mußte, ſich geſammelt hatten. Man hat ihn in dieſen Tagen vor einem großen Tiſche ſitzend und tief in Gedanken verſunken, geſchäftslos große Fracturbuchſtaben malend geſehen. Am 14. Oct. Mittags war er in Leipzig, am 15. ordnete er die Schlachtordnung an. Sein Heer, 180,000 Mann

ſtark, war rund um die Stadt aufgeſtellt in einer Entfernung von 1½ Stunden, allein das Corps Bertrand's ſtand bei Lindenau, nur eine halbe Stunde von Leipzig. Der Kern der Franzoſen befand ſich ſüdöſtlich von der Stadt, dem heranziehenden Heere Schwarzenberg's entgegen, zu Wachau. Napoleon's Hauptquartier war am 15. zu Reudnitz auf der Straße nach Dresden in dem Landhauſe des Kaufmann Vetter.

Schwarzenberg war über Marienberg, Chemnitz und Borna herangekommen. Am 14. erfolgte auf der hohen Ebene zwiſchen Wachau und Liebertwolkwitz mit Murat's Schaaren eins der glänzendſten und größten Reitergefechte, die die Geſchichte jemals aufzählt. Am 15. empfing Napoleon die Nachricht von der Vereinigung der Baiern mit Oeſtreich in Folge des Rieder Vertrags vom 8. October. An demſelben 15. Abends acht Uhr ließ Schwarzenberg drei große weiße Racketen in den dunkeln Himmel aufſteigen, um an der andern Seite von Leipzig dem ſchleſiſchen Heere Blücher's das verabredete Zeichen zu geben. Blücher meldete ſich, als bei Skeuditz eingetroffen, durch vier rothe Racketen, die gegenüber im Norden aufſtiegen. Dagegen fehlten noch in der Schlachtlinie der Verbündeten der Kronprinz von Schweden, der noch nordwärts von Leipzig am 14. bei Köthen ſtand — von Morgen her das ruſſiſche Armeecorps Bennigſen's — und von Mittag her das öſtreichiſche Hieronymus Colloredo's, die beide aus Böhmen nachgerückt waren. Sie trafen erſt am 17. Abends auf dem Schlachtfelde

ein. Die Geſammtmacht der Alliirten betrug über 300,000 Mann. Schwarzenberg drang darauf, immer doppelt ſo ſtark als Napoleon zu ſein, er meinte, Napoleon allein iſt 100,000 Mann.

Der Morgen des 16. Octobers, der Morgen des erſten Tags der dreitägigen Entſcheidungs- und Befreiungsſchlacht brach an; er war düſter und ein eiſiger Octobernebel bedeckte die Gegend. Bald nach neun Uhr gaben drei Kanonenſchüſſe das Zeichen, da theilten ſich die Wolken, der Himmel wurde und blieb den ganzen Tag über heiter. Der Geſchützesdonner erhob ſich: 800—1000 Kanonen der Alliirten brüllten gegen 600 der Franzoſen. Die Erde erbebte davon im wörtlichen Sinne, in Leipzig klirrten davon fortwährend die Fenſter. Die älteſten Soldaten verſicherten ein ſolches entſetzliches Krachen der Schlacht noch niemals gehört zu haben. Napoleon befand ſich hinter Wachau, dem Centrum ſeiner Stellung, nördlich von dieſem Dorfe in der Allee ſtand ſein roth ſaffianener Feldſeſſel und war ſein mit Landkarten belegter Feldtiſch aufgeſchlagen; Schwarzenberg leitete die Schlacht von dem Kirchthurme zu Gautſch; Alexander und Friedrich Wilhelm befanden ſich auf dem Hügel hinter Güldengoſſa. An dieſem Tage waren eigentlich zwei Schlachten: die Schlacht bei Wachau zwiſchen Schwarzenberg und Napoleon und die Schlacht bei Möckern zwiſchen Blücher und Marmont, jene im Süden, dieſe im Norden von Leipzig; den Raum zwiſchen Schwarzenberg und Blücher, die Stellung im Oſten der Stadt, ſollten die noch nicht eingetroffenen

Corps des Kronprinzen von Schweden und Bennigsen's einnehmen. Schwarzenberg ließ das Centrum Napoleon's in Wachau durch den Prinzen Eugen von Würtemberg angreifen, sein rechter Flügel unter Klenau bemächtigte sich des Kolmbergs bei Liebertwolkwitz und der linke Flügel unter Kleist nahm Markleeberg. Die französische Schlachtlinie wich zurück, selbst Napoleon mußte mit den Garden nach der Schäferei von Meusdorf zurückgehen. Aber um Mittag ordnete er einen furchtbaren Angriff, indem er rechts und links von Wachau aus dem Kerne seines Fußvolks, seiner Reiterei und seiner Geschütze zwei starke Schlachtkeile bilden ließ, die so unwiderstehlich vorrückten, daß die Mitte der Schlachtlinie Schwarzenberg's hinter die beiden Flügel geworfen und von ihnen beinahe abgeschnitten wurde. Nachmittags drei Uhr sandte Napoleon schon die Siegesbotschaft nach Leipzig an den König von Sachsen, er schrieb ihm: „on se cassera le nez;" er ließ in Leipzig und allen umliegenden Dörfern alle Glocken läuten und rief fröhlich aus: „le monde tourne encore pour nous!" Indeß gelang es Schwarzenberg, die Gefahr abzuwenden, indem er die östreichische Reserve unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg gegen den rechten Schlachtkeil Napoleon's vorrücken ließ und dadurch die Verbindung seines Centrums mit dem linken Flügel wieder herstellte. Den linken Schlachtkeil der Franzosen, den 150 zusammengebrachte Kanonen unterstützten, unter dem Artilleriegeneral Drouot, warf Schwarzenberg selbst aus dem schon halb eroberten Dorfe

Güldengoſſa heraus. Hier hatten die franzöſiſchen Kuiraſſiere unter Murat bereits eine Batterie von ſechsundzwanzig Stücken genommen, nur noch einige hundert Schritte waren ſie von dem Hügel entfernt, wo Alexander und Friedrich Wilhelm die Schlacht überblickten, nur der ſumpfige Bach von Güldengoſſa lag noch dazwiſchen; da ſtellte ſich Schwarzenberg, ſelbſt den Degen ziehend, an die Spitze der Donſchen Leibgarde-Koſacken Alexander's, die Franzoſen wurden geworfen, die Geſchütze bis auf zwei wieder erobert. Ein zweiter Angriff Murat's auf Güldengoſſa Abends fünf Uhr wurde ebenfalls zurückgeſchlagen. Abends ſieben Uhr ſtanden die beiden Armeen faſt in denſelben Stellungen, wie ſie am Morgen geſtanden hatten. Der Vortheil des Tags war aber entſcheidend für Napoleon, er hatte ſich gegen den Angriff Schwarzenberg's behauptet. Eben ſo glücklich, wie Napoleon ſelbſt, waren rechts neben ihm Poniatowsky in Dölitz und Bertrand in Lindenau geweſen. Poniatowsky nahm in Dölitz den öſtreichiſchen General Meerveldt gefangen, Bertrand ſchlug den öſtreichiſchen General Giulay von Lindenau zurück. Meerveldt hatte Poniatowsky von der Pleiſſe nach Leipzig zurückwerfen, Giulay die Hand reichen und ſo Napoleon von ſeinem Rückzuge nach der Saale abſchneiden ſollen. Poniatowsky ward zur Ehre dieſes Tages von Napoleon zum Marſchall erhoben: es war der letzte Marſchall des Grand Empire.

Während im Süden und Weſten von Leipzig von den Oeſtreichern bei Lindenau und Dölitz unglücklich,

bei Wachau ohne Erfolg gekämpft wurde, erfochten dagegen die Preußen unter Blücher im Norden der Stadt bei Möckern einen deſto glänzenderen Sieg. Blücher kam mit dem preußiſchen Corps York und den ruſſiſchen Corps Langeron und Sacken von Halle und war bald nach Mittag zur Stelle. Gerade als Napoleon in Leipzig die Glocken läuten ließ, ward der Marſchall Marmont aus Möckern geworfen. Zwar war der Kampf ungemein blutig, dreimal ward das brennende Dorf, wo funfzig franzöſiſche Kanonen aufgeſtellt waren, von York im Sturme genommen und dreimal wieder verloren, endlich gelang es der letzten Reſervebrigade Horn, die Batterien links vom Dorfe in der Waldgegend nach Eutritſch mit dem Bajonnette zu nehmen; einige Pulverwagen der Franzoſen flogen auf und vermehrten die Verwirrnng derſelben; noch widerſtanden die Bataillone der Garde-Mariniers, da kamen die brandenburgiſchen Huſaren in ihren Rücken und vernichteten ſie. Die Franzoſen wurden über die Parthe geworfen, bis dicht an Leipzig herangedrängt, vierundſechzig Kanonen erobert. An dieſem Tage legitimirte ſich York zu dem mit einer ungeheuern Verantwortlichkeit begleitet geweſenen grimmig ernſten Schritte der Convention von Tauroggen: York's Sieg bei Möckern war entſcheidend für die ganze Leipziger Schlacht. Blücher's Nachtquartier war am Abend zu Groß-Widerițſch, das Marmont's zu Schönfeld. Napoleon brachte die Nacht auf dem Schlachtfelde zu: in einem der ausgetrockneten Teiche bei Meusdorf ohnfern Wachau in ſeinem blau aus-

geſchlagenen Zelte. Er empfing hier den General Meerveldt und ernannte Poniatowsky zum Marſchall. Alexander brachte die Nacht mit Schwarzenberg in Rötha, Friedrich Wilhelm in Borna zu.

Der 17. October war ein Sonntag. An demſelben that Napoleon unbegreiflicher Weiſe nichts. Er ließ die Verſtärkungen der Verbündeten eintreffen. Er ſchickte den gefangenen General Meerveldt an ſeinen Schwiegervater Kaiſer Franz, um mit ihm zu unterhandeln. Dieſer General hatte ſchon dreimal ſich als Unterhändler bewährt: er hatte den Waffenſtillſtand von Leoben ausgewirkt, den darauf abgeſchloſſenen Frieden von Campo Formio nach Wien gebracht und endlich in der Nacht von Auſterlitz das mit Bleiſtift geſchriebene Zettelchen mit den erſten Waffenſtillſtandsanträgen des öſtreichiſchen und ruſſiſchen Kaiſers Napoleon eingehändigt. Kaiſer Franz aber ging diesmal nicht auf die durch Meerveldt überbrachten Friedensvorſchläge ein.

Am 18. October war der große Kreis um Napoleon geſchloſſen, der ihm nur einen ſchmalen Weg zum Rückzuge nach der Saale über Weißenfels beließ. Mit Blücher hatte ſich der Kronprinz von Schweden vereinigt, der am 17. Abends zu Breitenfeld eingetroffen war. Zwiſchen dieſem vereinigten ſchleſiſchen und Nordheer im Norden der Stadt und der böhmiſchen Armee Schwarzenberg's im Süden, war Bennigſen im Morgen der Stadt in Raunhof eingerückt und verband nun dieſe beiden Armeen. Von allen dieſen drei Seiten, von Mitternacht über die

Parthe herüber gegen Ney und Marmont, von Morgen über Holzhauſen gegen Macdonald und von Süden gegen Napoleon ſelbſt geſchah der Angriff. Napoleon hatte ſeine Linien von Wachau und Liebertwolkwitz nach Probſtheyde zurückgezogen und dieſes Dorf zum Mittelpunkt ſeiner Stellung gemacht. Hier ſtanden 20,000 Mann Garden und Murat befehligte hier. Der rechte Flügel unter Poniatowsky lehnte ſich noch immer an die Pleiſſe. Napoleon ſelbſt hielt zwiſchen Poniatowsky und Probſtheyde auf der Straße dahin auf einem Hügel bei der durchſchoſſenen Quandt'ſchen holländiſchen Tabaksmühle ohnfern vom Thonberg vor dem Grimmaiſchen Thore. Seit zwei Uhr Nachts war er vor den Teichen von Meusdorf zu Pferde geſtiegen, hatte das Schlachtfeld durchritten, in Reudnitz den Marſchall Ney, in Lindenau Bertrand beſucht. Gegen acht Uhr war er wieder in Stötteritz und nahm in einem der dortigen Landhäuſer das Frühſtück. Schlag acht Uhr begann die Schlacht. Die Nacht war dunkel und regnicht geweſen, der Tag ward heiter und ſonnenbeglänzt. Auf dem linken Flügel der Verbündeten eroberte der Erbprinz von Heſſen-Homburg gegen Poniatowsky das Dorf Dölitz, das am 16. nicht hatte erobert werden können. Der Hauptkampf war im Centrum der franzöſiſchen Stellung in Probſtheyde. Auf der Erhaltung dieſes Dorfs beruhte Napoleon's Rettung. Wittgenſtein und Kleiſt marſchirten gegen dieſen Schlüſſel der franzöſiſchen Stellung, der mit vielen Schanzen gedeckt war. Nachmittags zwei Uhr drangen die Preußen

unter Prinz Auguſt und Yirch ein, aber ſie konnten ſich nicht behaupten. Napoleon ſprengte im Galopp herbei und ließ wieder 150 Kanonen auffühven. Das Blutbad war hier ſo entſetzlich, daß die Truppen der Verbündeten nicht mehr über die Todtenhaufen hinwegſteigen konnten. Die halbe preußiſche Garde fand hier ihr Grab. Die drei Monarchen, die in der Nähe auf dem ſ. g. Monarchenhügel bei Meusdorf links von der Straße von Borna nach Leipzig hielten, wo Schwarzenberg die Schlacht lenkte, gaben Nachmittags 4½ Uhr ſelbſt den Befehl, das Stürmen des Dorfs aufhören zu laſſen. Von allen Punkten des Schlachtfelds, ausgenommen Probſtheyde, waren Siegesnachrichten zu Schwarzenberg eingelaufen.

Rechts von Schwarzenberg im Morgen der Stadt, ſtand Bennigſen mit ſeinen Ruſſen, dem öſtreichiſchen Corps Klenau und dem preußiſchen Corps Ziethen gegen Macdonald. Die Oeſtreicher und Ruſſen eroberten Holzhauſen, die Preußen Zuckelhauſen, der Marſchall Macdonald ward nach Stötteritz in der Nähe von Probſtheyde gedrängt.

Am glücklichſten wieder focht das ſchleſiſche Heer unter Blücher, vereinigt mit dem Nordheer unter dem Kronprinzen von Schweden. Beide Feldherren hatten zeither wegen den Operationen Zerwürfniſſe mit einander gehabt, ſich aber am Morgen zu Breitenfeld in des Kronprinzen Hauptquartier geſprochen. Dieſer wollte ſeine Schweden ſchonen, weil er ſie zum Kriege gegen das mit Frankreich verbündete Dänemark brauchte, dem er Norwegen abgewinnen wollte. Er verlangte

30,000 Mann von Blücher, um an der Schlacht Theil zu nehmen und Ney herzhaft anzugreifen. Blücher willigte ein, ſtellte ſich aber unter des Kronprinzen Befehl, um ſeine Truppen ſelbſt anzuführen. Der Kronprinz wollte auf einem weiten Umwege über die Brücke bei Taucha über die Parthe ſetzen, Blücher ließ ihm wiſſen, er werde ihn bei Abtnaundorf erwarten und ging mit den Ruſſen unter Langeron viel näher bei Leipzig, bei Mockau ſofort über den Fluß, obgleich das Fußvolk bis an den Gürtel ins Waſſer gehen mußte. Die Franzoſen wichen vor Blücher nach Schönfeld zurück; als ſie verfolgt wurden, ging hier das ſächſiſche Huſaren- und Uhlanenregiment zu den Verbündeten über. Um Mittag hatte der Kronprinz Taucha erreicht und drang nun zwiſchen Blücher rechts und Bennigſen links vor, ſo daß der Angriffsring von der Parthe bis zur Elſter vollſtändig ſich ſchloß. Abends zwiſchen fünf und ſechs Uhr ward Schönfeld nach vierſtündigem Kampfe von Langeron erſtürmt, Marmont wich nach Reudnitz dicht an die Thore von Leipzig zurück. Der Kronprinz war unterdeſſen auf Ney bei Paunsdorf an der Dresdner Straße geſtoßen. Nachmittags drei Uhr nahm Bülow das Dorf. Vier Uhr gingen die ſächſiſchen und würtembergiſchen Truppen, aus der Schlachtlinie zwiſchen Paunsdorf und Sellerhauſen austretend, zu den Verbündeten über. Dies war die Kriſis. Napoleon konnte jetzt nur noch für den Rückzug kämpfen. Er ſprengte, als er die Nachricht von dem Austreten der Sachſen und Würtemberger erhielt, in Galopp von

der Tabaksmühle nach Reudnitz und ſandte, um die Lücke auszufüllen, ſeine ganze reitende Garde unter Nansouty mit vielem Geſchütz dem unter Bülow vordringenden Nordheere des Kronprinzen über Mölkau in die linke Flanke und in den Rücken. Aber der öſtreichiſche General Bubna, der vor Stötteritz ſtand, änderte ſchnell ſeine Fronte und warf ſich den Franzoſen entgegen. Der Engländer Bogue, der bei dem Kronprinzen ſich befand, lud das Geſchütz der übergetretenen Sachſen mit den Congrevſchen Raketen und feuerte ſie auf die franzöſiſchen Gardereiter und die Vierecke des Fußvolks Ney's. Sieben dieſer Raketen platzten in den Vierecken und die Franzoſen, brennend wie Kerzen, bei lebendigem Leibe, raſten im Felde herum, die Vierecke löſten ſich auf, die ruſſiſchen Reiterſchaaren unter Drourk, Pahlen, Manteuffel und Benkendorf vernichteten ſie. Immer weiter auf der Dresdner Straße nach Leipzig zu drang nun Bülow vor, er nahm auch noch Sellerhauſen, die Franzoſen wurden bis nach Volkmarsdorf unter die Thore Leipzigs zurückgedrängt.

Am Abend des heißen Tages war Napoleon's Halbkreis um Leipzig herum in ein ſchwaches Dreieck zuſammengedrängt, das in Probſtheida auf der Grimmaiſchen Straße ſeine Spitze hatte und mit einer Seite rechts nach der Pleiße bei Connewitz an der Bornaiſchen Straße hinlief, mit der andern Seite links über Stötteritz nach Volkmarsdorf an der Dresdner Straße dicht vor Leipzig. Wurde einer der Schenkel

dieſes Dreiecks am 18. October durchbrochen, Leipzig erſtürmt, ſo war Napoleon verloren.

Schon von zehn Uhr Morgens an war General Bertrand mit ſeinem Corps aus Lindenau auf Weißenfels nach der Saale zu zum Rückzug aufgebrochen. Hinter ihm zogen der Troß und das Geſchütz, die Armeebeamten, die Ordonnateurs en chef, die Kriegscommiſſaire, die Blutſauger der verſchiedenſten Art. Alle dieſe Gäſte zogen jetzt ab, um nicht wieder zu kommen. Das ſiebenjährige Reich Frankreichs in Deutſchland war zu Ende. Gerade ſieben Jahre vor dem 18. October 1813 waren im Jahre 1806 nach der Jenaiſchen Schlacht die erſten Franzoſen in Leipzig unter Davouſt eingerückt.

Am Abend dieſes 18. ſaß Napoleon, überwältigt von den Anſtrengungen auf dem am Tage von ihm eingenommenen Poſten auf dem Hügel beim Thonberg vor dem Grimmaiſchen Thore neben der zerſtörten Quandt'ſchen Tabaksmühle. Er hatte ſich ein Wachtfeuer anzünden laſſen und weil ſein Feldgepäck ſchon vorausgeſchickt war, einen hölzernen Schemel und ein kleines Tiſchchen aus einem benachbarten Gartenhauſe bringen laſſen. Berthier dictirte den Adjutanten die Rückzugsbefehle. Rings herum in der Nacht brannten die unzähligen Wachtfeuer ſeiner eignen Armee und der dicht davor ſtehenden Alliirten. Der Schlummer dauerte etwa eine Viertelſtunde, dann erhob er ſich, blickte verwundert im Kreiſe umher und ritt ſodann nach Leipzig hinein, wo er gegen neun Uhr eintraf

und zum letztenmal im Hôtel de Prusse vorm Petersthore ſchlief.

Nach Mitternacht, als der Mond aufging, ſetzte ſich das ganze franzöſiſche Heer durch den Raunſtädter Steinweg und Lindenau nach der Saale zu in Bewegung, voran die Garden. Am Morgen des 19. neun Uhr kam Napoleon zur Stadt, um noch einen Abſchiedsbeſuch bei dem König von Sachſen zu machen; dann gegen zehn Uhr brach er von Leipzig auf. Er wollte mit Murat durchs Rannſtädter Thor nach Lindenau, wo die vorausgeſandte alte Garde ſeiner harrte. Er ritt vom Thomäiſchen Hauſe, wo der König von Sachſen wohnte, über den Markt nach der Hainſtraße, um zu dem Thore zu kommen. Aber es war von dem flüchtenden Troſſe geſperrt, weder die Furcht vor ſeinem Anblick, noch die Säbelhiebe ſeines Gefolgs konnten Bahn machen. Napoleon mußte umkehren und auf einem langen Umwege durch die beiden Fleiſchergaſſen zum inneren Petersthor und durch daſſelbe um die Stadt herum nach dem äußeren Rannſtädter Thor reiten. Schon zeigten ſich hier die ruſſiſchen Scharfſchützen Langeron's vom ſchleſiſchen Heere, die durch das Roſenthal vorgedrungen waren: Blücher war überall am rüſtigſten hinter Napoleon her. Napoleon blieb, wie immer, kühl und gelaſſen, bediente ſich jedoch öfters eines Riechfläſchchens. Kaum hatte er bei der kleinen Funkenburg die Elſterbrücke paſſirt, ſo flog ſie hinter ihm auf; in Lindenau blieb er, ſo in Sicherheit, ſodann noch bis Nachmittag drei Uhr. Mehrere Schriftſteller, unter

andern auch der ruſſiſche General Danielewsky Michailowsky in ſeinen Denkwürdigkeiten aus dem Feldzuge von 1813 ſind der Meinung, daß Napoleon nur wegen ſeiner perſönlichen Rettung die Brücke habe ſprengen laſſen. Eine ſpätere, im dritten Band des Spectateur militaire mitgetheilte amtliche Erörterung hat aber dargethan, daß der von Napoleon am 18. erlaſſene Befehl dahin gelautet habe, die Brücke erſt dann zu ſprengen, wenn das ganze Heer in Sicherheit ſein würde. Die Brücke am Elſtermühlgraben war dem Oberſtlieutenant Montfort untergeben. Er begab ſich gegen Mittag zum Fürſten von Neufchatel nach Lindenau, um zu erfahren, welcher Theil des Heeres den Nachtrab bilden werde. Er ließ einen Sappeur-Corporal mit drei Sappeurs an der Brücke zurück mit dem Befehle, dieſe nicht eher als bei Annäherung des Feinds und nur auf den Befehl eines Stabsoffiziers zu ſprengen. Während dem erſchienen die Langeron'ſchen Scharfſchützen und Niemand war da, ſie zu vertreiben. Der Sergeant glaubte, der Augenblick ſei gekommen; er ließ die gelegten Flatterminen anzünden. Dadurch wurden 10,000 Mann abgeſchnitten. Unter ihnen befanden ſich die Marſchälle Macdonald und Fürſt Poniatowsky. Beide hatten ſich nach der Pleiſſenburg zurückgezogen, von hier ſuchten ſie den Weg nach Lindenau auf. Macdonald entkam mit Hülfe ſeines guten Pferds über Pleiſſe und Elſter. Poniatowsky bahnte ſich mit gezogenem Degen mit ſeinem Gefolge und einigen polniſchen Kuiraſſieren einen Weg durch die ihn

verfolgenden Ruſſen. Zweimal verwundet rettet er ſich durch die Pleiſſe, verliert hier aber ſein Pferd und beſteigt ein andres. Er reitet nun durch die zwiſchen Pleiſſe und Elſter befindlichen Gärten, ohne eine Brücke über die Elſter zu treffen. Er wagt, die ruſſiſchen Scharfſchützen hier erblickend, an der Stelle des Reichenbach'ſchen Gartens vor dem Japaniſchen Hauſe, wo ihm nachher das Denkmal errichtet wurde, den Satz über den hochgeſchwollenen, ſchlammigen Fluß, aber ſein Pferd ſchlägt im Waſſer mit ihm über, den zweimal Verwundeten verläßt die letzte Kraft, Roß und Reiter verſchwinden und kommen nicht wieder zum Vorſchein. Erſt fünf Tage darauf, am 24. October ward ſein Leichnam aufgefunden. Schon bei ſeiner Geburt, ſagt man, ſoll ihm der Tod „durch eine Elſter" geweiſſagt worden ſein.

Während dieſer Vorfälle auf der Fluchtſeite der franzöſiſchen Armee am weſtlichen Thore der Stadt nach Lindenau zu, waren die verbündeten Heere nach und nach auf die andern drei Stadtthore im Oſten, Süden und Norden losgedrungen, nachdem ſie ſich der hartnäckig vertheidigten Außenwerke und Vorſtädte bemächtigt hatten. Der Kampf war hier noch einmal furchtbar, Angriff und Vertheidigung wurden mit Erbitterung, Wuth, ja wahrem Blutdurſt unternommen; von 10,000 Mann, die gegen 10,000 Mann fochten, wurden noch 5000 kampfunfähig gemacht. Die preußiſchen Truppen des Bülow'ſchen Corps vom Nordheer des Kronprinzen von Schweden, die von Schönfeld und Reudnitz nach dem öſtlichen Grimmaiſchen

Thor vordrangen, waren die erſten, die in der Nähe des Schönfelder Schlags durch ein hölzernes Thor und dann durch eine Quergaſſe in die Stadt brachen. Halbzwölf Uhr ertönte der tiefe Hörnerklang der pommerſchen Scharfſchützen durch die Straßen Leipzigs. Bald darauf erſtürmte der Prinz von Heſſen-Homburg an der Spitze der oſtpreußiſchen Landwehr, von Schweden und Ruſſen unterſtützt, das äußere Grimmaiſche Thor. Nach einem heißen Kampfe wurden die franzöſiſchen Kanonen am innern Grimmaiſchen Thore genommen und das Nordheer hielt ſeinen Einzug. Mit aus den Fenſtern wehenden Tüchern empfing man die Befreier, Jungfrauen und Frauen erſchienen mitten unter dem Kugelregen, um die Stürmenden mit Wein und Branntwein zu erquicken. Die Franzoſen wehrten ſich von Straße zu Straße mit der höchſten Tapferkeit. Ein Bataillon junger Garde hielt ſich, während die Preußen ſchon in die Stadt vorgedrungen waren, noch immer lange auf dem Johanniskirchhof in der Grimmaiſchen Vorſtadt gegen die andrängenden preußiſchen Tirailleurs. Heldenmüthig brach das Bataillon zuletzt in geſchloſſenen Gliedern im Sturmſchritte vor, um ſich durch die Stadt mit dem Bayonnete durchzuſchlagen. Wohl geordnet kamen ſie die Grimmaiſche Gaſſe herab, wurden aber hier von Preußen und Schweden wieder zurück nach dem Kirchhof getrieben und retteten ſich nun in die Kirche, wo ſie zum Theil hinter dem Altar hervorgezogen wurden; was nicht niedergehauen war, mußte ſich ergeben. Eben ſo ward die Bürger-

ſchule durch die Franzoſen von Stockwerk zu Stockwerk, von Claſſe zu Claſſe vertheidigt, die letzten Franzoſen mußten aus den Fenſtern herabgeſtürzt werden, man erſtach ſie unten mit den Bayonneten.

Gleichzeitig mit dem Nordheer war links von demſelben das Corps Bennigſen's über Stötteritz nach dem Grimmaiſchen Thore vorgedrungen. Klaſſig, ein Freiwilliger, ein geborner Leipziger, zeigte die gelegenſten Stellen, um vorwärts zu kommen. Das Bennigſen'ſche Corps zog theils durch das Grimmaiſche Thor, theils links über den Roßplatz hinweg durch das Petersthor in Leipzig ein. Bennigſen ſtellte ſofort, nachdem er auf dem Markte die ſächſiſche Wache das Gewehr hatte ſtrecken laſſen, dem König von Sachſen ein Bataillon zur Deckung.

Das Hauptheer Schwarzenberg's, bei welchem die Monarchen ſich befanden, war über Probſtheida vorgerückt. Beim Thonberge, wo Tags vorher Napoleon ſeinen Standpunkt gehabt hatte, machten die verbündeten Herrſcher Halt, um mit den Abgeordneten des Königs von Sachſen, des Leipziger Magiſtrats und des Marſchall Macdonald zu unterhandeln. In Folge dieſer Unterhandlung ward beſchloſſen, die Stadt mit dem Sturme zu verſchonen und ſich mit der Erzwingung der Thore zu begnügen. Die Angriffsſäulen ſetzten ſich hierauf nach dem Petersthore, dem ſüdlichen Thore Leipzigs, in Bewegung. Voran rückte das Wittgenſtein'ſche Corps. Als es mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen defilirte, ritt Alexander an jeden einzelnen Schlachthaufen heran

und nahm ſeinen Soldaten das feierliche Verſprechen ab, ſich großmüthig gegen die Beſiegten zu bezeigen und den bisher ohnehin hart gedrückten Einwohnern Leipzigs nicht beſchwerlich zu fallen. Nach dem Wittgenſtein'ſchen Corps zogen die Preußen vom Kleiſtſchen Corps. Auf dem Wege erhielt man die Nachricht, daß das Grimmaiſche Thor ſchon von Bülow und Bennigſen genommen ſei, der am Petersthore aufgeſtellte Feind ward von Bennigſen in den Rücken genommen, ſo ging auch das Petersthor an die Verbündeten über.

Etwas ſpäter rückte das ſchleſiſche Heer unter Blücher über Pfaffendorf durch das nördliche Halleſche Thor in Leipzig ein. Der Poſten von Pfaffendorf und der Halleſchen Vorſtadt lag der franzöſiſchen Rückzugslinie von Lindenau am nächſten, ward alſo mit der möglichſten Hartnäckigkeit vertheidigt. Erſt als die Preußen des Nordheers unter Bülow eingerückt waren und die Franzoſen ſich im Rücken bedrängt ſahen, gaben ſie ihre Stellung auf und nahmen nach Lindenau ihre Flucht.

Es war Mittags um ein Uhr, als der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen, während am Halleſchen und Rannſtädter Thore der Kampf noch fortwährte, ihren Einzug durch das Grimmaiſche Thor hielten. Vor ihnen war ſchon der Kronprinz von Schweden durch daſſelbe Thor eingeritten. Etwas ſpäter traf Kaiſer Franz ein. Die eingerückten Truppencorps der Verbündeten bildeten Reihen und ließen ihre Kriegsmuſik ſchallen. Auch die franzöſiſchen und

Rheinbundstruppen, die gefangen genommen worden waren, begrüßten nach Kriegsweiſe die Sieger und ließen ihr Spiel rühren. Das eroberte Geſchütz — 350 Kanonen wurden erbeutet und vor dem Petersthore aufgefahren — gab die Ehrenſchüſſe. In die Muſik und in den Donner der Kanonen miſchte ſich der Jubel der Einwohner der Stadt, die aus den bis in die höchſten Stockwerke mit Menſchen gefüllten Fenſtern jedem vorübergehenden Zuge ihr Lebehoch zuriefen. Auf dem Markte am Thomäiſchen Hauſe, wo der König von Sachſen wohnte, kam der Kronprinz von Schweden den beiden Monarchen entgegen. Er hatte ſich lange und freundlich mit dem König Friedrich Auguſt unterhalten, um ihm die Entfernung anzudeuten und zu vermitteln, in die er zu den alliirten Fürſten durch die Verhältniſſe und ſein Verhalten gekommen ſei. Während Alexander vom Pferde ſtieg und auf der Straße mit dem Kronprinzen einige Worte wechſelte, blieb Friedrich Auguſt in der Hausflur des Thomäiſchen Hauſes ſtehen. Alexander bemerkte ihn nicht. Der König ließ dann um eine perſönliche Zuſammenkunft bitten, man antwortete ihm aber nicht und einige Stunden ſpäter überbrachte ihm der Geh. Rath von Anſtetten die Erklärung des ruſſiſchen Kaiſers, daß er ihn als ſeinen Gefangenen betrachte.

Auf dem Marktplatz umarmten ſich die verbündeten Monarchen und Feldherrn und dankten Gott für den verliehenen Sieg. Unterdeſſen kam Blücher vom Halleſchen Thor her. Der Kaiſer Alexander ging ihm entgegen und führte ihn König Friedrich Wilhelm

als den Befreier Deutſchlands auf und entgegen. Friedrich Wilhelm dankte ihm mit Rührung.

Die Truppen bezogen ein Bivouac rings um die eroberte Stadt. Die preußiſchen und ruſſiſchen Garden bildeten die Beſatzung von Leipzig. Noch an dem Siegestage muſterten die drei Monarchen ihre noch vom Pulverdampf geſchwärzten Truppen. Ein langer Zug bewegte ſich aus der Stadt, voran eine Abtheilung der ungariſchen Nobelgarde, von oben bis unten mit Silber bedeckt, ſo daß man kaum die Farbe ihrer Uniform entdecken konnte; hierauf die drei Monarchen, rechts Alexander, in der Mitte Franz, links Friedrich Wilhelm; dann die Prinzen der verſchiedenen Häuſer, an der Spitze die Kronprinzen von Schweden und Preußen und der Großfürſt Conſtantin; dann die commandirenden Generale, unter denen beſonders Blücher neben Schwarzenberg hervorleuchtete; endlich die große Zahl von Diviſions- und Brigadegeneralen und Adjutanten; den Zug beſchloß eine Abtheilung preußiſcher Garde du Corps, die bei Probſtheida Wunder gethan hatte und vom Schlachtfeld gerade zur Parade kam, und von den ruſſiſchen Gardekoſacken, die ſelbſt von rieſenhafter Länge auch noch auf ſehr hohen Sätteln ſaßen, ſo daß ſie, wie Augenzeugen verſichern, wie die Napoleoniſche Dromedar-Cavalerie in Aegypten ſich ausnahmen.

Die drei Monarchen durchzogen die Reihen der Truppen: bei jedem Bataillon ſchlugen die Tambours, rührte die Feldmuſik das Spiel und ein enthuſiaſtiſches Hurrah empfing die Herrſcher und Heerführer. Kaiſer Franz ritt ein ſchönes Pferd, aber es ging ruhig und

der Kaiſer ſaß ruhig, faſt theilnahmlos auf demſelben, der lange Paradezug ſchien ihn zu langweilen; er trug einen einfachen grauen Rock über ſeiner weißen Uniform, rothe Beinkleider und einen Hut brodirt mit Treſſen. Der ſchöne ritterliche Alexander ritt einen herrlichen, dunkelbraunen Engländer, ſein Pferd courbettirte und er ſelbſt machte fortwährend rechts und links verbindliche Complimente. Der König Friedrich Wilhelm, ſtets ein vorzüglicher Reiter, ſaß mit königlichem Anſtand auf ſeinem Lichtbraunen und das Pferd ging auch, als wüßte es, daß es einen König trage, ſtolz und ſicher; in dem König war eine liebenswürdige Freundlichkeit mit dem gewöhnlichen Ernſte gemiſcht, es ſtand eine gewiſſe Genugthuung in ſeinem Geſichte zu leſen, daß ſeine Preußen die Hauptſache zu dem Siege gethan hatten.

Aber der Sieg hatte große Opfer verlangt. Noch ſieben Tage nach der Schlacht fand Dr. Reil, deſſen Bericht Droyſen im Leben York's giebt, 20,000 Verwundete von allen Nationen. Sie wurden „wie die Kälber auf Schubkarren zuſammengeklumpt" eingebracht und lagen, „eingeſchichtet wie die Heringe in ihren Tonnen, in ihren blutigen Gewändern in dumpfen Spelunken, ſcheibenleeren Schulen, wölbiſchen Kirchen." „Nicht ein einziges Bürgerhaus war den gemeinen Soldaten zum Spitale eingeräumt. Der Kinnbackenkrampf in allen Ecken und Winkeln, dazu Hunger, Kälte, Stickluft und Dünſte, die der Avernus nicht giftiger aushauchen kann. Dachſchindeln zum Schienen der zerbrochnen Glieder. Amputationen mit ſtumpfen

Meſſern. Die zügelloſeſte Phantaſie kann ſich nicht ein Bild des Jammers in ſo grellen Zügen ausmalen.“

Der Kaiſer von Oeſtreich kehrte nach der Parade wieder nach ſeinem Hoflager in Rötha zurück, der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen übernachteten in der Stadt, erſterer im Hauſe des Doctor Hillich.

Nach wenigen Tagen Aufenthalt in Leipzig begab ſich der König nach Berlin, um Gott an demſelben Tage, wo vor ſieben Jahren die Franzoſen zuerſt in Berlin eingerückt waren, für ihre Vertreibung zu danken; er ſank am 24. October im Dome mit allem Volke auf die Kniee; er reiſte dann nach Breslau und begab ſich am 8. November wieder zur Armee ins Hauptquartier nach Frankfurt am Main.

Die Verfolgung Napoleon's wurde von den Alliirten mit Nachdruck betrieben, Blücher war es auch hier wieder, der vorzüglich eifrig hinter ſeinen Ferſen her war. Er ſagte immer: „wenn ich den Bonaparte kriege, laſſe ich ihn aushauen.“ Schon in der Nacht vom 18. zum 19. hatte er den York'ſchen Heerhaufen gen Halle entſendet, um hier die Franzoſen bei ihrem Rückzuge zu erwarten. Napoleon ging am 20. October über die Saale bei Weißenfels und weil der Köſener Paß bei Naumburg verlegt war, zog er ſich rechts auf Freiburg, um von da auf Nebenwegen nach Erfurt zu kommen. Schon bei Weißenfels an der Saale und noch mehr bei Freiburg an der Unſtrut erneuerten ſich die Scenen der Bereſina. Die Franzoſen ſelbſt riefen: Voilà cet homme, de la même manière qu'il est sorti de la Russie! Die

Mannszucht war entſchwunden. Waffen, Kanonen, Munitionswagen bedeckten die Chauſſée und die Felder neben ihr weit und breit. In Weißenfels nahm Napoleon Quartier am 20. in dem kleinen Luſthauſe eines Weinbergs des Bürgermeiſters. Er litt unſäglich, er konnte die finſtern, vorwurfsvollen Geſichter ſeiner Soldaten nicht ertragen. Sein ſonſt ſo hartes Gemüth war jetzt erweicht. Er enthielt ſich aller Anklagen und klagte nur mit ſeinen Getreuen. In Freiburg hielt er eine kurze Raſt. Man will ihn hier durch ein Fenſter erblickt haben, wie er, den Kopf auf den Arm geſtützt, wie in dumpfe Verzweiflung verſunken, daſaß; ihm gegenüber Berthier in einer gleichen Stellung. Beide blieben ſtumm, Offiziere, die hereintraten, wurden durch eine Handbewegung ſtillſchweigend abgewieſen. Erfurt erreichte Napoleon am 23. October, blieb zwei Tage und zog dann weiter auf der Straße nach Hanau, um Mainz zu gewinnen. Als er den Werthheimer Paß bei Gelnhauſen von den Baiern unter Wrede nicht beſetzt fand, rief er zufrieden aus: „Der Weg iſt frei, jetzt findet unſer Rheinübergang kein Hinderniß mehr!“ Am 30. und 31. October ſchlug er ſich bei Hanau durch Wrede durch, am 2. November erreichte er Mainz. Hier blieb er ſechs Tage, am 9. November war er wieder in Paris. Von 300,000 Mann brachte er nur noch 70,000 über den Rhein.

Durch Baierns Uebertritt im Rieder Vertrag vom 8. October war der Rheinbund aufgelöſt worden. Am 2. November trat auch Würtemberg zu den Alliirten.

Deutſchland wurde nach und nach von den Franzoſen geſäubert, die Feſtungen capitulirten, zuletzt erſt nach abgeſchloſſenem Frieden Erfurt, Magdeburg und das von Tettenborn im Anfang des Jahrs befreite, aber von Davouſt wieder beſetzte Hamburg. Auch Holland, die Schweiz und Italien fielen ab von Frankreich.

Das Hauptquartier der verbündeten Monarchen blieb bis gegen Ausgang des Jahres zu Frankfurt am Main. Hier bot man Napoleon nochmals die Rheingrenze an. Oeſtreich wünſchte den Krieg bald beendigt, es wünſchte nicht einmal den Rhein zu überſchreiten. Metternich gab Napoleon zu verſtehen, daß es höchlich unangenehm ſei, „einen Krieg mit Baſchkiren und Koſacken führen zu ſollen.“ Preußen dagegen war dafür, Napoleon dürfe nicht geſchont werden, und nicht bloß Napoleon, Frankreich müſſe gedemüthigt werden. So war wenigſtens die Meinung der Energiſchen unter den preußiſchen Staatsmännern und die Meinung des Heers, namentlich des ſchleſiſchen Heers und Blücher's. Napoleon verſäumte, den günſtigen Augenblick zu benutzen, er ernannte nur, um Oeſtreich zu gewinnen, Coulaincourt, der das Vertrauen Metternich's erworben, zum Miniſter des Auswärtigen, es ward ein Friedenscongreß zu Chatillon an der Seine anberaumt. Unterdeß aber nahm der Krieg ſeinen Fortgang. Es ward in einem großen Kriegsrathe, dem außer den beiden Kaiſern und König Friedrich Wilhelm, der Fürſt Schwarzenberg, Graf Barclay de Tolly, Graf Pozzo di Borgo, Feldmarſchall Blücher, der Kronprinz von Würtemberg und

Graf Wrede beiwohnten, der Winterfeldzug, der ungeſäumte Weiterangriff Napoleon's in Frankreich beſchloſſen. Es ward beſchloſſen, mitten durch den ſtählernen Gürtel, den Frankreich in ſeinen dreiundſiebzig feſten Plätzen von Dünkirchen bis zu den Alpen um ſich hat, auf den kürzeſten Wegen nach Paris vorzugehen. Und zwar in drei großen Armeecorps: ſüdlich bei Baſel durch die Schweiz Fürſt Schwarzenberg mit der Hauptmacht, bei welcher ſich auch wieder die Monarchen befinden ſollten — nördlich durch die Niederlande das Nordheer unter Bülow, der ſich ſchon in Göttingen von dem nach Holſtein und Dänemark ziehenden Kronprinzen von Schweden getrennt hatte — endlich in der Mitte das ſchleſiſche Heer unter Blücher. Die Hauptmacht unter Schwarzenberg ſollte auf der einen Seite durch das ſüdliche Frankreich ſich mit Italien und auf der andern Seite mit den Engländern und Spaniern, die über die Pyrenäen eingedrungen waren, in Verbindung ſetzen, in den Ebenen der Champagne aber mit dem ſchleſiſchen Heere Blücher's zuſammentreffen und dieſes Heer wieder ſeine Verbindung mit dem Nordheer Bülow's in den Niederlanden zu gewinnen ſuchen. Das Geſammtheer, welches in Rüſtung ſtand, betrug eine Million, die Hälfte davon betrat das Kampffeld in Frankreich. Zwei Monate hatte man gezaudert, wie aus einem gewiſſen Grauen, den franzöſiſchen Boden zu betreten.

Der Hauptheld des Kriegs in Frankreich ward wieder Blücher. Mit einem kräftigen Aufrufe an ſeine alten Truppen, mit einem herzlichen Gruße an

die nachrückenden neuen, nahm er am Jahresſchluß Abſchied vom deutſchen Boden und ſetzte gerade in der Neujahrsnacht 1814 bei Koblenz und bei Mannheim über den Rhein. Auf franzöſiſchem Boden angelangt, ſuchte er nun unaufhaltſam vorwärts auf die Hauptſtadt loszukommen. Er bemächtigte ſich Lothringens und ſtand am 19. Januar mit Schwarzenberg in den Ebenen der Champagne. Napoleon ging am 23. Januar von Paris nach dem Kriegsſchauplatz ab, am 25. Januar war er in Chalons an der Marne, hier war der Mittelpunkt der Stellung ſeines Heers, das 60,000 Mann ſtark war. Ihm ſtanden die Verbündeten mit 200,000 Mann entgegen. Blücher's Plan war, ſchnell auf Chalons vorzudringen, um Napoleon's Geſammtmacht auf ſich zu lenken und ſie dann links auf das Hauptheer Schwarzenberg's zu ziehen. So nur und nicht anders hoffte er dieſen zu einer thätigen Mitwirkung zu drängen. Schwarzenberg war gerade das Gegentheil von Blücher. So lebhaft und ſtürmiſch Blücher war, ſo bedächtig und langſam bewegte Schwarzenberg ſich. Er ward durch eine Menge Rückſichten zum Zögern und Zaudern, Bedenken und Raſten, Abwarten und Ausweichen beſtimmt. Das Hauptaugenmerk der öſtreichiſchen Politik war Italien; ehe man nicht zuverläſſige Nachricht erhielt, daß die Eroberung dieſes Landes geglückt ſei, war der öſtreichiſche Feldherr im Intereſſe ſeines Cabinets in den Angriffsplänen auf Paris nicht zu beflügeln. Eine nicht minder dringende Rückſicht für

Oeſtreich, deſſen Kaiſer der Vater der Gemahlin Napoleon's, der Großvater des Königs von Rom war, war, die Dinge nicht auf das Aeußerſte kommen zu laſſen. Oeſtreich ſuchte Napoleon zu halten, um ein Gegengewicht gegen Rußlands ſteigenden Einfluß zu behalten. Endlich mochte wohl auch Oeſtreich über Preußens Popularität bange werden, die immer mehr und mehr in Deutſchland überhand nahm.

Den erſten großen Zuſammenſtoß mit Napoleon auf franzöſiſchen Boden hatte Blücher am 1. und 2. Febr. zu Brienne, einem Schloſſe, wo einſt Napoleon die Kriegsſchule beſucht hatte, das die Wiege ſeiner kriegeriſchen Laufbahn geweſen war. Blücher war ſo glücklich die Schlacht bei Brienne, freilich mit 80,000 M. gegen 36,000, zu gewinnen, Napoleon büßte 6000 Menſchen und dreiundſiebzig Geſchützſtücke ein und was weit wichtiger war, er verlor immer mehr den Nimbus der Unbeſiegbarkeit, der ihn in der Meinung des franzöſiſchen Volks ſo hoch erhoben hatte. Alexander, von der Wichtigkeit des glücklichen Ausgangs der erſten Schlacht in Frankreich durchdrungen, umarmte damals auf der Höhe von Trannes, wo er mit Franz und Friedrich Wilhelm dem Verlaufe des Kampfes zugeſehen hatte, den Siegesboten Blücher's, ſeinen Adjutanten, Grafen Noſtitz, mit den Worten: „Sagen Sie dem Feldmarſchall, daß er allen ſeinen früheren Siegen die Krone aufgeſetzt hat!“

Blücher's Meinung vor und nach der Schlacht bei Brienne war und blieb es, daß man mit vereinter

Macht geraden Wegs nach Paris vordringen ſolle, wodurch der Krieg nach wenig Märſchen beendigt ſein würde. Im Hauptquartier der verbündeten Monarchen war aber eine große Anzahl Stimmen fürs Diplomatiſiren, ſowohl mit Napoleon, als mit der bourboniſchen Partei in Paris. Am 5. Februar begannen die Verhandlungen des Congreſſes zu Chatillon an der Seine. Von Seiten Napoleons erſchien hier Coulaincourt, Herzog von Vicenza, dem der Kaiſer, wie erwähnt, weil er nicht nur Metternich, ſondern auch Alexandern angenehmer war, an Maret's Stelle das Miniſterium des Aeußern vertraut und dem er carte blanche gegeben hatte. Von Seiten der Großmächte erſchienen zwar nicht die Miniſter des Auswärtigen ſelbſt, obwohl ſie, Metternich, Hardenberg, Neſſelrode, ſämmtlich im Hauptquartier waren, oder wie Caſtlereagh erwartet wurden, aber die nächſtſtehenden, einflußreichſten Diplomaten, für Rußland der Graf Raſumoffsky, für Oeſtreich der Graf Stadion, für Preußen der Freiherr Wilhelm von Humboldt, für England die Lords Aberdeen und Cathcart, und der General Stewart, Caſtlereagh's des Miniſters des Aeußern Bruder. Man bot Napoleon nicht mehr die Rheingrenze, wie in Frankfurt, ſondern die Grenzen von 1792. Das glaubte Vicenza nicht annehmen zu dürfen. Er holte neue Inſtructionen ein und ſie lauteten dahin: „Napoleon begehre die Rheingrenze, das Königreich Italien für Eugen und Entſchädigungen für die übrigen Napoleoniſchen Dynaſtien.“ Das ward abgeſchlagen, damit hatte der Congreß ein Ende

— die Unterhandlungen dauerten aber noch bis gegen März; von Seiten Oeſtreichs wünſchte man den Frieden, namentlich um Rußlands Einfluß, der auf dem Congreß zu Chatillon der überwiegende war, zu begegnen. Wie mit Napoleon, unterhandelte man mit den Abgeſandten der bourboniſchen Partei in Paris. Wenige Tage vor der Schlacht bei Brienne war la Harpe, zeither Geſandter der Schweiz bei der franzöſiſchen Regierung, einſt Lehrer des Kaiſers Alexander, in Barſur Aube eingetroffen und hatte die Verſicherung überbracht, daß ein großer Theil des franzöſiſchen Senats gegen Napoleon geſtimmt ſei. Die Diplomaten ſuchten nun Blücher zu beweiſen, daß Napoleon auch ohne Krieg vom Throne werde herunter ſteigen müſſen, da in Frankreich eine Partei zu Gunſten der Bourbons aufgeſtanden ſei, die ihn ſtürzen wolle. Blücher aber ſagte ihnen ins Geſicht: „Die Hundsfötterei der Franzoſen iſt keine Revanche für uns. Wir müſſen ihn herunterwerfen, wir. Aber ihr meint Wunder, wie klug ihr ſeid — man Geduld! Sie werden euch ſchon die gehörigen Naſen drehen und ihr werdet noch ſo lange fuchsſchwänzen und politiſiren, bis wir die Nation wieder auf dem Halſe haben. Aber dann fährt euch das Donnerwetter an den Kopf.“ Er ſchrieb von Brienne aus an Schwarzenberg: „Wir müſſen nach Paris. Napoleon hat in allen Hauptſtädten von Europa ſeine Viſite gemacht; ſollen wir weniger höflich ſein als er?“ Blücher drang aber diesmal noch nicht durch. In dem am 2. Februar im Schloß zu Brienne

abgehaltenen Kriegsrathe ward beſchloſſen, daß, da man für die vereinigten Armeen auf einer einzigen Straße nicht hinreichende Verpflegungsmittel finden könne, man ſich trennen müſſe. Blücher erhielt den Befehl an der Marne über Chalons, Chateau Thierry und Meaux zu operiren, während Schwarzenberg an der Seine über Troyes und Fontainebleau vorgehen wolle.

Es folgten auf dieſen Beſchluß die Gefahren des Februars. Napoleon entfaltete nach der Schlacht von Brienne noch einmal das große alte Feldherrngenie von 1796. Die beiden Armeen zogen getrennt und ohne Verbindung unter einander ihren Weg nach Paris. Blücher's Vortrab erreichte die Gegend von Meaux und war noch kaum zwei Tagemärſche von der Hauptſtadt entfernt. Gleichzeitig näherte ſich die Spitze des Schwarzenbergiſchen Heers längs der Seine und Yonne dem Ziele, ſie drang bis Monterau, wo die Yonne in die Seine einfällt, auf der Straße nach Fontainebleau vor. Aber jetzt wendete ſich das Kriegsglück. Die Abſonderung der beiden großen Heere wurde das Verderben Blücher's und brachte auch Schwarzenberg um alle Vortheile. Napoleon warf ſich auf die getrennten Corps der nach Paris marſchirenden ſchleſiſchen Armee, er vernichtet den General Olſufiew mit dem Nachtrab des vorausziehenden Sacken'ſchen Corps, am 10. Februar bei Champaubert, er ſchlägt ſodann entſcheidend Sacken ſelbſt am 11. bei Montmirail, dann den Sacken nachfolgenden York am 12. bei Chateau Thierry, am 13. Ziethen mit der Avantgarde des Kleiſt'ſchen Corps, und Blücher endlich mit

dem Kleiſt'ſchen Corps zuletzt ziehend, wird am 14. über den Wald von Etoges nach Chalons zurückgeworfen. „Das war, ſchreibt Raumer als Augenzeuge in ſeinen Erinnerungen, der bedenklichſte, verhängnißvollſte Augenblick im ganzen Krieg. Blücher, Gneiſenau, Prinz Auguſt Ferdinand, Kleiſt, Grolmann und viele andere höchſt bedeutende Männer ſchienen dem Tode verfallen: große Maſſen franzöſiſcher Reiterei waren vorausgeeilt und hatten den Rückzug abgeſchnitten. Der Prinz Auguſt Ferdinand zog den Degen und rief: „Lieber wollen wir uns alle niederhauen laſſen, als uns ergeben!“ Ein Viereck preußiſcher Infanterie wurde gebildet, ich ſehe noch die hohe Heldengeſtalt Grolmann's, der mit großer und muthiger Ruhe den Soldaten Muth einſprach. Wir ſetzten uns nun mit dieſer Infanterie in Marſch und ſchlugen uns durch die franzöſiſche Cavalerie durch, wobei eine ruſſiſche Batterie mit wohlgerichtetem Kartätſchenfeuer uns unterſtützte. So kamen wir in den Wald und glaubten die Gefahr hinter uns zu haben. Allein vorgeeilte franzöſiſche Cavaleriſten waren im Walde abgeſeſſen und ſchoſſen mit Carabinern auf uns. Ruſſiſche Artillerie ſchlug ſich auf der Straße retirirend, wir ritten zwiſchen ihrem Zuge und dem Chauſſéegraben; es iſt ein Wunder, daß wir nicht alle fielen.“ Darauf warf ſich Napoleon auf das Schwarzenbergiſche Heer, er ſchlägt am 18. den Kronprinzen von Würtemberg bei Montereau über die Seine zurück, das ganze Schwarzenbergiſche Heer machte eine

rückgängige Bewegung bis hinter Troyes. In dieſen Tagen war es, wo die Verbündeten den Kaiſer Napoleon den letzten Friedensantrag machten, mit der Grenze Frankreichs vom Jahre 1792. Napoleon erhielt dieſen Friedensantrag auf dem Schloſſe Sürville bei Montereau, er rief voll Unwillen aus: „Die Verbündeten vergeſſen, daß ich Wien näher bin, als ſie Paris.“ Es ward darauf von den verbündeten Monarchen und Feldherrn am 23. Februar ein Kriegsrath gehalten und in dieſem beſchloſſen, daß das Schwarzenbergiſche Heer den Rückzug bis Chaumont und Langres an der Marne fortſetzen ſolle. Dagegen verbanden ſich die drei Monarchen mit England am 1. März 1814 zu Chaumont zu einem neuen Bündniß gegen Napoleon auf zwanzig Jahre, jede der vier Großmächte verſprach 150,000 Mann ſtreitfertig zu halten. Nichtsdeſtoweniger erklärte Metternich noch am 8. März: „er hoffe doch den Frieden, England ſei ſtark genug, ihn wollen zu können. Schließe Napoleon ihn aber jetzt nicht, ſo würden die durchdringen, die einen Vernichtungskampf wollten.“ Ja ſelbſt am 18. März, da die Unterhandlungen ihr Ende erreicht hatten, verſicherte er noch: „daß er alles thue, um Caſtlereagh noch einige Tage im Hauptquartier zu halten.“ Sei dieſer abgereiſt, ſo werde kein Friede mehr geſchloſſen. Auch Blücher hatte zufolge des Kriegsrathsbeſchluſſes vom 23. Februar zurückgehen ſollen, er hatte aber mit Beſtimmtheit erklärt, daß er einen weitern Rückzug nicht mitmachen werde. Er äußerte damals, als er den Befehl zum Rückzug erhalten hatte: „Wir müſſen allen beiden ein

septleva biegen, dem Bonaparte und unſern lieben Brüdern, daß ihnen die Augen über- und ufgehn, das hilft nu Alles mal nichts. Druf, das hilft!“ Er pflegte „die Wiſche“ wie er die einlaufenden Depeſchen in ſeiner ſtarken Sprache nannte, ſchon lange vorher erſt dann, wenn ihm ſeine einmal beſchloſſenen Manövres gelungen waren, zu öffnen und darauf ſich in ſehr expreſſive Herzensergießungen auszuſtrömen: „Hab ich's doch geſagt, das iſt gewiß wieder von dem überſchlauen Metternich, dem liſtigen Eſel, ausgeheckt; hätt' ich dem Schafskopf gefolgt, ſo wäre ſchon längſt das ganze Hauptquartier zum Teufel!“ Der Oberſt von Grolmann erwirkte Blüchern in Bar ſur Aube die Zuſtimmung der Monarchen zu ſeinem Plane, in Vereinigung mit dem Nordheer Bülow's und Winzingerode's den Marſch nach Paris zu unternehmen. Die Vereinigung mit dem Nordheer, welches aus den Niederlanden vorgerückt war, gelang ihm glücklich am 3. März. Dadurch hatte nun Blücher eine neue Baſis gewonnen. Er lieferte, freilich 100,000 Mann ſtark, Napoleon, der nur etwas über 50,000 Mann unter ſich hatte, am 9. März die Schlacht bei Laon und gewann ſie. Napoleon ſchrieb ſich zwar den Sieg zu, hatte aber ſechzig Kanonen und 8000 Soldaten eingebüßt und mußte in ſeinem Bülletin zugeben: „daß er die Höhen von Laon unangreifbar gefunden habe.“

Den unbegreiflichen Umſtand, weshalb Blücher den Sieg bei Laon nicht verfolgte, hat Raumer in ſeinen

Erinnerungen aus einer Mittheilung aus Gneiſenau's Munde begreiflich gemacht. Gneiſenau brachte noch in Laon dem an einem Augenübel erkrankten Feldmarſchall eine Ordre an General York zur Unterſchrift. Er lag im Bett. Gneiſenau ſandte die Ordre, ohne ſie noch einmal anzuſehen, fort. York fand, daß der Feldmarſchall ſeinen Namen umgekehrt unterzeichnet hatte. Er ging zu Kleiſt und ſagte ihm: „Da ſieht man's, der Alte iſt wieder verrückt geworden, wie früher in Pommern! So iſt's eigentlich Gneiſenau, der uns befiehlt, das müſſen wir nicht leiden.“ Beide wollten Prinz Wilhelm an Blücher's Stelle bringen, aber da es nach dem Alter des Patents ging, wäre ein ruſſiſcher General an Blücher's Stelle gekommen. So unterblieb der Plan und Gneiſenau, der ſich erbot zurückzutreten, erhielt Befehl zu bleiben. Nur am erſten Schlachttage von Laon war Blücher einige Stunden zu Pferde, von Laon bis Paris mußte er im Wagen gefahren werden. Die Mißverhältniſſe bei der Blücher'ſchen Armee vermehrten noch die Reibungen derſelben mit der niederländiſchen Armee Bülow's. Dieſe war bei weitem nicht ſo angegriffen, hatte gute Tage in Belgien gehabt, war trefflich ausgeſtattet, mit reichlichen Vorräthen verſehen und wollte doch von dieſen nichts abgeben. „Alle Bülow's ſind eigen, für ihre Meinung eingenommen und nicht ſehr verträglich,“ urtheilte Scharnhorſt in einem Briefe vom Jahre 1811 an York und von Bülow-Dennewitz insbeſondere ſein genialer Bruder: „unter uns Brüdern iſt er der Beſchränkteſte, aber darum immer noch der klügſte Offizier in der Armee.“

Die größte Freude erlebte der alte Blücher, als die frohe Nachricht an ihm gelangte, daß auch nun endlich am 23. März im Hauptquartier zu Pougy in der Champagne nach einem in der Wohnung des Kaiſers Alexander abgehaltenen Kriegsrathe der Entſchluß durchgedrungen ſei, die Unterhandlungen ganz abzubrechen und mit geſammter vereinigter Heeresmacht auf Paris loszurücken, weshalb das Hauptheer, mit ihm Friedrich Wilhelm und Alexander, die Richtung nach Chalons einſchlagen und ſich mit Blücher vereinigen ſolle. Kaiſer Franz begab ſich, aus Rückſicht für ſeine Tochter, die Kaiſerin Marie Luiſe, nicht mit nach Paris, ſondern zu dem Südheer nach Lyon: er ritt mit Metternich und den andern Diplomaten nach Dijon. Als Blücher dieſe frohe Nachricht erhielt, rief er aus: „Das iſt doch einmal eine Nachricht! Nun heißt's nicht mehr blos bei uns, ſondern überall: Vorwärts! Das wußte ich wohl, daß mein tapferer Bruder Schwarzenberg doch noch eines Sinnes mit mir werden würde. Nun wollen wir auch bald ein Ende machen!“

Napoleon war nach der gegen Blücher verlornen Schlacht bei Laon wieder gegen Schwarzenberg gezogen, ſein Angriff auf denſelben in den Gefechten bei Arcis ſur Aube am 20. und 21. März wurde aber mit Verluſt zurückgewieſen. Nun befand er ſich in einer mißlichen Lage, Paris war hinter ihm gefährdet. Um die Verbündeten von der Hauptſtadt abzuziehen, beſchloß er in ihren Rücken zu gehen und, indem er ſie von Deutſchland abſchnitt, mit Hülfe des aufgeregten

Landvolks einen Gebirgskrieg in ihrem Rücken zu beginnen. Es ward aber, wie erwähnt, von den Verbündeten beſchloſſen, Napoleon hinter ſich laſſend, demohngeachtet nach Paris vorzugehen. Die unzufriedene Stimmung daſelbſt beſtätigte ſich immer mehr, einer der einflußreichſten Männer der Hauptſtadt, Talleyrand, hatte den Verbündeten geſchrieben: „Vous pouvez tout, et vous n'osez rien. Osez donc une fois!“

Der Ruf: „nach Paris!“ electriſirte Alles. Das Schwarzenbergiſche Heer rückte, während Napoleon öſtlich gegen St. Dizier zog, weſtlich nach Vitry, am 24. März war die Verbindung mit dem ſchleſiſch-niederländiſchen Heere hergeſtellt, das ſich auf Chalons, Rheims, Epernay und Chateau Thierry vertheilt hatte. Am 25. traten beide Heere den Marſch nach Paris an, ſie trafen auf die etwa 30,000 Mann ſtarken Marmont und Mortier, die Napoleon zur Deckung der Hauptſtadt hinterlaſſen hatte. Sie erſchraken nicht wenig, als ſie ſich auf einmal durch 200,000 Mann von Napoleon getrennt ſahen. Sie wurden, trotz der heldenmüthigſten Tapferkeit, mit Verluſt von mehr als 10,000 Mann und über 100 Kanonen nach Paris zurückgedrängt. Am 29. März entfalteten ſich die dunkeln Heerſäulen der Alliirten an den Höhen des Montmartre. Der letzte Kriegsrath der verbündeten Fürſten und Feldherrn ward in dem letzten Nachtquartier der Monarchen zu Bondy auf der Straße von Chalons nach Paris gehalten; es wohnten ihm bei: Alexander, Friedrich Wilhelm — Franz kam erſt am 15. April nach Paris — Schwarzenberg, Barclay de Tolly

und Neſſelrode. Am 30. März, ſechs Uhr Morgens, mit Aufgang der Sonne, die einen heitern, ſchönen Tag verkündigte, fiel der erſte Kanonenſchuß gegen die zeitherige Hauptſtadt der Welt. Von Bondy her bewegten ſich die Heerſäulen Barclay de Tolly's, mit ihnen erſchienen der König, der Kronprinz und der Prinz Wilhelm von Preußen. Eine Stunde ſpäter folgte der Kaiſer von Rußland. Die Oeſtreicher und Würtemberger, die ſich nur langſam längs der Marne fortbewegen konnten, erſchienen erſt gegen Mittag auf dem Schlachtfeld, noch ſpäter Blücher, der aus einem Verſehen den Plan zur Schlacht mit dem Befehle zum Aufbruch erſt um ſieben Uhr Morgens auf ſeinem Marſche auf der Straße von Soiſſons her erhielt. Zum letztenmal ſchlugen ſich die Franzoſen mit der heldenmüthigſten Tapferkeit bis Nachmittags drei Uhr, wo Unterhandlungen angeknüpft wurden. Noch einmal verloren die Alliirten gegen 10,000 Mann, darunter über 7000 Ruſſen und gegen 2000 Preußen. Nachmittags drei Uhr, als Barclay de Tolly mit Marmont eine Waffenruhe auf zwei Stunden abgeſchloſſen hatten, beſtiegen Friedrich Wilhelm und Alexander die vom Feinde verlaſſenen Höhen von Belleville. Vor ihnen lag der Häuſer-Ocean der Weltgebieterin, des ſtolzen, großen, weiten Paris. Weiße Tücher wehten ihnen entgegen, nach allen Seiten ritten Offiziere, die ihre Taſchentücher ſchwenkend, damit das Feuern eingeſtellt werde, den Truppen die Nachricht von der eben abgeſchloſſenen Waffenruhe überbrachten. An Blücher gelangten dieſe

Boten, als eben die Ruſſen unter Langeron den von Mortier beſetzten Montmartre zu ſtürmen ſich in Marſch geſetzt hatten. Sie ließen ſich, während Mortier mit Marmont wegen Anſchluß an die von dieſem eingegangene Waffenruhe in Unterhandlung trat, nicht abhalten vom Sturme, General Kapczewitſch bemächtigte ſich des Montmartre mit neunundzwanzig Kanonen. Mortier wollte ſich nun am Thore von Clichy hinter einer Wagenburg noch vertheidigen, da erſchmetterten die Trompeten und verkündeten feierlich den definitiv erfolgten Abſchluß des Waffenſtillſtandes.

Die Unterhandlungen wegen der Capitulation von Paris, die erſt zwei Uhr Nachts zum Schluſſe kamen, waren nicht nach Blücher's Sinn. Er wollte die Unterwerfung raſch erzwungen wiſſen; nachher meinte er, könne man bewilligen, was man für gut halte. Indem er vom Montmartre herab die Stadt durch das Fernrohr ſich betrachtete, rief er: „Lieber als das Fernrohr, richtete ich meine Kanonen auf das Neſt.“ Als die Uebergabe ſich länger verzog, als er glaubte, ließ er vierundachtzig ſchwere Geſchützſtücke aufpflanzen, und ſchickte ſich zum Uebernachten auf dem Montmartre an. Während dem beſtiegen Friedrich Wilhelm und Alexander die Höhe von Chaumont und warfen noch einen Blick auf die eroberte Stadt, die die Strahlen der untergehenden Sonne beſchienen. Die auf den Höhen und in der Ebene gelagerten 150,000 M. Truppen ſtimmten Freuden-Muſik und frohe Lieder an. Von den Thoren wehten weiße Tücher und Fahnen.

Die Monarchen kehrten dann mit dem Fürſten Schwarzenberg nach Bondy zurück.

Gegen Napoleon war der ruſſiſche General Baron von Winzigerode mit 10,000 Mann Cavalerie und reitender Artillerie zurückgelaſſen worden, um ihn glauben zu machen, das ganze Hauptheer folge ihm. Zwei Tage nach dem Aufbruch der verbündeten Armeen von Vitry am 27. März erfuhr Napoleon nach einem Gefecht mit Winzingerode bei St. Dizier, aus der Ausſage der Gefangenen, daß Schwarzenberg und Blücher auf die Hauptſtadt losgerückt ſeien. Er ſchlug ſofort den Weg über Vitry und Troyes ein, um vor ihnen in Paris anzukommen, er erreichte Troyes am 30. Morgens, ordnete hier alles ſo an, daß ſein Heer am 2. April vor Paris eintreffen konnte, trennte ſich von den Truppen und eilte nun mit Courierpferden in Begleitung Berthier's und Caulaincourt's auf einem ſchlechten zweiſpännigen Fuhrwerk über Feldwege der Straße von Paris zu, auf der ihn zwiſchen Eſſone und Villejuif ſein Wagen erwartete. Abends zehn Uhr langte er in la Cour de France ohnweit Juvisy an, dem letzten Poſthauſe vor Paris auf der Straße von Fontainebleau her. Die vor den Verbündeten fliehenden zerſtreuten Truppenhaufen kamen ihm hier entgegen. General Belliard erſcheint, um ihm Mittheilungen über die verlorene Schlacht und die von den Marſchällen Marmont und Mortier getroffene Uebereinkunft zu machen. Sprachlos und mit bleichem Geſicht hört der Kaiſer, was in ſeiner Abweſenheit vorgefallen iſt. Dicke Schweißtropfen rinnen

ihm von der Stirn. Er entſchließt ſich endlich auf der Stelle nach Paris aufzubrechen. Man entgegnet ihm, daß dies nach dem geſchloſſenen Vertrage nicht geſchehen könne. Er ſchickte nun den Herzog von Vicenza nach Paris, um wo möglich noch an den Verhandlungen Theil zu nehmen. Er wartet, nur durch die Seine von den Vorpoſten der Verbündeten getrennt, mit zwei Poſtwagen und einigen Dienern, bis Caulaincourt zurück iſt. Morgens vier Uhr trifft dieſer ein, er berichtet, daß die Uebergabe der Hauptſtadt zwei Uhr Morgens geſchehen iſt. Napoleon iſt außer ſich vor Schmerz. Aber er ſchickt Caulaincourt nochmals ab, um mit Alexander zu ſprechen und unter jeder Bedingung ihm die Krone zu retten. Der Großſtallmeiſter beſteigt von Neuem das Pferd und verläßt den Kaiſer mit den Worten: „Wohlan, todt oder lebendig, ich komme nach Paris und rede mit Alexander.“ Darauf ſetzt ſich Napoleon in den Wagen und fährt zurück nach Fontainebleau. Caulaincourt traf die verbündeten Monarchen noch in Bondy, ward aber hier nicht von dem Kaiſer von Rußland empfangen, ſondern nach Paris beſchieden. Eben als er in Bondy eintraf, wurden die Abgeordneten der Stadt, die Präfecten des Seinedepartements und der Polizei, Deputationen des Generalſtabs, der Municipalität und des Offiziercorps der Nationalgarde mit den huldvollſten Verſicherungen wieder nach Paris entlaſſen. Ihre Erzählungen von der freundlichen und gnädigen Aufnahme bei den Monarchen verbreiteten ſich ſchnell durch die Stadt und erhöhten nicht wenig die Gefühle der Bewunderung

und des Vertrauens zu denſelben. Man freute ſich auf ihren Einzug und ſchmückte ſich feſtlich zu demſelben.

Es war am 31. März 1814 gegen Mittag als der König von Preußen und der Kaiſer von Rußland dieſen feierlichen Einzug in Paris hielten. Die Garden und die Grenadiere der verbündeten Armeen rückten ein, die andern Truppen, die Truppen, die die Schlachten geſchlagen hatten, mußten in der Umgebung von Paris in den Dörfern und Landhäuſern bleiben. Es geſchah wegen ihres deſperaten äußeren Anſehens. Namentlich die Truppen der Avantgarde, die in drei Monaten nicht unter Dach und Fach gekommen waren, kaum ein Hemd gewechſelt und nie den Bart geſchoren hatten, ſahen aus wie Räuber. Aber es wurmte die tapfern Reiterherzen, als die Garden und die übrigen gutmontirten Truppen an ihnen vorüber in die Stadt zogen und ein Herr aus dem Generalſtab zu ihnen heran ritt, um ihnen jene Bemerkung zu machen. Ein Oberſt erwiederte: „Es mag ſein, daß wir wie Räuber ausſehen, aber wir ſind geſund und können es noch mit allen geſchniegelten Herren aufnehmen.“

Den Zug der verbündeten Monarchen eröffnete die preußiſche Gardereiterei. An ihrer Spitze ritten die Monarchen ſelbſt, umgeben von allen in ihrem Hauptquartier befindlichen Prinzen und Generalen. Unter letzteren fehlte nur der Hauptheld, der alte Blücher. Seine Kränklichkeit hatte ſo zugenommen, daß er ſchon am vorigen Tage bei der Schlacht ſich nicht hatte auf dem Pferde erhalten können, er hatte ſeine Befehle im

Wagen ſitzend ertheilt, mit einem grünſeidenen Damenhute auf dem Kopfe, der ihm als Augenſchirm diente. Er blieb am 31. noch in ſeinem Lager, auf dem Montmartre. Der Empfang, den die Monarchen von den Pariſern erhielten, war über alle Maßen ausſchweifend, es ſchien, als ſei ſelbſt die Erinnerung an den großen Kaiſer entſchwunden. Augenzeugen, wie Steffens in ſeiner Lebensbeſchreibung, verſichern, daß ſie ſich des tiefſten Schamgefühls in die Seele dieſer veränderlichen Bewohner der Hauptſtadt der gebildeten Welt hinein nicht zu erwehren vermocht hätten. Dieſe Leute waren wie bezaubert durch den Glanz der einziehenden Monarchen, ihr Wohlwollen und ihre Huld, das ſchöne Anſehen und die gute Haltung der Truppen. Tauſende waren bis weit vor die Thore entgegengekommen, man ſchwenkte die Hüte, alles rief: „Es lebe Alexander! Es lebe Friedrich Wilhelm! Es leben unſere Befreier!“ Man ſtreute Blumen auf den Weg, in der Vorſtadt St. Martin war der Andrang der jubelnden Menge ſo groß, daß die Truppen eine Zeit lang nicht weiter marſchiren konnten. Alle Straßen, durch die der Zug ging, waren überfüllt, ebenſo die Fenſter bis zu den Dächern hinauf. Auf den Balconen grüßten die Damen mit ihren Tüchern und klatſchten in die Hände. Die Leute auf den Straßen küßten den Monarchen die Füße und die Kleider, man bot den Truppen Erfriſchungen an. Auf den elyſäiſchen Feldern hielt der Zug an, es defilirten hier die Truppen in Parademarſch vor den Monarchen. Friedrich Wilhelm ſtieg

im Hôtel Villeroi in der Straße Bourbon ab, Alexander nahm im Palaſte Talleyrand's ſeine Wohnung.

Caulaincourt ward, nachdem er zwei Tage auf Gehör gewartet, vom Kaiſer Alexander mit vieler perſönlicher Theilnahme empfangen, erhielt aber im Punkte der Fortdauer der Napoleoniſchen Herrſchaft eine abſchlägliche Antwort. Napoleon entſchloß ſich nun der Krone für ſeine Perſon zu entſagen; er wollte ſie ſeinem Sohne unter ſeiner oder ſeiner Gemahlin Regentſchaft erhalten wiſſen. Caulaincourt erſchien mit dieſem neuen Vorſchlage vor Alexander, bei dem er Anklang zu finden ſchien. Aber Napoleon unterließ es, ſchnell die Entſagungsurkunde auszuſtellen und die übrigen Verbündeten zu gewinnen. Am 3. April ſprach der Senat Frankreichs unter dem Vorſitze Talleyrand's, der der Hauptführer der politiſchen Bewegungen damals in Paris war und an die Spitze der proviſoriſchen Regierung, die errichtet wurde, trat, die Entthronung Napoleon's für ihn und ſeine Erben aus. Die geſetzgebende Verſammlung trat dieſem Senatsbeſchluſſe bei. Napoleon war wieder in eine ſeiner Abſpannungsperioden verfallen, die ihn lähmte und zu keinem klaren Entſchluſſe gelangen ließ. Noch immer hatte er eine Waffenmacht von 40,000 Mann in ſeiner Nähe, er konnte ſich hinter die Loire ziehen, den Kriegsſchauplatz nach dem innern Frankreich verſetzen, die Heere von der Rhone und den Pyrenäen an ſich ziehen, ſelbſt nach Italien den Kampf verſetzen. Den Zug ins innere Frankreich billigte ein am 2. April zu Fontainebleau gehaltener Kriegsrath. Aber Napoleon verfolgte dieſen

Plan nicht, er wollte vielmehr nach Paris. Schon war Befehl ertheilt, am 4. von Fontainebleau aufzubrechen, als ſeine eigenen Marſchälle ihm erklärten, daß ſie nicht nach Paris marſchiren würden, ſie drangen in ihn, dem Throne zu entſagen. Er thut es in ihrer Gegenwart, aber mit Vorbehalt der Rechte ſeines Sohnes. Caulaincourt, Ney und Macdonald werden mit der Entſagungsurkunde an die Monarchen nach Paris entſendet. Unterdeſſen aber hat Marmont mit Schwarzenberg capitulirt und ſeine Truppen ſind am 5. Morgens ſtatt nach Fontainebleau nach Verſailles aufgebrochen. Als die Marſchälle Napoleon's das Entſagungsſchreiben überreichten, entgegnete ihnen der König von Preußen: „Die Ereigniſſe, die einander drängen, geſtatten den verbündeten Monarchen nicht, ſich in Unterhandlungen mit dem Kaiſer Napoleon einzulaſſen. Frankreichs Wünſche für die Rückkehr ſeiner angeſtammten Fürſten geben ſich von allen Seiten immer deutlicher kund. Die erſte Staatsbehörde, von der Zuſtimmung ihrer Mitbürger unterſtützt, hat Napoleon des Thrones für verluſtig erklärt. Es iſt nicht Sache der verbündeten Mächte, ſich in die Angelegenheiten der franzöſiſchen Regierung zu miſchen und der Erklärung des Senats entgegen dem vom Throne geſtoßenen Kaiſer Napoleon ein Recht zuzuerkennen, über die Krone Frankreichs zu verfügen.“ Die Marſchälle wollten auf dieſe Erklärung Friedrich Wilhelm's Erörterungen anknüpfen, allein in jedem Augenblick langten Unterwürfigkeitsbezeugungen der Anführer der Truppen und der Verwaltungsbehörden an, die ihre Rede widerlegten. Die

Worte erſtarben ihnen auf der Zunge, man entließ ſie mit der einfachen Erklärung, daß Napoleon eine unbedingte, völlige Verzichtleiſtung auf den Thron Frankreichs für ſich und ſeine Familie zu geben habe. Napoleon, in Kenntniß geſetzt, will nun noch einmal die ihm übrig gebliebene Umgebung für den Plan eines Rückzugs nach der Loire oder nach Italien gewinnen. Aber jetzt iſt es vergebens, ſelbſt Berthier bleibt kalt, es verläßt ihn einer nach dem andern. Da war es, wo, wenn die Berichte wahr ſind, Napoleon, nachdem er am 9. auf der Jagd geweſen war, Gift nahm. Aber auch dieſes Mittel ſchlug fehl. Nach einer gräßlich durchwachten Nacht erholte er ſich wieder und ſtellte nun am 11. ſeine Abdankungsurkunde aus. Am 12. nahm er die ihm überlaſſene Inſel Elba mit einem Jahrgehalt von zwei Millionen Franken und einer Leibwache von 400 Freiwilligen an. Neun Tage verzog er noch in Fontainebleau, immer auf irgend ein glückliches Ereigniß, auf eine Meinungsverſchiedenheit der verbündeten Mächte wartend. Endlich am 20. April nahm er den berühmten Abſchied von ſeiner alten Garde und ſetzte ſich in den Wagen, um nach dem Hafen Frejus am Mittelmeer zu fahren. Im Anfang ſeiner Reiſe ward er überall mit Achtung und Theilnahme aufgenommen. Jenſeits Lyon aber verſtummte der Beifall. In der Provence, in Orgon, hinter Avignon, zeigte das Volk die heftigſte Erbitterung, ſo daß Napoleon ſogar zur Verkleidung ſeine Zuflucht nehmen mußte: ſein Begleiter, der kluge Polizeimann ſeines Schwiegervaters, General Koller ließ ihn im

Kutſcherpelz auf dem Kutſchbocke ſitzen, die weiße Kokarde an dem Hute. Am 27. April ſchiffte er ſich mit dreißig Perſonen ſeines Gefolges in Frejus ein und landete am 4. Mai auf der Inſel Elba. Achtzehn Jahre hatte ſeine glorreiche Feldherren- und Herrſcherlaufbahn gedauert, achtzehn Jahre gerade vor dem 11. April 1814, dem Tage der Abdankung in Fontainebleau, hatte er ſie mit dem Siege von Montenotte 1796 eröffnet.

Am 30. Mai 1814 ſchloſſen die Diplomaten der acht europäiſchen Mächte, der fünf großen und Spaniens, Portugals und Schwedens, den erſten Pariſer Frieden, von preußiſcher Seite Hardenberg, von ruſſiſcher Raſumoffsky, von öſtreichiſcher Metternich, von engliſcher Caſtlereagh und von franzöſiſcher Talleyrand. Blücher ward am 3. Juni zum Fürſten Blücher von Wahlſtatt, Hardenberg ebenfalls zum Fürſten, Gneiſenau, York, Kleiſt, Bülow zu Grafen erhoben. Dazu erhielt Blücher eine reiche Dotation an den Stift Trebnitziſchen Gütern in Schleſien, Hardenberg die Johanniter-Comthurei Lietzen und die Domaine Quilitz, woraus die Standesherrſchaft Neuhardenberg formirt ward; Gneiſenau die Herrſchaft Sommerſchenburg bei Magdeburg, York die Maltheſer-Commende Klein-Oels bei Ohlau in Schleſien, Kleiſt die Domaine Stötterlingenburg bei Halberſtadt, Bülow Güter im Werth zu 200,000 Thaler, namentlich bei Königsberg in Preußen. Stein, der ebenfalls in Paris anweſend war, erhielt keine Auszeichnung, auch

nicht die Söhne Scharnhorſt's. Blücher wollte nichts mit der Diplomatie zu thun haben. Er hatte das Hôtel Fouché bezogen, den Oberbefehl des ſchleſiſchen Heers einſtweilen an Barclay de Tolly abgetreten und ließ ſich von den Pariſer Aerzten auscuriren. Er ſagte den Diplomaten, die er „dieſe Schwerenöther von Federfuchſern“ zu nennen pflegte: „Ich habe meine Sache gemacht, nun macht ihr die eure. Ihr habt es vor Gott und der Welt zu verantworten, wenn unſre Arbeit umſonſt gethan iſt und noch einmal gethan werden muß. Mich geht's weiter nichts an.“ Er äußerte aber gegen ſeine Vertrauten mit einer ganz richtigen Vorahnung: „Es iſt eine Luſt und Herrlichkeit, eine Großmuth nnd Menſchenfreundlichkeit ohne Gleichen mit dem Franzoſenvolk, daß man's kaum glauben könnte, wenn man's nicht ſähe und hörte. Wenn das gut geht, — na, ſo iſt mir's auch recht; mögen ſie nur unſre braven Soldaten und das arme Vaterland nicht darüber vergeſſen.“

Gewiß intereſſant iſt die Herzensergießung, die einer der eingeweihteſten Diplomaten, Friedrich von Gentz, bereits am 20. April 1814 von Wien aus an ſeine Freundin Rahel in Prag gab: „Ich bin durch nichts entzückt, vielmehr ſehr kalt, blaſirt, höhniſch, von der Narrheit faſt aller Andern, und meiner eignen — nicht Weisheit — aber Hellſichtigkeit, Durch-. Tief- und Scharfſichtigkeit, mehr als es erlaubt iſt, durchdrungen, und innerlich quasi teufliſch erfreut, daß die ſogenannten großen Sachen zuletzt ſolch ein lächerliches Ende nahmen. Das

iſt ungefähr meine Stimmung. Nun denken Sie gewiß ſich das Uebrige hinzu. Es hinge nur von mir ab, morgen nach Paris zu gehen. Ich mag aber nicht, will meine Geſundheit pflegen, ziehe mit einem klaren Engel, den man Gräfin Fuchs nennt (ohne irgend einen Schatten von Verliebtheit) nächſtens nach Baden und laſſe die Welt, der ich nun vierundzwanzig Jahre lang gedient habe, gehen, wie ſie will.“

Blücher ſeinerſeits ſuchte ſich durch hohes Spiel an der grünen Tafel im Palais royal zu zerſtreuen, er ſpielte ſo hoch, daß einmal auf einem Blatte 20,000 Louisd'or ſtanden. Dabei war er übrigens ſo ungenirt, daß er einmal, als es ihm im Speiſeſaal zu warm ward, ganz ruhig ſeinen Rock auszog und die Herren bat, ſich's auch bequem zu machen. Die Franzoſen entſetzten ſich über dieſen Mangel an Politeſſe, ſie konnten es auch gar nicht leiden, daß Blücher Tabak rauchte und ſtarken Punſch trank. Die Engländer aber brachen in lauten Jubel aus. Einer von ihnen verließ, als Blücher den Rock auszog, ſogleich den Saal, um ſich nach England einzuſchiffen und ſeinen Landsleuten über dieſes Zuſammentreffen mit dem old Blücher zu berichten.

In Paris verweilte Friedrich Wilhelm über zwei Monate, der in dieſer Weltſtadt ganz einheimiſche Alexander von Humboldt machte hier ſeinen Cicerone. Anfang Juni begab er ſich auf eine Einladung des Prinz-Regenten über Boulogne mit Alexander nach London, um den Engländern, ihren älteſten und treueſten Bundesgenoſſen, einen Beſuch

abzuſtatten. Sie machten hier einen Aufenthalt vom 7.—23. Juni. Die Diplomaten, Miniſter und Feldherren waren mit ihnen, auch Blücher. Blücher ward in England ſchon beim Ausſteigen in Dover mit dem höchſten Enthuſiasmus empfangen, eine Fluth von Menſchen zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß geleitete ſeinen Wagen bis London, fortwährend rufend: „Hurrah! Blücher for ever!“ Ein Wagen des Prinz-Regenten führte ihn direct nach deſſen Palais Carltonhouſe: es war Abends gegen ſechs Uhr. Unwiderſtehlich brach das Volk durch die Wachen und Thore bis in die Zimmer des Prinz-Regenten. Da führte dieſer den greiſen Blücher an der Hand mitten durch das Volk und hing ihm ſein mit Brillanten reich beſetztes Bildniß um, wobei nach der engliſchen Hofſitte der alte Herr auf die Kniee niederfiel. In dem ihm neben der Wohnung ſeines Königs bereiteten Abſteigequartier fand Blücher, als er eines Tages von einem Gaſtmahle in der Freimaurer Tavern zurückkehrte, ſein Vorzimmer von Damen erfüllt, die ihn alle ſehen wollten. Um ſich des Beſuchs zu entledigen, wählte er endlich eine Liſt, er umarmte die nächſtſtehenden, in der Hoffnung, die andern würden dann ſchon flüchten. Aber ſie drängten nun nur noch heftiger auf ihn ein, alle wollten die Ehre haben, von dem old Blücher umarmt worden zu ſein. Am andern Morgen fand ſich wiederum zu ſeinem Lever ein Gedränge der eleganteſten Damen ein, die gleiche Anſprüche machten. Der old Blücher mußte auch dieſen Damen ſich in die Arme werfen. Wo er

ſich nur zeigte, zu Wagen, zu Pferde, im Theater, ward er mit Liebkoſungen faſt erdrückt. Das Volk ſtieg ihm in den Wagen, drückte ihm die Hände, ſpannte ihm die Pferde aus und zog ihn; einmal in Hydepark mußte er vom Pferde ſteigen und ſich in den Garten von Kenſington retten. Es gefiel dem old Blücher ſehr in London, er äußerte: „Nein ſo eine Stadt wie London giebt's in der Welt nicht weiter.“ In Oxford machte ihn die Univerſität mit ſeinem König, Kaiſer Alexander und Metternich zum Doctor. Er meinte: „macht Gneiſenau zum Apotheker, der hat mir die Pillen gedreht. Wir zwei gehören einmal zuſammen.“ Zu Aſcott beim Pferderennen brach das Volk wieder durch die Schranken und rief: „Blücher heraus!“ Der Prinz-Regent trat hervor und erklärte artig, er ſei noch nicht da. Er mußte nun den Kaiſer Alexander vorführen, der mit lautem Beifall empfangen wurde. Aber als der alte Blücher ſelbſt kam, wollte der Jubelruf gar kein Ende nehmen. In Portsmouth ſtrömten 300,000 Menſchen zuſammen, um ihn zu ſehen, zwei Matroſen tanzten auf ſeinem Wagen, Blücher trank vor der ungeheuern Volksmenge, die unter ſeinen Fenſtern verſammelt war, einen Becher auf das Wohl des engliſchen Volks. Noch in Dover, als er bei der Abreiſe nach Calais überfahren wollte, mußte er den ihn rings umwogenden Menſchen fortwährend rechts und links die Hände reichen, bis er ins Boot ſtieg. Nur ein Engländer war nicht entzückt von dem old Blücher: der Dichter Lord Byron. Er ſchrieb in

ſein Tagebuch: „Ich erinnere mich Blücher in einigen Londoner Geſellſchaften geſehen zu haben, und nie ſah ich einen Mann ſeines Alters, der ein ſo wenig ehrwürdiges Anſehen hatte. Mit der Stimme und den Manieren eines Werbe-Sergeanten macht er Anſprüche auf die Ehre eines Helden. Es iſt gerade, als wenn ein Stein angebetet ſein wollte, weil ein Menſch über ihn geſtolpert iſt.“

Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt in England traf Friedrich Wilhelm am 26. Juni wieder in Calais ein und ging als Graf von Ruppin nach der Schweiz, um von dem von Berthier wieder abgetretenen Neufchatel Beſitz zu nehmen. Er beſuchte hierauf das Berner Oberland und kehrte dann nach Berlin zurück. Am 7. Auguſt hielt er mit den Prinzen, dem alten Blücher, Bülow und Tauentzien ſeinen feierlichen Einzug durch das wieder mit dem aus Paris zurückgebrachten Siegeswagen geſchmückte Brandenburger Thor. Von da ritt er durch die Linden zu einem im Luſtgarten vor dem Schloſſe errichteten Altar, an welchem die Geiſtlichen aller Confeſſionen verſammelt waren. Es wurde hier ein feierlicher Gottesdienſt und zum Schluſſe ein Dankgebet gehalten und alles Volk fiel dabei mit dem König auf die Kniee. Gerade in dieſem Augenblick brach nach einigen gefallenen Regentropfen die bis dahin verhüllte Sonne aus dem düſtern Gewölke hervor und beleuchtete auf kurze Zeit die Scene. Am Abend war die Stadt ſo glänzend, wie

noch niemals, erleuchtet und der König ritt unter lautem Jubelruf, wie am Morgen, umher. Schon am 17. September wurden durch einen Miniſterialerlaß die Vorbereitungen zu einer neuen Liturgie angekündigt, „die der Form des Gottesdienſtes mehr Feierlichkeit geben ſolle, da der bisherige nicht genug anrege und ergreife.“

Für den Herbſt zum 1. October war der große Monarchen- und Miniſter-Congreß in Wien beſtimmt, wo über die durch Napoleon's Sturz herrenlos gewordenen Länder verfügt werden ſollte. Friedrich Wilhelm kam am 25. September mit Hardenberg und Humboldt daſelbſt an. Stein trat in den Unterhandlungen als ruſſiſcher Bevollmächtigter auf. Die Entſchädigungsfrage Preußens wurde eine Hauptſchwierigkeit des Fortgangs der Unterhandlung. Es war mit Worten vielfach anerkannt worden, daß Preußen die Hauptſache für die Befreiung Deutſchlands gethan habe; ſogar der Kaiſer von Oeſtreich hatte bei ſeiner Anweſenheit in Paris, als nach der Entthronung Napoleon's die ſtellvertretende Regierung ſich den Bundeshäuptern vorſtellte und an ihn Worte des Dankes richtete, ſie an den König von Preußen gewieſen und erklärt: „Dieſem Fürſten habe ich und haben Sie die Rettung Europas und Frankreichs zu verdanken.“ Preußen hatte die Verſicherung erhalten, ſeine Wiederherſtellung in der Größe, die es vor dem Tilſiter Frieden gehabt hatte, zu erlangen. Man gewährte ſie ihm zum Theil am Rhein und Weſtphalen, aber die Landestheile, die Preußen von Polen inne-

gehabt hatte, nahm Rußland für ſich in Anſpruch. Dafür ſollte zur Entſchädigung Sachſen an Preußen fallen. Fürſt Hardenberg ſtellte die erſte Forderung von Sachſen an die Bevollmächtigten Oeſtreichs und Großbritanniens am 9. u. 10. October. Lord Caſtlereagh gab ſchon unterm 11. October freudig ſeine Zuſtimmung, Metternich unterm 22. October dagegen nur auf den Fall, daß „die Gewalt der Umſtände die Vereinigung Sachſens mit Preußen unvermeidlich machte," er bezog ſich darauf, daß dieſe Vereinigung dem allgemeinen Gefühle widerſpreche, er ſprach den Wunſch aus, daß Sachſen der an Böhmen grenzende Theil erhalten werden möge. Entſchieden erklärte ſich Caſtlereagh für Herſtellung Polens als eines unabhängigen Reichs unter einem beſonderen Fürſtenhauſe, entſchieden Metternich, daß Oeſtreich lieber auf ſeine Unkoſten ein neues polniſches Königshaus entſtehen ſehen werde, als zu einer ungemeſſenen Vergrößerung Rußlands beitragen. Der Kaiſer von Rußland entgegnete darauf Caſtlereagh, „daß er ſich die Unabhängigkeit Polens gefallen laſſen und zur Herſtellung derſelben ſogar alle ſeine in dieſem Lande erworbenen Beſitzungen zurückgeben wolle, wenn ganz Europa in die Lage zurück verſetzt wurde, in der es ſich vor den Theilungen Polens befunden habe. Allein Großbritannien werde am wenigſten die Ländermaſſe zurückerſtatten wollen, die es ſeit jener Zeit an ſich gebracht habe und wolle und könne es auch das, ſo behielte es doch immer noch ein unauf-

wiegbares Uebergewicht durch den Abgang aller der fremden Flotten, deren Vernichtung es bewirkt habe.“

Nach dieſer Erklärung war es unvermeidlich, daß man auf die Theilung Polens zurückkommen mußte.

Jedenfalls hätte Preußen beſſer gethan, bei der großen Wiederherſtellung ſeine Forderungen auf eine Vergrößerung an der Seite zu richten, wo ſie ihm von der Natur geboten iſt, nämlich im Nordweſten, es hätte eine Stellung ſeiner Hauptmaſſe an dem deutſchen Hauptmeere der Nordſee verlangen ſollen; es war in dieſer Beziehung nöthig, Oſtfriesland, deſſen wackre Bewohner noch dazu mit Liebe an Preußen hingen, um jeden Preis feſt zu halten und es nicht an Hannover, ſo wie Lauenburg nicht an die Dänen geben zu laſſen; die Rheinprovinzen hätten namentlich mit Mainz beſſer abgerundet und die Maas hätte nicht den Holländern überlaſſen werden müſſen. Statt deſſen mattete Preußen ſich um Sachſen ab. Es brachte ſich, indem es dieſen Staat vernichten oder entkräften wollte, um das öffentliche Vertrauen und beſtand, ohne einmal die unumſtößliche Nothwendigkeit dieſer harten Maßregel für ſich anführen zu können, nach gewichtigen Stimmen in der öffentlichen Meinung, auf einem Unrecht.

Für Sachſen verwandten ſich die bei der Frage ſelbſt betheiligten herzoglichen Häuſer, namentlich Coburg, ferner die deutſchen Fürſten zweiten Rangs, namentlich Baiern und Würtemberg und ganz beſonders Talleyrand im Namen Frankreichs. Der

regierende Herzog von Sachſen-Coburg nahm die Geneigtheit des britiſchen Volkes in Anſpruch. Das Parlament entſchied ſich in der Mehrheit für die Erhaltung Sachſens. Der Prinz-Regent, ſeit dem Beſuch der Monarchen von Preußen und Rußland gegen dieſe und ganz für Metternich, der ihn bezaubert hatte, eingenommen, ließ an Caſtlereagh eine fulminante Depeſche ergehen, worin er ihm bedeutete, „nicht im ſansculottiſch-monarchiſchen Sinne zu verfahren, ſondern das Princip der Erhaltung der Dynaſtien aufrecht zu halten, keinen Ideen Eingang zu geben, die, wie die zeitherigen, revolutionairer Tendenz wären.“ Metternich, durch die gänzliche Umſtimmung des nobeln Lords überraſcht und noch weit mehr vergnügt, trat nun feſt gegen den Kaiſer Alexander auf, ſo feſt, daß man Zank und Streit im Vorzimmer hörte. Mit Stein, den der Kaiſer in die Unterhandlung darauf ziehen wollte, weigerte ſich Metternich zu tractiren. Der Kaiſer kam nun nicht mehr in ſeine Geſellſchaften, ja ſo weit kam es, daß der Kaiſer Alexander und der König von Preußen ihren Bruder Franz perſönlich klagend gegen Metternich angingen. Aber Metternich wußte ſich zu behaupten. Der alte Talleyrand verfocht mit ihm die Wiederherſtellung des Königs von Sachſen durch den Grundſatz der Legitimität, er behauptete, daß der ungeſchmälerte Sieg der geſetzmäßigen Thronfolge im Gegenſatz der Gewaltherrſchaft, nicht erreicht ſei, wenn man den König von Sachſen nicht wieder in ſein rechtmäßiges Beſitzthum einſetze.

Dieſer neue Geſichtspunkt, die Theorie der Legitimität, verfehlte ihre Wirkung nicht. Im Geheim ſchloſſen am 6. Januar 1815 Oeſtreich, Großbritannien und Frankreich ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Preußen und Rußland. Baiern, Hannover, Holland und Sardinien traten dieſem Bündniſſe bei. Die Sache blieb ein Geheimniß und Alexander erhielt davon erſt nach der Rückkehr des franzöſiſchen Kaiſers durch deſſen Miniſter Kenntniß, wobei Napoleon ſtark hoffte, ſich Rußland verbinden zu können. Rußland hatte im November 1814 Sachſen den Preußen geräumt, aber noch im Januar 1815 hatte der König, wie Noſtitz in ſeinem Tagebuche berichtet, mit Hardenberg einen gewaltigen Auftritt. „Eine lange verhaltene Unzufriedenheit brach über die preußiſche Beſetzung von Sachſen endlich aus. „„Ich hab's immer, hat der König in ſeinen gebrochenen Redensarten herausgeworfen, hab's immer geſagt, daß es ein voreiliger Schritt ſei — haben aber Alle klüger ſein wollen — nun iſt die Proſtitution fertig, wenn man wieder abziehen muß. Geſchieht gar nichts Kluges mehr, ſoll aber Alles ſo ausſehn.““ Hardenberg hat gar nicht können zu Worte kommen.“ „Der König von Preußen, ſchreibt Noſtitz an einer andern Stelle, ſieht immer aus, wie Groll und Zorn. Wenn er auch von dieſer Congreßkoſt ſich zuweilen nährt, ſo täuſcht das Anſehen doch gar ſehr. Er iſt im Gegentheil ſehr empfänglich und bezeigt eine romantiſche Beſtändigkeit für Julie Zichy (geborne Gräfin Feſtetics, des Geh. Raths

Grafen Carl Zichy Gemahlin ſeit 1806, geſtorben 1816; Alexander nannte ſie die „beauté céleste“ des Congreſſes) die man auch für Gewöhnung auslegen möchte. Die Frau weiß, wie in Potsdam die Parade ſich ſtellte, wie ſonſt und jetzt die Preußen angezogen waren u. ſ. w. Sie regalirt dafür die courtiſirende Majeſtät mit Erhabenheit und Religion. Dieſe Geſpräche dauern oft ganze Abende, in traulichen, doch ſcheinbar finſtern têtes à tête.“

Am 1. Februar kam der an Caſtlereagh's Statt geſchickte Wellington zum Congreſſe, die ſächſiſche Frage wollte aber immer noch keine Entſcheidung erlangen. Man fing nun ſchon mit Drohungen an, den bevorſtehenden Bruch einzuleiten: Oeſtreich zog ſeine Truppen in Mähren zuſammen, Frankreich berief ſeine entlaſſenen Truppen wieder ein, Rußland ließ durch den Grafen Neſſelrode erklären, daß acht Millionen ſich für ihre Unabhängigkeit zu kämpfen rüſteten; ſchon am 11. December 1814 hatte der Großfürſt Conſtantin die Polen eingeladen, ſich mit ihm für ihre politiſche Exiſtenz zu verbinden, er ſtellte ihnen die Wiederherſtellung des alten Polens in Hoffnung.

Die Nachricht von der Rückkehr Napoleon's ſchlug endlich alles Drohen und Zaudern und Zögern nieder. Daß er Elba verlaſſen habe, erfuhr man durch den engliſchen Conſul in Livorno über Florenz am 5. März Abends in Wien, als die Häupter des Congreſſes eben bei der Kaiſerin von Oeſtreich verſammelt waren, um der Darſtellung eines lebenden Bildes bei-

zuwohnen. Der Herzog von Wellington ſoll vierundzwanzig Stunden früher unterrichtet geweſen ſein. Erſt am 8. März erfuhr man, daß ſich Napoleon nach Frankreich gewendet habe und ſiegreich auf die Hauptſtadt losgehe. Gerade an dieſem Tage hatten ſich die Fürſten Metternich und Talleyrand mit dem Herzog von Wellington zu dem König von Sachſen begeben, der auf Einladung der Großmächte von Friedrichsfelde bei Berlin nach Presburg gekommen war, um dem Congreſſe näher zu ſein. Sie legten ihm die ſchon fertigen Beſchlüſſe deſſelben vor, kraft deren Sachſen getheilt werden ſolle. Rußland hatte in die Abtretung Poſens gewilligt. In größter Einigkeit ward Napoleon darauf am 13. März in die Acht der acht Mächte, die den Pariſen Frieden unterſchrieben hatten, erklärt und aufs Schleunigſte von Neuem die Kriegsheere gegen ihn in Bewegung geſetzt.

Napoleon, mit nur 1500 Mann am 2. März 1815 bei Cannes in Provence gelandet, war in Frankreich mit Enthuſiasmus wieder aufgenommen worden. Seine Vorausverkündigung in den Manifeſten, die er bei ſeiner Landung erließ, daß der Adler mit den Volksfarben vor ihm her von Thurm zu Thurm fliegen werde, bis er ſich auf dem von Notre Dame niedergelaſſen habe, war in Erfüllung gegangen. In Zeit von drei Monaten ſtand über eine halbe Million Franzoſen für ihn in den Waffen. Am 15. Juni, dem Jahrestage der Schlachten von Marengo und Friedland eröffnet er, nachdem er Paris am 12. Juni

Morgens verlaſſen, mit 120—130,000 Mann von der Seite von Maubeuge her in Belgien den Kampf. Gegen 220,000 Mann ſtanden ihm hier entgegen, das britiſche Heer, 100,000 Mann ſtark, unter Wellington, der in Brüſſel ſein Hauptquartier hatte und das preußiſche Heer, gegen 120,000 Mann ſtark, unter Blücher, deſſen Hauptquartier ſich in Namur befand.

Blücher war, als die Nachricht von Napoleon's Landung in Frankreich bekannt ward, gerade in Berlin. Sein erſter Ausruf über die unerwartete Begebenheit war geweſen: „Nun da haben wir den Sallat!“ Er war zum engliſchen Geſandten gegangen, hatte ihn aus dem Schlafe geweckt und ihm in die Ohren gerufen: „Haben die Engländer eine Flotte auf dem mittelländiſchen Meere?“ Er hatte ſofort zum erſtenmale wieder ſeine Marſchallsuniform angelegt und verſchwor ſich hoch und theuer, „den Spitzbuben, wenn er ihn kriege, ohne Weiteres und ohne Anfrage erſchießen zu laſſen.“ Von Wien aus erließ der König unterm 7. April einen neuen Aufruf zur Bewaffnung des Volks. Am 15. Mai erfolgte der Aufruf der Landwehr zweiten Aufgebots und des Landſturms. An demſelben Tage erſchien Blücher in Namur. Gegen Ende des Monats kam er mit Wellington perſönlich zuſammen, beide Feldherren entwarfen gemeinſchaftlich den Operationsplan. Man nahm an, daß Napoleon's Hauptabſicht dahin gehen werde, Brüſſel zu nehmen. Er konnte von Maubeuge aus links über Bergen hervorbrechen: in dieſem Falle ſollte Wellington den erſten Angriff aufnehmen und

Blücher ihn dabei unterſtützen. Im anderen Falle, wenn Napoleon von Maubeuge aus rechts über Charleroi komme, ſolle Blücher die Schlacht annehmen und von Wellington unterſtützt werden.

Der letztere Fall trat ein. Napoleon wollte zuerſt die Preußen angreifen und dann das britiſche Heer ſchlagen. Er berechnete ſehr richtig, daß der vorſichtige und bedächtige Wellington nicht ſo ſchnelle und entſcheidende Hülfe Blüchern leiſten werde, als dieſer jenem. Am 15. Juni, dem Jahrestage von Marengo und Friedland, Morgens griff Napoleon die preußiſchen Vortruppen unter General Ziethen an und erzwang bei Charleroi den Uebergang über die Sambre. Blücher nahm für den 16. die Schlacht an, dabei auf die Mitwirkung des Wellington'ſchen Heeres rechnend. Er ſchickte im Laufe des 15. vier Eilboten nach Brüſſel. Die erſte Nachricht empfing der Herzog von Wellington Nachmittags vier Uhr, als er eben von Tiſche aufſtand. Wellington aber, der den Angriff der Franzoſen von Bergen her erwartete, glaubte, Blücher ſei vielleicht durch Scheinbewegungen irre geführt, weil von den Vorpoſten von Bergen her noch keine Meldung eingetroffen war. Auf eine zweite Mittheilung Blücher's, die gegen Abend eintraf und die den Verluſt der Sambre-Uebergänge bekannt machte, ließ Wellington den Befehl ertheilen, daß die Truppen zum Aufbruche bereit gehalten werden ſollten. Er beſuchte hierauf am 15. Abends ſpät noch einen Ball bei der Herzogin von Richmond. Um Mitternacht kam die amtliche Anzeige von den Vorpoſten bei Bergen, daß

die franzöſiſchen Truppen ſich rechts nach der Sambre gezogen hätten. Die dringenden Vorſtellungen des Herzogs von Braunſchweig, der auf dem Balle mit zugegen war, bewogen endlich Wellington, den Befehl zum Abmarſch zu ertheilen. Er erfolgte mit Anbruch des Morgens. Zwölf koſtbare Stunden waren verloren. Wellington's Zögerung bewirkte Blücher's Verderben, den Verluſt der Schlacht bei Ligny am 16. Juni. Ein Uhr Mittags an dieſem Tage, kurz vor dem Beginn der Action, erſchien zwar Wellington auf der Höhe von Bry, um in einer perſönlichen Unterredung mit Blücher dieſen zur Annahme der Schlacht zu bewegen; Wellington verſicherte, daß ſeine Truppen in Bewegung ſeien, im Augenblick heranrücken und den linken feindlichen Flügel hinreichend beſchäftigen würden; — aber die britiſchen Truppen vermochten nicht, das Schlachtfeld zu ereilen, ſie wurden bei Quatrebras durch den Marſchall Ney aufgehalten. Eben ſo wenig traf das Corps Bülow's von Lüttich her bei Blücher ein: die Befehle dazu errcichten ihn theils zu ſpät, theils empfing er ſie gar nicht. Blücher mußte allein den Kampf mit Napoleon ausfechten, ſeine Armee war gegen 84,000 Mann ſtark, die Napoleon's gegen 75,000 Mann. Drei Uhr Nachmittags begann die Schlacht, ſie war bis neun Uhr Abends unentſchieden. Nach neun Uhr trat ein ſtarker Gewitterregen ein und die Luft verfinſterte ſich. Da erſchien Napoleon vor Ligny mit den Garden, der Reiterei und einer ſtarken Geſchützmaſſe, um noch einen letzten Hauptangriff zu machen. Blücher hatte bereits alle Reſerven

ins Gefecht gezogen, triumphirend rief Napoleon, als er die Aufſtellung der Preußen überblickte: „Sie ſind verloren, ſie haben keine Reſerve mehr!“ Blücher ſetzte ſich ſelbſt an die Spitze eines Reiterangriffs und jetzt war es, wo der Augenblick der höchſten Gefahr für ihn eintrat. Die franzöſiſchen Kuiraſſiere Milhaud's warfen die preußiſche Cavalerie über den Haufen, Blücher befand ſich mitten im Handgemenge, ſein Pferd, ein Schimmel, den ihm der Prinz-Regent von Großbritannien geſchenkt hatte, erhielt einen tödtlichen Schuß in den Leib, es rannte pfeilſchnell fort; als es zuſammenſtürzen wollte, rief Blücher ſeinem Adjutanten, dem Grafen Noſtitz zu: „Noſtitz, nun bin ich verloren!“ In demſelben Augenblicke ſtürzte das Pferd, mit ihm Blücher, beſinnungslos halb unter demſelben liegend. Sogleich ſprang Noſtitz von ſeinem Pferde herab und jagte es durch einen Schlag ins weite Feld, um die Blicke der Feinde nicht auf die gefährliche Stelle zu lenken, er hielt ſich unbeweglich, auf der Seite der Straße, ein Piſtol in der Hand, neben dem Feldmarſchall. Zum Glück ſammelte ſich die preußiſche Reiterei wieder und warf die franzöſiſche zurück. Die franzöſiſchen Kuiraſſiere ſprengten an Blücher vorüber, die Preußen ſetzten ihnen nach, Noſtitz hielt die vorderſten an, man half Blüchern auf und hob ihn auf ein anderes Pferd. Kaum war dies gethan, als die Franzoſen zurückkehrten, die Preußen mußten nochmals weichen und Blücher entkam noch eben mit ihnen.

Zwiſchen zehn und elf Uhr trat das preußiſche Heer durch das entſcheidende Wort Gneiſenau's, da Blücher für todt galt, beſtimmt, ſeinen Rückzug an, nordwärts nach Wawre, in vollkommener Ordnung und wenig vom Feinde beunruhigt. Der Verluſt aber war groß geweſen, nach preußiſchen Angaben wurden gegen 12,000 Mann kampfunfähig gemacht und ſechszehn Kanonen gingen verloren, Gourgaud giebt 25,000 Mann und Vaudoncourt funfzig Kanonen Verluſt an. Napoleon zählt 20,000 Ueberläufer und Ausreißer auf, die Preußen geben nur 8000 zu, neuausgehobene Truppen aus den vormals franzöſiſchen Landſchaften am Rheine, die aber in den folgenden Tagen wieder eingebracht worden ſein ſollen. Blücher's Muth aber blieb ungeſchwächt. Er hatte ſich beim Sturz vom Pferde die eine Seite ſtark zerſchlagen, der Schmerz war heftig, er konnte ſich kaum regen. Aber ſein guter Humor verließ ihn nicht. Der Wundarzt wollte ihn mit etwas einreiben. Blücher frug, was es wäre? Der Arzt antwortete: „Es ſind Spirituosa.“ „So, ſagte Blücher, auswendig hilft das Ding nichts,“ riß ihm das Glas aus der Hand und trank es aus. Darauf ließ er ſich Champagner bringen. Selbſt das eingetretene böſe Wetter vermochte nicht, ihn mißgeſtimmt zu machen. Als er die herabſtrömenden Regengüſſe bemerkte, äußerte er: „Das ſind unſre Verbündete von der Katzbach; die erſparen dem König viel Pulver!“ Wellington ließ er melden, daß er nicht nur mit zwei Heerhaufen, wie

dieſer es wünſchte, ſondern mit geſammter Macht zu ihm ſtoßen werde.

Wellington hatte unterdeſſen am 16. Juni gegen den Marſchall Ney bei Quatrebras gekämpft. Hier war es, wo der Herzog von Braunſchweig den Heldentod ſtarb. Wellington hatte das Schlachtfeld behauptet, ſein Heer lagerte die Nacht über auf demſelben, er ſelbſt übernachtete in Gemappe. Am 17. früh ſieben Uhr erfuhr er den Ausgang der Schlacht bei Ligny und den Rückzug Blücher's auf Wawre. Er machte nun ebenfalls eine rückgängige Bewegung und ſtellte ſich auf der Straße von Gemappe nach Brüſſel in dem nachher durch den Sieg ſo berühmt gewordenen Schlachtfelde von Waterloo auf. In Waterloo, einem Dorfe nahe an dem dahinterliegenden Walde von Soignes, übernachtete der Herzog. Dieſe Stellung, die von der Hauptſtadt Brüſſel vier Stunden entfernt und nur durch den Wald von Soignes davon getrennt iſt, hatte der Herzog auf ſeiner Reiſe nach Paris im Jahre 1814 zur Vertheidigung Belgiens am geeignetſten gefunden. Die Chauſſée durchzieht dieſen Wald, der aus hochſtämmigen, dichten Anpflanzungen beſteht. Der Boden außerhalb der Chauſſée und den wenigen Verbindungswegen war ein fortlaufender Moraſt. Der Regen, der den Boden aufweichte, ſtrömte den ganzen 17. Juni noch fort, erſt am 18. Morgens ließ das böſe ſtürmiſche Wetter nach. Im Fall die Schlacht verloren ging, konnte man ſowohl bei der Höhe la Haye sainte die Chauſſée mit Kanonen beſtreichen, als auch in der faſt ununterbrochenen

Häuſerreihe, die zu bei den Seiten bis nach Brüſſel hin an ihr liegt, Vertheidigungspunkte finden.

Napoleon hatte am Morgen nach der Schlacht von Ligny das Schlachtfeld beſichtigt, mit dem Marſchall Grouchy und dem General Gerard über Staatsangelegenheiten und andere der Beſtimmung des Augenblicks ganz fremdartige Dinge geſprochen. Erſt gegen Mittag beauftragte er Grouchy, mit 23,000 Mann die Preußen, die er in der Richtung rechts nach Namur und Lüttich nach dem Rhein hin auf der Flucht vermuthete, ſtatt daß ſie links nach Wawre gezogen waren, wo er ſie beträfe, anzugreifen und in den Rhein zu ſtürzen; mit den ihm übrig bleibenden gegen 70,000 Mann und 300 Kanonen wollte er ſelbſt den Engländern entgegengehen. Er übernachtete in Caillou hinter Gemappe. Ein Uhr Morgens durchwandelte er, von Bertrand begleitet, das Schlachtfeld. Fünf Uhr klärte ſich das Wetter auf und der Himmel ward mit jeder Stunde heitrer. Als Napoleon das auf den Höhen vor dem Wald von Soigne aufgeſtellte Heer der Engländer anſichtig wurde, rief er froh aus: „Ha, nun hab' ich ſie, dieſe Engländer!“ Er verſchob aber den Angriff bis auf die Mittagsſtunde, weil er das Eintreffen Grouchy's in Wawre um dieſe Zeit erwartete, der ihm in der Nacht um zwei Uhr gemeldet hatte, daß die Preußen nicht nach Namur, ſondern nach Wawre gezogen ſeien. Um Mittag ritt Napoleon nach der Anhöhe von la Belle Alliance, um die Schlacht zu überblicken. Um ein Uhr war ſie in vollem Gange. Drei Stunden lang hatte Wellington den

heißeſten Kampf zu beſtehen, Napoleon drängte auf alle Punkte ſeiner Stellung mit der gewaltigſten Macht. Er war über 90,000, Wellington nur 64,000 Mann ſtark. Wellington hielt auf der höchſten Anhöhe der Brüſſler Straße in der Mitte ſeiner Schlachtlinie, das Fernrohr in der Hand, inmitten des heftigſten Kartätſchenregens, unter welchem mehrere ſeiner Adjutanten dahinſanken. Die Vertreter Preußens, Rußlands, Oeſtreichs und Spaniens, die Generale Müffling, Pozzo di Borgo, Baron Vincent und Miguel Alava umgaben ihn. Er durchritt mit Gleichmuth die Schlachtreihen in den gefahrdrohendſten Augenblicken, ſammelte die zerſtreuten Corps und führte ſie in Perſon wieder gegen den Feind. Er enthuſiasmirte ſie mit der fortwährenden Ermunterung: „Kinder, wir dürfen nicht geſchlagen werden, was würde man in England ſagen?“ Die Engländer hielten auch Stand wie die Mauern. So oft auch die Kanonen ihre Reihen durchbrachen, immer ſogleich wurden ſie wieder geſchloſſen. Selbſt Napoleon ſagte zu Soult, indem er zuerſt die gute Haltung der Franzoſen bewunderte, dann aber auch dem Feind ſein Recht zukommen ließ: „Welche brave Truppen! Wie ſie arbeiten! Aber auch dieſe Engländer ſchlagen ſich gut. Doch, werden ſie nicht endlich Anſtalten zum Abzuge machen?“ „Ich glaube, erwiederte der Herzog von Dalmatien, ſie werden ſich eher in Stücke hauen laſſen.“ Nichts deſto weniger zweifelte Napoleon gar nicht am Gelingen, er lud ſeine Vertrauten ein, mit ihm in Brüſſel zu Abend zu ſpeiſen. Schon drei Uhr

ſandte er einen Courier mit der Siegesnachricht nach Paris. Wellington wurde endlich ſo hart bedrängt, daß er ſchon einen Theil ſeiner Flügelſtellungen in die Mitte ziehen mußte. Er ſeufzte tief: „Möchte es Gott gefallen, daß endlich die Nacht oder das Heer Blücher's herankäme!“ Es war ein entſcheidender Augenblick, das Schickſal Europas hing an Secunden. Da ertönte Kanonendonner von der rechten Flanke der Franzoſen her. Napoleon vernahm ihn. „Es iſt Grouchy!“ ſagte er voller Freude. Es war aber nicht Grouchy, der von Thielemann bei Wawre feſtgehalten wurde, ſondern es war der alte Blücher, der Napoleon wie Grouchy desorientirt hatte durch den von Gneiſenau befohlenen Marſch nordwärts. Wellington, der ſich im dickſten Kugelregen unter ſeinen Bergſchotten mitten auf die Brüſſler Chauſſée auf die Erde geſetzt hatte, fuhr plötzlich auf, Thränen kamen in ſeine Augen, er rief mit erleichterter Seele: „Nun da iſt der alte Blücher!“

Blücher war mit ſeinen braven Truppen durch die aufgeweichten, grundloſen Wege aufgehalten worden, im Engweg von St. Lambert hatte man den angeſchwollenen Lasne-Bach durchwaten müſſen. Viele Leute ſanken von Müdigkeit um, die Kanonen blieben ſtecken. Blücher aber, trotz ſeiner Wunden, trieb immer vorwärts. „Kinder, rief er, wir müſſen vorwärts. Es heißt wohl, es geht nicht, aber es muß gehn, ich hab' es ja meinem Bruder Wellington verſprochen. Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden ſoll?“ Blücher kam auf dem Schlachtfeld nach vier Uhr an.

Er wartete den Heranzug der Heerhaufen nicht ab, ſondern beſchloß gleich mit den Vortruppen den Angriff. Allen nachziehenden Truppen ward die möglichſte Beſchleunigung ihres Marſches anbefohlen. Zum Vereinigungspunkt ſollte das Vorwerk la belle Alliance dienen, das ſeiner hohen Lage und hellrothen Dächer halber überall leicht zu erkennen war. Halb fünf Uhr ſtürzten die erſten Preußen unter Bülow, dem Sieger von Groß-Beeren und Dennewitz, aus dem Walde von Frichemont hervor, den die Franzoſen unbeſetzt gelaſſen hatten, auf den rechten Flügel derſelben. Zugleich ließ Blücher in bedeutender Entfernung hinter ihnen fortwährend ein Kanonenfeuer donnern, um den Engländern ſowohl die nahe Hülfe anzukündigen, als auch um die Aufmerkſamkeit des Feindes zu beſchäftigen. Blücher hatte richtig gerechnet, dies Feuern überzeugte Napoleon, daß der erwartete Grouchy nicht komme, ſondern daß Blücher im Anzuge ſei. Er ſchien alle Faſſung zu verlieren und erholte ſich nur, als er die geringe Anzahl der Preußen überblickte. Er ließ den rechten Flügel, wo Graf Lobau commandirte und der in Planchenoit ſtand, mit acht Bataillonen der jungen Garde und vierundzwanzig Geſchützſtücken verſtärken. Es gelang, die Bülow'ſchen Truppen zu werfen. Um ſechs Uhr Abends ſtand die Schlacht für die Verbündeten bedenklich. Wellington hatte alle ſeine Reſerven ins Feuer geführt, Bülow ſah ſich an beiden Flügeln hart bedroht. In dieſem Augenblick erſchienen die Vortruppen des Ziethen'ſchen und Pirch'ſchen Heertheils der Preußen. Napoleon wagt

nun einen letzten und entſcheidenden Schritt, er verſtärkt von den acht Bataillonen der Garde, die ihm noch übrig ſind, mit vieren ſeinen rechten Flügel in Planchenoit gegen die Preußen, die andern vier Bataillone rücken zum Viereck geordnet gegen die Höhe la Haye sainte auf das engliſche Centrum. Marſchall Ney führt ſie an. „Seht, ſagte Napoleon, als ſie an ihm vorüberzogen, indem er mit dem Finger auf die Lücken in der Schlachtordnung Wellington's hinwies, ſeht, das iſt die Straße nach Brüſſel!“ Es war den Garden die Lüge geſagt worden, daß die zur Rechten heranziehenden preußiſchen Truppen Franzoſen vom Heere Grouchy's ſeien. Die Garden marſchieren ſieben Uhr Abends auf die Anhöhen der engliſchen Mittelſtellung los, ſie erſteigen ſie im Sturmſchritt unter dem furchtbaren Kartätſchenhagel von den Kanonen bei la Haye sainte. Die engliſchen Garden Maitland's, die ſo lange am jenſeitigen Abhang auf der Erde gelegen hatten, erheben ſich jetzt und ſtellen ſich zum Empfang der Feinde vier Mann hoch in Linie auf. Sie eröffnen ein Bataillonfeuer, als die Garden in ziemliche Nähe herangekommen ſind. Marſchall Ney verliert ſein Pferd, er ſetzt ſich zu Fuß mit gezogenem Degen an die Spitze der Grenadiere. Die engliſchen Garden weichen, ihre erſte Linie wird durchbrochen, ihre Geſchütze hören auf zu feuern. Die franzöſiſchen Garden erreichen die Höhe. Aber hier überſchüttet ſie ein neuer Kartätſchenhagel. Achtundzwanzigmal halten ſie die Schüſſe der britiſchen Feuerſchlünde von la Haye sainte aus, beim neunundzwanzigſten

weicht der linke Flügel. Nun ergreifen die engliſchen Garden das Bayonnet und durchbrechen die Reihen der Franzoſen. Dies war die entſcheidende Kriſis. Wellington läßt ſeine ganze Schlachtlinie vorwärts gehen. Zu gleicher Zeit donnert Ziethen den Franzoſen mit ſeinen Kanonen in die Flanke, das preußiſche Heer jagt unter Trommelſchlag den rechten Flügel der Franzoſen vor ſich her. Heiter ruft Blücher ſeinen Truppen zu: „Bravo, ich kenne euch, meine Schleſier, heute wollen wir uns mal die Franzoſen von hinten beſehen! Druf, druf, vorwärts!“ Napoleon wird von zwei Seiten umfaßt, hier von den Preußen, dort von den Engländern. Den Preußen gelingt es, die zur Unterſtützung des rechten franzöſiſchen Flügels nach dem Dorfe Planchenoit geſchickten Gardebataillone aus demſelben herauszuwerfen, mit dieſem Dorfe ging der letzte Stützpunkt des Rückzugs der Franzoſen nach Gemappe verloren. Als die aus Planchenoit geworfenen Garden aus dem Dorfe ſtürzten, ſahen ſie die erſte Abtheilung des von den Engländern zurückgeworfenen franzöſiſchen Heers auf dem Anger des Dorfs anlangen, der ihnen zum Sammelplatz angewieſen war. Die Schlachtlinie Napoleon's verwandelte ſich jetzt in einen wild verworrenen Knäuel, der ſich im dichteſten Gedränge, rath- und hülflos wie im Kreiſel gedreht, nach der Straße von Gemappe zurückwälzte. Da alle Heere durch die Unordnung geſchlagen werden, die entſteht, wenn aus den Gemüthern das Zutrauen weicht, das die Kraft zum Widerſtand giebt, ſo ſah auch Napoleon, daß hier

nichts weiter zu thun ſei und floh, wie die andern, vom Schlachtfelde. Die engliſche und die preußiſche Reiterei, die plötzlich das Feld weit in der Runde bedeckte, blieb ihm beſtändig auf dem Nacken. Von allen Seiten ertönte das Geſchrei der engliſchen Reiter, ſich zu ergeben. Nur das zweite Bataillon des erſten Garde-Chaſſeurregiments hielt noch Stand, ihm und der einbrechenden Dunkelheit verdankte Napoleon ſeine perſönliche Rettung. General Cambronne, der Führer dieſes Bataillons, der mit Napoleon auf der Inſel Elba geweſen war, rief: „die Garde ergiebt ſich nicht, ſie ſtirbt!“ Er wurde von einem Granatſplitter am Kopfe verwundet, ſank vom Pferde, der engliſche Oberſt Halkett nahm ihn gefangen.

Auf der Höhe von Planchenoit beim Vorwerk la belle Alliance — ſo genannt, weil ſich hier einſt ein paar ſchöne Liebende angeſiedelt — auf dem Punkte, wo Napoleon die Schlacht, die letzte Schlacht ſeines Lebens, commandirt hatte, reichten ſich neun Uhr Abends Wellington und Blücher beim Zuſammentreffen mit ihren Truppen die Hände. Blücher war mit einem ſchlechten grauen Militairrock mit rothem Kragen und einer Feldmütze bekleidet und ſeine Waffe beſtand in einem Säbel. Wellington trug einen blauen Ueberrock, weiße Unterkleider, eine weiße Halsbinde und einen dreieckigen Hut mit einer vierfachen Kokarde, die auf die vierfache Feldmarſchallswürde deutete, die ihm von England, Spanien, Portugal und den Niederlanden zuertheilt war und wozu ſpäter noch die fünfte, die preußiſche, kam. Die beiden

Feldherren wünſchten ſich gegenſeitig zu dem gewonnenen Siege Glück. „Ich werde in Bonaparte's geſtrigem Nachtquartier ſchlafen," ſagte Wellington. „Und ich werde ihn aus ſeinem heutigen verjagen," ſagte Blücher. So geſchah es: das preußiſche Heer übernahm die Verfolgung, das niederländiſch-engliſche raſtete und übernahm dann das Vordringen über Nivelles nach Frankreich.

Es war eine mondhelle Nacht. Die geſammte preußiſche Reiterei und die Scharfſchützen von vier Regimentern, mit einer Geſchützbatterie verſehen, ſetzten den fliehenden Franzoſen unter Hurrahruf, Trommelwirbel und Hörner- und Trompetenklang nach. Die ganze Heerſtraße nach Gemappe war ein endloſes Gewirre. Aus ſieben Bivouacs wurden die Franzoſen aufgejagt und der Grenze von Frankreich zugetrieben. Napoleon war ſo in Abſpannung und Geiſteszerrüttung verſunken, daß er, als er die Schlacht unwiederbringlich verloren ſah, erbleichend ausrief: „Tout est perdu!" Er floh unaufhaltſam, um nur ſeine Perſon nach Paris zu bringen. Nach elf Uhr erſchienen die erſten Preußen auf den Höhen von Gemappe. Hier ſtopfte ſich die Flucht bei der über die Dyle führenden Brücke, die mit umgeworfenen Wagen geſperrt war. Hier in Gemappe wäre Napoleon beinahe ſelbſt gefangen worden. Er mußte bei dem plötzlichen Geſchrei, die Preußen ſeien da, ſo eilig aus dem Wagen ſpringen, daß er ſeinen Degen zurückließ und den Hut vom Kopfe verlor. Er warf ſich auf ein Pferd, um weiter

zu kommen. Jetzt war Napoleon wirklich abgesetzt, er floh zum erstenmale in seinem Leben über Hals und über Kopf. Die Rolle des Mannes war jetzt völlig ausgespielt, um dessentwillen 5½ Millionen Menschen hatten sterben müssen. Die Preußen machten eine überreiche Beute, Napoleon's eigne Feldrüstung, sein silbernes Reisetafelgeschirr, eine Menge Ringe, Ketten, Armbänder und andere Schmucksachen, die, wie man glaubte, für die Brüssler Damen bestimmt waren, an Werth mehrere Millionen, fand man in seinem Wagen, welchen die Füseliere des 15. Regiments, eines schlesischen Landwehrregiments, gewannen. Als Blücher um Mitternacht nach Gemappe kam um hier zu übernachten, nahm er lachend die Beute in Empfang, Napoleon's Hut, Degen und Ordenssterne, auch den schwarzen Adlerorden, den er einst getragen, übersandte er dem König, dieser gab an Gneisenau den schwarzen Adlerorden. Napoleon's Mantel, Fernglas und den Wagen behielt Blücher. Alles übrige, Juwelen, Kostbarkeiten, Silberzeug, Gold und Geld überließ er den Soldaten. Oberst Schill, der Commandeur des 15. Regiments, Bruder des berühmten Parteigängers, glückte es alle Stücke mit dem kaiserlichen Adler, die zu dem Reisetafelgeschirr gehörten, zusammenzubringen, er speiste bei feierlichen Gelegenheiten auf seinem Gute Neudorf am Gröditzberge in Schlesien seine Gäste von diesem Silber.

Wie in Gemappe, eben so erging es den Franzosen auf der weitern Flucht nach Quatrebas und Frasnes, bis wohin Gneisenau die Verfolgung fortsetzte. Als die Kräfte des preußischen Fußvolks erschöpft waren,

als auch der letzte Trommelſchläger nicht mehr fortkommen konnte, ſetzte man im frohen Siegeshumor dieſen Ermüdeten auf eines der Pferde von Napoleon's Wagen und befahl ihm, fortwährend die Trommel zu ſchlagen. Eben ſo ſchloſſen ſich mehrere Horniſten auf aufgegriffenen Pferden der Reiterei an. Die beabſichtigte Täuſchung gelang. Die Franzoſen meinten, daß ein neues Heer in ihrem Rücken heran nahe und flohen ohne Aufenthalt immer weiter. Mit Tagesanbruch ſah man hinter Frasnes den Feind völlig aufgelöſt und zerſtreut, einzeln über Goſſelies, Marchiennes und Charleroi fliehen.

Es war ein Sieg, wie es wenige gegeben hat in der Geſchichte, die ganze franzöſiſche Armee war zerſprengt, an 300 Stück Geſchütz wurden erbeutet, der Weg nach Paris ſtand ungehindert offen. Blücher ſchrieb an Schwarzenberg: „Mein Freund! Die ſchönſte Schlacht iſt geſchlagen, der herrlichſte Sieg iſt erfochten. Das Detaillirte wird erfolgen. Ich denke, die Bonapartiſche Geſchichte iſt nun wohl vorbei. La belle Alliance, den 19. Juni. Ich kann nicht mehr ſchreiben, denn ich zittere an allen Gliedern. Die Anſtrengung war zu groß. Blücher.“

Die plötzliche und alleinige Rückkehr Napoleon's nach Paris am 21. Juni Vormittags 11 Uhr war ein Zeichen der Schwäche des Mannes, der zeither nur zu oft eine in Härte und Trotz ausartende Seelenkraft bewieſen hatte. Ihn zog ſein dunkles Verhängniß. Er hatte Laon verlaſſen, wo er ſein Heer hätte ſammeln

und nach Herbeiziehung aller Hülfsquellen nach franzöſiſchen Angaben ſich in kurzer Zeit auf 150,000 Mann wieder verſtärken können. Er war überzeugt, wie er ſich ausdrückte, daß ſeine Generale, die ihm gerathen hatten, nach Paris zu gehen, ihn einen dummen Streich begehen ließen. Aber er ging dennoch nach Paris. Er kam finſter, zerſtört, zerrüttet daſelbſt an, ſtatt mit gutem Muthe und mit Vertrauen zu kommen. Zu ſeinem Unglück hatten die Miniſter ſchon zwei Stunden vor ſeinem Eintreffen durch eine unbekannt gebliebene Hand die Nachricht von dem eingetretenen Unglücke erhalten. Alles was er den Kammern vorzuſchlagen hatte, war, mit dem Feinde in Unterhandlung zu treten, als ob Frankreich rettungslos verloren ſei. Dieſer Vorſchlag, durch den er in einen Feind, der nur gegen ihn die Waffen ergriffen hatte, mehr Vertrauen ſetzte, als in das franzöſiſche Volk, das nur für ihn ſich erhoben hatte, ſetzte ihn in der Achtung der Kammern herab, Lafayette war es, der die freiwillige Abdankung des Kaiſers in Anregung brachte. Dieſen Gedanken ergriff Fouché, der diesmal die Rolle ſpielte, die im vorigen Jahre Talleyrand geſpielt hatte. Napoleon dankte zu Gunſten ſeines Sohns ab, Fouché ward Präſident der ſtellvertretenden Regierung.

Am 11. Tage nach der Schlacht bei la Belle Alliance ſtand Blücher vor Paris, 29. Juni 1815. Den Tag darauf kam Wellington in ſein Hauptquartier zu Goneſſe, es ward beſchloſſen, Paris zu umgehen und von der ſchwach befeſtigten Südſeite, im Rücken die Stadt, ihr die Lebensmittel abſchneidend, zu nehmen.

Das britiſche Heer zählte 50,000, das preußiſche gegen 58,000 Mann. Napoleon war am 25. von Paris nach Malmaiſon bei St. Germain, das ſeine perſönliche Beſitzung war, gegangen, am 28. begab er ſich, den Vorſchlag verwerfend, ſich der Großmuth Kaiſer Alexander's zu überliefern nach Rochefort, um nach den Vereinigten Staaten ſich einzuſchiffen. Am 30. ſchrieb Davouſt als Oberbefehlshaber an Wellington und Blücher, daß, da Napoleon dem Throne entſagt habe, alſo die Urſache zum Kriege hinweggeräumt ſei, ſie eine ſchwere Verantwortung auf ſich lüden, wenn ſie demohngeachtet den Krieg noch fortſetzen würden. Blücher ſchrieb ihm in deutſcher Sprache zurück: „Mein Herr Marſchall! Es iſt irrig, daß zwiſchen den verbündeten Mächten und Frankreich alle Urſachen zum Kriege aufgehört, weil Napoleon dem Throne entſagt habe; dieſer hat nur bedingungsweiſe entſagt, zu Gunſten ſeines Sohnes, und der Beſchluß der vereinigten Mächte ſchließt nicht allein Napoleon, ſondern auch alle Mitglieder ſeiner Familie vom Throne aus ꝛc. Wir verfolgen unſern Sieg und Gott hat uns Mittel und Willen dazu verliehen. Sehen Sie zu, Herr Marſchall, was Sie thun und ſtürzen Sie nicht abermals eine Stadt ins Verderben; denn Sie wiſſen, was der erbitterte Soldat ſich erlauben würde, wenn Ihre Hauptſtadt mit Sturm genommen würde. Wollen Sie die Verwünſchungen von Paris eben ſo, wie die von Hamburg auf ſich laden? Wir wollen in Paris einrücken, um die rechtlichen Leute in Schutz zu nehmen gegen die Plünderung, die ihnen von Seiten des Pöbels droht.

Nur in Paris kann ein zuverläſſiger Waffenſtillſtand ſtatt haben. Sie wollen, Herr Marſchall, dieſes unſer Verhältniß zu Ihrer Nation nicht verkennen. Ich mache Ihnen, Herr Marſchall, übrigens bemerklich, daß, wenn Sie mit uns unterhandeln wollen, es ſonderbar iſt, daß Sie unſere mit Briefen und Aufträgen geſendeten Offiziere gegen das Völkerrecht zurückhalten. In den gewöhnlichen Formen conventioneller Höflichkeit habe ich die Ehre mich zu nennen, Herr Marſchall

Ihren dienſtwilligen
Blücher.

Die Feindſeligkeiten nahmen ihren Fortgang bis zum 3. Juli, wo die Franzoſen von Neuem Unterhandlungen anknüpften. Blücher's und Gneiſenau's Hauptquartier war in St. Cloud. Hier ward die Uebergabe-Convention abgeſchloſſen. Die ſtellvertretende Regierung in Paris ſandte als Bevollmächtigten den Baron Bignon, Miniſter des Aeußern, den General Guilleminot, Chef des Generalſtabs und den Grafen Bondy Präfecten des Seine-Departements zu Blücher. Blücher ließ dieſe Herren lange im Vorzimmer warten, dann empfing er ſie auf dem Napoleoniſchen rothen Sammtſopha ſitzend und mit brennender Pfeife. Von ihren langen Reden ließ er ſich nur den kurzen Sinn ins Deutſche übertragen. Als ſich Uneinigkeit in ihren Anſichten zeigte und ſie über den verlangten Rückzug des Heers hinter die Loire unter ſich zu ſtreiten anfingen, fuhr er mit ſeiner Pfeife unter ſie und gebot Ruhe. Dann aber machte er ihnen begreiflich, daß, ſobald ſie an ſeinen Forderungen noch etwas auszuſetzen hätten,

auf der Stelle die Feindſeligkeiten wieder beginnen könnten, ſollten und würden. Auf dieſe Weiſe einigte man ſich über die Hauptpunkte mündlich. Dem General Müffling, der zum Commandanten von Paris ernannt ward, wurde die ſchriftliche Ausführung der Convention übertragen. „Es ſind nun beinahe neun Jahre verfloſſen, ſagte Blücher zu ihm, ſeitdem wir das ſchlechte Geſchäft bei Lübeck machten. Sie hatten damals die ſchwierige Aufgabe, eine Uebereinkunft zu Stande zu bringen. Beſorgen Sie heute daſſelbe Geſchäft, es wird Ihnen diesmal leichter werden.“

In den drei Tagen nach Abſchluß dieſer Convention räumten die Franzoſen Paris und zogen ſich hinter die Loire zurück. Am 7. Juli rückte Blücher in Paris ein, von der Südſeite über die Brücke von Jena; gleichzeitig rückten die Engländer von der Nordſeite ein. Man beſetzte die Tuilerien, den Sitz der ſtellvertretenden Regierung und den Palaſt Luxemburg, den Sitzungsort der Pairs, mit einigen Brigaden und forderte vorläufig von der Stadt Paris eine Kriegsſteuer von hundert Millionen Franken und eben ſo viel in Naturallieferungen für die Truppen. Außer dieſer Kriegsſteuer ſollten den Truppen auch die in ihrem Bereiche liegenden Beſitzungen Napoleon's und ſeiner Anhänger zu Gute kommen. Blücher richtete ſich mit Gneiſenau in St. Cloud ein. Was ſich von geraubten Kunſtſchätzen in Paris noch vorfand, wurde in Sicherheit gebracht. Namentlich aber wollte Blücher durchaus die am Marsfelde gelegene Brücke von Jena in die

Luft ſprengen laſſen. Er ſchrieb 10. Juli aus St. Cloud an den Finanzminiſter von Bülow:

„Von der Stadt Paris habe ich hundert Millionen Franken gefordert, zwei Monate Tractement führ die Armee als Duceur und 110,000 Mann neugekleidet. Hindert mich der König nicht, ſo ſoll Alles richtig beigetrieben werden.“

„Die Brücke von Jena laſſe ich heute ſprengen, ſo eben geht die Nachricht ein, daß die beiden Kaiſer und unſer König noch heute hier in Paris eintreffen ſollen, was ich kaum glaube.“

„ich wohne hier in St. Cloud und habe in Paris ein Abſteigequartier; ich mag nicht einmal nach der Stadt, die Bourbons und das ganze Volk ſind mich zuwider. Iſt unſer König nur feſt und hört mich, ſo ſoll das Otterngezüchte dieſesmahl nicht ſo davon kommen. 200,000 Preußen müſſen bezahlt ſein. adio. —“

Es fruchtete nichts, daß Ludwig XVIII. ſich für Erhaltung der Brücke verwandte, und um des Feldmarſchalls Zorn zu entwaffnen, ihr den Namen Invalidenbrücke gab, von dem ihr gegenüberliegenden Dome des invalides. Es fruchtete auch die Fürſprache von Blücher's Adjutanten, Grafen von der Goltz, ſpäteren preußiſchen Geſandten in Paris, nichts, der im Namen Talleyrand's vorbat. Blücher meinte: „Ich werde die Brücke ſprengen, und es wäre mir ſehr lieb, wenn Herr Talleyrand ſich vorher darauf ſetzte.“ Die Franzoſen klagten: „Ah, ils sont mauvais les Prussiens!“ Ein erſter Verſuch der Spren-

gung mißlang, einen zweiten verhinderte, obgleich Blücher nicht wenig tobte, die Ankunft des Königs von Preußen.

„Der eigentliche wahre Commandant von Paris, ſchreibt der General Noſtitz in einem Briefe, den ſeine Memoiren mittheilen, war der General Phul. Die ganze Zeit ſeines Regiments hat er Paris feſt in der Hand gehalten gegen die verſchmitzteſte Widerſpenſtigkeit der Franzoſen und die unbedachte Nachgiebigkeit der Souverains. Man ſtand an keinem öffentlichen Ort, man ging über keinen Platz, man hörte keinen Streit, man ſah keinen Auflauf, ohne nicht auch gleich die wachende Gegenwart eines fremden Gebieters zu empfinden. Die Unmöglichkeit, Paris militairiſch zu beſetzen, wovon die Franzoſen geſprochen, iſt ſechs Monate lang durch Phul ſiegreich widerlegt worden.. Er hat in dieſer Zeit die Bevölkerung der Stadt und viele Tauſende franzöſiſche Militairs, die ab- und zukamen, um ihrem Groll durch Störung der öffentlichen Ruhe Luft zu machen, er hat ſie alle ſo niedergebeugt, wie die Fröſche unter der Luftpumpe; ſie konnten kaum piepſen und ſchnappten nach Luft, die der Commandant allein nach Gefallen aus- und einließ.“

Polizeichef in Paris war damals der frühere Polizeipräſident in Berlin, der Osnabrücker Juſtus Gruner, der den Winkelzügen Fouché's, namentlich bei der Ausſchaffung der Kunſtwerke, die Wage halten mußte. Er ward nachher Geſandter in der Schweiz und ſtarb 1820 zu Wiesbaden ohne Kinder.

Friedrich Wilhelm hatte die Nachricht Blücher's von dem Siege bei la Belle Alliance zu Merſeburg

erhalten. Er hatte Wien am 26. Mai verlaſſen, Berlin beſucht und war am 22. Juni von Potsdam nach dem Rheine abgegangen: er war erſt am 27. Juni im Speier bei dem nach Frankreich nachrückenden Heere angekommen. Kaiſer Franz und Alexander reiſten von Wien über München und Stuttgart. Am 7. Juli empfing man auf dem Marſche von Nancy nach Void die Nachricht Blücher's, daß Paris übergeben worden ſei. Dies veranlaßte die verbündeten Monarchen, das Heer zu verlaſſen und für ſich allein den Weg nach der Hauptſtadt zu machen. Anfangs vom einem Koſackenregimente, dann von bairiſcher und jenſeit Meaux von engliſcher Cavalerie begleitet, erreichten ſie am 10. Juli Bondy und begaben ſich, um alle Empfangsfeierlichkeiten zu vermeiden, noch am Abend dieſes Tages nach Paris ſelbſt, wo ſie um neun Uhr eintrafen.

Von Neuem kamen nun die Diplomaten in Paris in Arbeit. Blücher ließ ihnen auch dies zweitemal ſeine Meinung nachdrucksvoll wiſſen. Als Wellington ein großes Feſt gab, brachte Blücher, gegen Caſtlereagh gewandt, den berühmten Toaſt aus, der noch jetzt in England der Blücher-Toaſt heißt:

„Was die Schwerter uns erwerben,
Laßt die Federn nicht verderben!“

Um ſich zu zerſtreuen, ging er wieder an die grüne Spielbank. Er verließ Paris, nachdem er drei Millionen Francs, die er von der franzöſiſchen Regierung erhalten, verſpielt hatte.

Das Werk der Diplomaten, der zweite Pariſer Frieden, kam erſt nach längeren Conferenzen am 20. Nov. 1815 zu Stande. Frankreich ward auf die Grenzen

des Beſitzſtands des Jahres 1790 gebracht, mußte einige Feſtungen an der Nord- und Oſtgrenze und namentlich Saarlouis an Preußen abtreten, zahlte an jede der fünf Großmächte hundert Millionen Contribution und an Preußen noch vorweg fünfundzwanzig Millionen (wie an England) und endlich zwanzig Millionen zu Befeſtigung des Niederrheins; auch ward es auf fünf Jahre mit 150,000 Mann unter Herzog von Wellington militairiſch beſetzt. Der Antrag, der von niederländiſcher Seite geſchah, Frankreich ſolle alle ſeit zwei Jahrhunderten gemachten Eroberungen herausgeben, namentlich Straßburg, den großen Waffenplatz am Oberrhein, das Elſaß, Lothringen, die drei Bisthümer, Flandern und Artois, ein Antrag, den Preußen theilte — und der Antrag, den Preußen ſtellte, daß ihm außer Saarlouis wenigſtens noch die Feſtungen Montmedy, Longwy, Thionville und namentlich Metz, der große Waffenplatz an der Moſel, überlaſſen werden möchten — gingen nicht durch, wiewohl Oeſtreich ſich beiden zuſtimmig erklärte. Der Vorſchlag, Elſaß und Lothringen an Erzherzog Carl, den Sieger von Aſpern, zu geben, den der Kronprinz von Würtemberg that, im Intereſſe Würtembergs, indem dadurch Südweſtdeutſchland vor einem franzöſiſchen Angriff ſicher geſtellt ward, wurde verworfen. Oeſtreich zögerte und unterſtützte nicht. England und Rußland fürchteten durch dieſe Abtretungen das europäiſche Gleichgewicht verletzt zu ſehen. England witterte in Allem preußiſche Vergrößerungsverſuche, zu denen es einmal mit der Forderung Sachſens Verdacht gegeben, Rußland war

jetzt ganz gegen Preußen und für Frankreich. In dem Briefe, den Wilhelm von Humboldt im Auguſt 1815 an den Prinzregenten von England ſchrieb und den Montvérant in ſeiner Geſchichte von England im Auszuge mittheilt, bezog ſich Humboldt darauf, daß einer der ruſſiſchen Unterhändler geradezu erklärt habe, es ſei gar nicht ruſſiſcher Politik gemäß, Deutſchland geſicherte Grenzen gegen Frankreich zu geben. Humboldt bezog ſich ſogar darauf, daß das Gerücht gehe, Pozzo di Borgo, der ſelbſt von Napoleon gefürchtete Diplomat, ſolle mit Bewilligung Kaiſer Alexander's in das franzöſiſche Miniſterium eintreten — er, der früher Abgeordneter Corſica's in der Nationalverſammlung geweſen und jetzt ruſſiſcher Geſandter zu Paris war. Zuletzt ward auch Oeſtreich umgeſtimmt und der öſtreichiſche Beobachter ſchrieb: „einen beſſeren Frieden als man mit Frankreich geſchloſſen hat, verlangen, hieße Frankreich ruiniren.“

Zwei große Acte gingen von den Monarchen perſönlich während ihrer Anweſenheit in Paris aus, ein ſtrenger Act der Gerechtigkeit und ein ganz neuer, ſeit Jahrhunderten in der Politik unerhörter Act der chriſtlichen Liebe. Jenen ſtrengen Act der Gerechtigkeit beſchloſſen die Monarchen am 31. Juli, indem ſie übereinkamen, Napoleon, der ſich unterdeſſen den Engländern überliefert hatte, als Kriegsgefangenen nach der Inſel Helena abführen zu laſſen, die Wellington ſchon früher als den zweckmäßigſten Platz für die Haftnahme Napoleon's in Vorſchlag gebracht hatte. Der neue religiöſe Act aber, der der europäiſchen Politik

wieder die ſo lange vergeſſene und in den Hintergrund geſtellte Weihe der Grundlage chriſtlicher Principien geben ſollte, war die am 26. September zwiſchen den Kaiſern von Rußland und Oeſtreich und dem König von Preußen abgeſchloſſene heilige Allianz. Die drei Monarchen verbanden ſich darin: „gemäß den Worten der h. Schrift, die allen Menſchen befiehlt, ſich als Brüder zu lieben, durch die Bande der wahren und unauflöslichen Bruderliebe verbunden zu bleiben; ſich ſtets Beiſtand und Hülfe zu leiſten; ihre Unterthanen als Familienväter zu beherrſchen; die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten. Sie betrachten ſich nur als Glieder Einer und derſelben chriſtlichen Nation; von der Vorſehung beauftragt, die Zweige Einer Familie zu regieren. Sie fordern alle Mächte auf, die gleiche Grundſätze anerkennen, zu dieſem heiligen Bunde zu treten.“ England, auch eine chriſtliche Macht, trat bekanntlich nicht bei; auch nicht der Pabſt und der Sultan.

Der Gedanke der heiligen Allianz war aus dem Herzen Alexander's entſprungen, das ſich unter dem Einfluſſe der außerordentlichen Begebenheiten der letzten drei Jahre und dem Umgange der Frau von Krüdener einer entſchieden religiöſen Richtung zugewandt hatte. Er wollte mit der h. Allianz im Angeſicht der Welt und in der Welthauptſtadt, von der die religionsfeindliche Geſinnung ausgegangen war, ſich wieder zu der verworfenen Religion bekennen. Er legte den Monarchen von Preußen und Oeſtreich den Entwurf dieſes Bekenntniſſes vor und traf bei denſelben eine ganz übereinſtimmende Geſinnung. Als ein ſolches

öffentliches Bekenntniß ſollte Europa die h. Allianz als ein ehrwürdiges Denkmal der Geſinnung, die damals die verbündeten Monarchen beſeelte, betrachten. Indem ſie ſich zur chriſtlichen Religion, als der Grundlage der Politik bekannten, wollten ſie nicht blos Rechte anſprechen über ihre Völker, ſondern auch die damit unzertrennlich verbundenen Pflichten übernehmen. Die Idee der chriſtlichen Liebe, die als Hauptidee für den inneren lebendigen Zuſammenhalt der europäiſchen Staatenfamilie an die Spitze geſtellt wurde, ſchloß allerdings das rechte Verhältniß der Fürſten und Völker in ſich. Dieſe Idee war, wenn ſie anders in ihrer Wahrheit feſtgehalten wurde, allerdings eben ſo weit entfernt von der Idee des ſtarren göttlichen Rechts, wie der abſolute Ludwig XIV. ſie aufgeſtellt hatte, als von der Idee des ebenſo ſtarren bürgerlichen Vertrags, zu dem ſich die Revolution bekannt hatte. Während die Idee des droit divin den Fürſten alles Recht, die Idee des pacte social den Völker alles Recht zuerkannte, bekannte man ſich mit der Idee der Bruderliebe, nicht blos zu gegenſeitigen Rechten, ſondern auch zu gegenſeitigen Pflichten.

Kurz nach Abſchluß dieſes Bundesvertrags, der, wie geſagt, Europa lehren ſollte, daß die Fürſten ſich einer höhern Sanction, als die bloße Diplomatie ſie zeither gegeben hatte, unterſtellen wollten, verließen ſie Paris, Alexander bereits zwei Tage darauf, am 28. Sept., Franz am 29., Friedrich Wilhelm am 6. Oct. 1815.

9. Der Hof Friedrich Wilhelm's III. in den letzten fünfundzwanzig Jahren. Die Fürstin Liegnitz. Personalien des Königs. Seine Tagesordnung und seine Hofumgebung: der Oberkammerherr und Hausminister Fürst Wittgenstein, Generaladjutant Witzleben, Alexander Humboldt, Cabinetsrath Albrecht, Leibarzt Hufeland, Kämmerier Timm, Oberst Malachowsky u. s. w. Coexistenz der Vorliebe des Königs für Theater und Ballet und für Kirche, Liturgie, Union und Agende. Die Minister und das Calmirungssystem.

Die letzten fünfundzwanzig Jahre seines Lebens, das von dem Unglücksjahre 1806 an so sturm- und sorgen- und mühevoll gewesen war, verbrachte Friedrich Wilhelm in heiterer Ruhe. Er war glücklich in seinem Hause, hochgeliebt in seinem Lande, hochgeehrt in der öffentlichen Meinung.

Am Wohlsten fühlte er sich unter den Seinigen zu Hause. Ein zahlreicher Kreis von Kindern und Kindeskindern war um ihn versammelt. Von seinen Söhnen vermählte sich der Kronprinz, 1823 mit einer Katholikin, die auch katholisch blieb, Elisabeth von Baiern; Prinz Wilhelm, jetzt Prinz von Preußen, 1829 mit Auguste von Weimar — sie ward die Lieblingsschwiegertochter des Königs; Prinz Carl 1827 mit Marie von Weimar, Prinz Albrecht 1830 mit Marianne, Prinzessin der Niederlande, von der dieser jüngste Prinz früher schon factisch getrennt, 1849 gesetzlich geschieden wurde. Von den drei Töchtern ward Charlotte Alexandra

vermählt 1817 mit dem Thronfolger Nicolaus in Rußland, Alexandrine 1822 mit dem Erbgroßherzog von Schwerin und Luiſe 1825 mit dem Prinzen Friedrich der Niederlande. Dieſe Söhne, Töchter und Schwiegertöchter bildeten mit ihren Kindern den täglichen Familienkreis um „den alten guten Herrn," wie die Preußen ihren König zu nennen pflegten. Er ſelbſt hatte ſeit Luiſen's Hingang 1810 vierzehn Jahr lang ehelos gelebt. Als die jüngſte Tochter Luiſe „die zweite Luiſe" wie er ſie zu nennen pflegte, da ſie ſo freundlich und liebevoll wie ihre Mutter ſei, mit dem Prinzen der Niederlande ſich verlobt hatte, ſchritt der bereits vierundfunfzigjährige König noch zu einer zweiten Heirath: er vermählte ſich mit der vierundzwanzigjährigen Gräfin Auguſte von Harrach, die er bei ſeinen Badebeſuchen in Töplitz kennen gelernt und mehrere Jahre beobachtet hatte, 9. Novbr. 1824. Er vermählte ſich mit ihr in morganatiſcher Ehe und erhob ſie zur Fürſtin von Liegnitz und Gräfin von Hohenzollern. Dieſe Ehe, die im Anfang unglaubliche Senſation machte, ſchlug wohl aus, die Fürſtin faßte ihre Stellung als Gehülfin des Königs und behauptete ſich darin mit großem weiblichen Tacte, ſo daß der geſammte Hof und das Land ihre Liebenswürdigkeit anerkennen mußte. „Der König, ſagt ſein Biograph, Biſchof Eylert, war ſchweigſamer, ſinniger Natur und nichts war ihm ſo ſehr zuwider, als leeres Geſchwätz. Doch hatte er auch Perioden, wo er gern und viel ſprach und er auch wohl, beſonders in einem mehr paſſiven als activen

Zuſtande, eine lange Unterhaltung auch über Kleinigkeiten gern hatte. Seine neue Gemahlin, verſtändig und beſonnen, ernſt und heiter, frei von allem Eigenſinn und aller übeln Laune, ſtets liebevoll und ruhig, wußte in Allem ſo es zu treffen, wie es ihm recht war. Dies war nicht leicht; denn wenn er auch in häuslichen Dingen immer ein gerechter, billiger und mäßiger Mann war, ſo hatte er doch auch verdrießliche Stimmungen, in welchen, reizbar und ärgerlich, beſonders da, wo er ſich gehen laſſen konnte, der Umgang mit ihm ſchwer wurde. Der Fürſtin aber gelang es in ihrer Anmuth, den König aufzuheitern und gewiß war ſeine mit den Jahren zugenommene Milde und Ruhe das Werk ihres wohlthuenden Einfluſſes. Aus dieſer Wechſelſeitigkeit entſprang immer mehr Einheit, ſo daß ſie beide Ein Herz und Eine Seele wurden. Deshalb ſah man ſie beide ſtets beiſammen; ſie fuhren in Einem Wagen ohne alle ſonſtige Begleitung und das daſtehende Publikum hatte ſeine ſtille Freude an dieſer Zutraulichkeit. Laut hörte man die Stimme im Volke: „Der gute alte Herr! Die liebenswürdige Fürſtin von Liegnitz!“ Selbſt, wenn ſie bei Hoffeſten und der Anweſenheit vieler regierenden fürſtlichen Perſonen getrennt von einander bei Tiſche ſaßen, ſuchten ſich ihre Blicke auf und verſtanden ſich in gegenſeitigem Vertrauen. Mehr und ganz konnten ſie ſich demſelben hingeben, wenn ſie alle Jahre zuſammen nach Töplitz reiſten und mehrere Wochen in dieſem angenehmen Badeorte ſich aufhielten. Hier hatten ſie ſich kennen gelernt, hier ſich gefunden, hier war die Verlobung

geſchehen. Unerſchöpflich war hier die Fürſtin, wo ſie ſich frei und ungehindert bewegte, dem König überraſchende ländliche Freuden, wie er ſie gerne hatte, zu bereiten; der Aufenthalt verlängerte ſich und oft wurde der 3. Aug., der Geburtstag des Königs, in der benachbarten ſächſiſchen Schweiz, namentlich in Schandau, ſtill aber herzlich vergnügt, in einer kleinen Geſellſchaft gefeiert."

„Auch zu Hauſe in Berlin war der König am Glücklichſten unter den Seinigen. Wenn er am Morgen viel geleſen, gehört und gearbeitet hatte, ſah man ihn des Mittags das Wohlbehagen an langer Familientafel an. Mit ſeinen Kindern und der Fürſtin von Liegnitz fuhr er gern aus, am Liebſten in einem langen Korbwagen und er verlebte in ſeinen Gärten und auf ſeinen Landgütern in abgeſchiedener, heiterer Gemüthlichkeit im frohen Kreiſe ſeiner nächſten Angehörigen glückliche Tage. Alles ſteife Ceremoniel, dem er ſo feind war, war entfernt." Des Königs Lieblingsaufenthalt war die ſtille Pfaueninſel und das eben ſo ſtille Paretz. Sein Leben war durchaus einfach und gleichförmig geordnet. Vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend hatte jede Stunde ihre feſt geregelte Beſtimmung, von der nie abgewichen wurde. Das ging ſo weit, daß man im Publikum immer wußte, wo er war, wann er kam und wann er ging. Alles Neue war ihm unbequem, das erſtreckte ſich bis auf den Wechſel ſeiner Kleider. Er pflegte über Vieles, was andern neu erſchien, zu ſagen: „Iſt ſchon da geweſen, nur

in anderer Geſtalt, wird auch wieder alt werden, nach Verlauf von vier Wochen ſpricht kein Menſch mehr davon!“ In ſeinem täglichen Wohnzimmer duldete er keine Veränderung, es mußte alles auf ſeiner gewohnten Stelle bleiben, er mußte es auch im Finſtern finden können. Auch ſeine Umgebungen blieben ſich immer gleich.

Friedrich Wilhelm's Tagesordnung war in völlig gleicher Feſthaltung regelmäßig wiederkehrend folgende. Er ſtand früh ſechs Uhr auf und kleidete ſich ſogleich für den ganzen Tag mit Stiefeln und Sporen an und mit dem langen, enganſchließenden aber bequemen, grauen Militairüberrock, der ſeinen hohen Wuchs noch mehr hervorhob, nachdem er in ſpäteren Jahren ſein früheres Embonpoint verloren hatte. Der Rock war ohne alle Auszeichnungen, auch ohne Epauletten. Auf dem Kopfe ſaß die eben ſo bequeme militairiſche Mütze, wenn er ausfuhr.

Die erſte Arbeit des Morgens war das Oeffnen und Durchleſen der an ihn gerichteten Briefe. Nach des großen Friedrich's Brauch ward keiner ohne ſofortige Antwort belaſſen. Mit dieſer Arbeit vergingen alle Tage zwei volle Stunden. Dann kamen die Vorträge aus dem Civil- und Militaircabinet. Wichtige Perſonen waren der Cabinetsrath und der Generaladjutant. Vortragender Cabinetsrath war Albrecht, früher Kammergerichtsrath; er ward ſchon ſeit den Unglückstagen in Königsberg 1808 durch Stein angeſtellt, und als ein unterrichteter, verſtändiger, beſcheidener Mann ſehr werth gehalten. Er ward ſo Nach-

folger des einſt hochbetrauten Mencken und des zum Großkanzler und Grafen beförderten, 1819 aber entlaſſenen Beyme, in der vollen Vertrauensſtellung beim König; Albrecht blieb ſeinerſeits in ſeinem bürgerlichen Stand und erſt ſein Sohn ward bei der Huldigung 1810 geadelt. Die Stelle des Generaladjutanten, der den Militairvortrag hatte, bekleidete der ſeit 1816 dazu neuernannte Oberſt, ſpäter General Jobſt von Witzleben, der Nachfolger des einſt hochbetrauten Kökeritz und des zum Kriegsminiſter beförderten, 1819 aber ebenfalls entlaſſenen Boyen. Witzleben, einer alten thüringiſchen Familie, die im Schwarzburgiſchen bei Rudolſtadt ihr Stammhaus hat, angehörig, war aus Halberſtadt gebürtig. Er war ein in Gefühl und Sitten anmuthiger, ernſter, edler und freigeſinnter Mann, großer Muſikliebhaber, aber ſehr ſentimental und deshalb ſehr ſtark zum Myſticismus hinneigend; er galt für den Hauptpatron der Myſtiker in Berlin, beſuchte eine Zeit lang ihre Erbauungsſtunden und verwickelte den König aus Muſikliebe in die fatalen Streitigkeiten über Einführung der Agende, auf die ich unten zurückkomme. Er war ein beſonderer Liebling des Königs und ſtarb erſt drei Jahre vor ihm, 1837.

Nach der Expedirung der Civil- und Militairvorträge, wieder einer mehrſtündigen Arbei — es gab Vormittage, wo ein paar hundert Sachen expedirt wurden — theilte der König die Parole aus und darauf machte er ſeine tägliche Promenade im Wagen, in der alten den Berlinern wohlbekannten unſcheinbaren gelben Kaleſche, beſpannt mit den beiden herrlichen

Tramhoer Rappen. Dieſe Kaleſche führte ein einfach gekleideter Hofkutſcher, neben dem König ſaß der Ordonnanzoffizier, nur ſelten war noch ein Bedienter auf dem Wagen.

Um zwei Uhr ward geſpeiſt. Der König aß und trank gut, hatte aber, wie er in Allem die Einfachheit liebte, auch nur einen einfachen Tiſch: die eigentlichen Tafelfreuden liebte er ſo wenig, wie Spiel und Karten. Auch von den übrigen nobeln Paſſionen der großen Herren war wenig bei ihm zu verſpüren. In früheren Jahren hatte er Freude an ſchönen Pferden gehabt. Die Jagd liebte er, wie der große Friedrich nie, er nannte ſie ein grauſames, erbärmliches Vergnügen und meinte ſogar, ſein Ahnherr, der bürgerfreundliche Friedrich Wilhelm I., von dem er ſehr gern und oft ſprach, ſei dadurch ſo hart und grauſam geworden. Noch erinnert man ſich, daß Friedrich Wilhelm III. in früheren Jahren, wenn er auf der Pfaueninſel war, eine Partie Kegel zu ſchieben pflegte.

Nach dem Diner kam regelmäßig das Geſpräch in der Fenſterecke mit dem Haus- und Cabinetsminiſter und es betraf gerade die wichtigſten Gegenſtände — mit den Staatsminiſtern arbeitete der König in der Regel niemals. Der Miniſter des königlichen Hauſes, der Oberkammerherr Fürſt Wilhelm Wittgenſtein, ein Urenkel des dereinſtigen Miniſters des großen Kurfürſten und des Oberhofmarſchalls unter dem erſten König, war eine hochbetraute Perſon bei Friedrich Wilhelm: Wittgenſtein genoß ſein höchſtes Vertrauen und übte den allerſtärkſten Einfluß. Er war das Haupt

der Tory-Ariſtokratie am preußiſchen Hofe und galt als das Haupt der Widerſtandspartei und der Abſolutiſten — er brachte ſelbſt den Fürſten Hardenberg auf ſeine Seite und dieſer verbündete ſich mit ihm, um nur an der Spitze der Geſchäfte zu bleiben. Daß Hardenberg durch Wittgenſtein in das Miniſterium gekommen ſei, ſpricht einmal Niebuhr in einem Briefe an Stein vom 29. Juni 1810 aus: „Was ſagen, ſchreibt er, E. Exc. zu dem F. W. als Hardenberg's anerkannten Patron, unter deſſen Schutz und durch deſſen Schliche er in das gelobte Land des Miniſteriums zurückgekehrt iſt? Die Niedrigen (Altenſtein, Nagler, Beyme ꝛc.) welche E. Exc. anfeindeten, ſind durch die nämlichen Menſchen und durch die nämlichen Schliche, welche man gegen Sie anwandte, gefallen.“ Hardenberg und nach ihm Ancillon folgten willig dem durch Wittgenſtein eingeleiteten Umſchlag der großen Bewegung, die die Befreiungskriege hervorgerufen hatten.

Den Nachmittag füllte wieder Geſchäftslectüre. Sechs Uhr ward ins Theater gefahren. Den Abend ſchloß der Thee bei der Fürſtin Liegnitz, zu dem die Prinzen und Prinzeſſinnen ſich einfanden. Zuweilen las der Flügeladjutant aus den neu erſchienen Büchern vor, der König hörte mit mehr oder auch mit weniger Aufmerkſamkeit zu, wenn der Schlaf den bereits gealterten Mann übermochte. Eine Hauptfigur in dieſen Abendzirkeln machte der berühmte Alexander von Humboldt, der ſeit dem Jahre 1827 von Paris nach Berlin gekommen war: er unterhielt nicht

nur den König in der Kenntniß der Literatur im Laufenden, ſondern war auch der unzertrennliche, ja geradezu unentbehrliche Geſellſchafter. Wegen ſeiner nicht zu erſchöpfenden Unterhaltungsfertigkeit ward er nicht blos zu allen Reunionen des Königs eingeladen, ſondern er war gehalten, zu erſcheinen.

Friedrich Wilhelm III. liebte es, nur mit wenig Perſonen zu verkehren, der Hoftrouble war ihm zuwider. Was die Perſönlichkeiten betrifft, ſo hatte er, wie ſein großer Großoheim entſchiedene Sympathieen und Antipathieen. Manche Leute mochte er gar nicht leiden, er war gegen dieſe Perſonen, gegen die er ſeine Abneigung ohne Weiteres laut mit ſeinem gewöhnlichen Worte: „Fataler Menſch“ zu erkennen gab, unangenehm kurz. Zu dieſen Leuten, die er fern von ſich hielt, gehörten die Auſteren, die Schweigſamen; ferner die Großthuer und die Herren mit dem breitſpurigen Weſen; auch einige von den geiſtreichen Romantikern der kronprinzlichen Geſellſchaft in der Wilhelmsſtraße, wie der nachherige erſte Miniſter des Auswärtigen nach der Märzrevolution Baron Heinrich Arnim u.ſ.w. Wenigſtens in der letzten Zeit ſeines Lebens litt er auch keine Franzoſenfreſſer mehr in ſeiner Nähe. Da er ein biedrer, einfacher Mann ohne Falſch war, ſah er mehr auf Charakter als auf Geiſt.

Außer ſeiner Familie gehörten zu ſeinen nächſten und liebſten Umgebungen die ſchon genannten: der Generaladjutant Witzleben, der Oberkammerherr und Hausminiſter Fürſt Wittgenſtein, der Staatskanzler Fürſt Hardenberg, der Cabinetsrath Albrecht und

Humboldt. Hierzu kamen die beiden Generalintendanten des Theaters, Graf Brühl und Graf Redern, auf die ich zurückkomme. Sehr beliebt war auch der Leibarzt Hufeland, und von der Hausdienerschaft hatte einen großen Stand der Geheime Kämmerier Timm (von einer Familie, der die Mutter des bekannten Tempelhof angehörte). „Timm ist, schreibt Rahel einmal im Jahre 1819, ein ehrlicher, braver, einfacher Mann, den ich von Natur gut leiden kann, ich freue mich, daß ihn der König hat.“ Wie hoch Timm im Vertrauen war, ergiebt sich aus dem Umstand, daß gesagt wurde, er habe die Heirath mit der Fürstin von Lignitz zu Stande gebracht: was Rietz bei Friedrich Wilhelm II., Fredersdorf bei dem großen Friedrich und Eversmann bei Friedrich Wilhelm I. waren, war Timm bei Friedrich Wilhelm III.

Wie der König zu den ernsten Morgengeschäften Witzleben, zu den Gesprächserholungen am Abend Humboldt um sich hatte, so hatte er gern bei Tische und im Wagen bei sich den humoristischen, satyrischen und freimüthigen Husaren-Obersten von Malachowsky. „Er hatte, sagt Eylert, an ihm seine Freude und hörte seine skoptischen Ein- und Ausfälle auch dann gern, wenn sie selbst bittere Wahrheiten enthielten. Mit hohen Herrn ist nicht gut Kirschen essen, Malachowsky aß sie mit dem Könige, denn wie dieser selbst war er heiter und bieder, und erhielt sich fest auf dem allerdings glatten Boden. Einst fuhr er, in einem Wagen neben dem Könige sitzend, an einem schönen Morgen über den

Gendarmenmarkt. Die glänzende Sonne beſchien die prächtige Reihe von Häuſern. „Hier muß gut wohnen ſein!“ meinte der König. „O ja, antwortete Malachowsky, darum wohne ich auch hier.“ „Wie viel Zimmer haben Sie?“ „Meiner zahlreichen Familie wegen muß ich größere und kleinere, ſieben haben.“ „Wie viel müſſen Sie Miethe geben?“ „Ich muß, weil ich drei Stuben, jede von zwei Fenſtern vorn heraus habe, 600 Thaler jährlich zahlen.“ Der König zuckte die Achſeln und ſagte: „Das machen Sie jedem Andern weiß, mir aber nicht! Das weiß man ja wohl beſſer! Erſchrecklich viel Geld, zu viel für ein kleines Quartier!“ Malachowsky, mit einer komiſchen, demüthigen Geberde erwiederte: „Das iſt ein wahres Unglück, daß Ew. Majeſtät ſo etwas nie glauben wollen.“ Der König lachte und ſchickte ihm den andern Morgen 400 Dukaten mit der Inſchrift: „Zur Hausmiethe für dieſes und praenumerando für das künftige Jahr.“ Das Wort praenumerando war ſtark unterſtrichen. „Ein kluger Herr!“ meinte der fröhliche Oberſt.“

Des Königs Haltung war ganz militairiſch, ſein Geſicht ziemlich hart, obgleich es oft ſeine natürliche Güte hindurchblicken ließ; ſein Blick war lebhaft, doch nicht ſehr feſt; ſeine Worte von Jugend her immer kurz und abgebrochen, zuweilen ſelbſt ſchwer ſogleich zu faſſen, was ihn ungeduldig und verlegen zugleich machte. Franzöſiſch ſprach er vorzüglich gut. Friedrich Wilhelm war ſehr ſchweigſamer Natur und hörte, wenn er nicht Neigung zum Epanchement hatte, immer lieber,

als er redete. Darnach machten ſeine Umgebungen bei ihm ihr Glück. Er hatte es ungemein gern, wenn man, ohne der Ehrfurcht zu vergeben, die nach der Etikette im Geſpräch mit Fürſten ſelbſt zu fragen verbietet, das Geſpräch doch nicht fallen ließ, ſondern auch dann noch, wenn er, wie er zu thun pflegte, Schlag auf Schlag und mit Heftigkeit, ſeine Fragen ausgefragt hatte und nun fertig war, ſeiner Verlegenheit zu Hülfe kam, das Geſpräch nicht ſtocken ließ, ſondern die Unterhaltung fortführte.

Der König konnte gegen ſolche Menſchen ſogar eine Abneigung faſſen, die durch ſeine Gegenwart in Verwirrung gebracht, die Ruhe und Sammlung in der Rede verloren; denen dagegen zeigte er ſichtbares Wohlwollen, die ihn beredt und fließend zu unterhalten verſtanden. Alexander von Humboldt's großer Stand bei dem König beruhte weſentlich auf ſeiner beiſpielloſen Zungengeläufigkeit. Friedrich Wilhelm war von Jugend her immer ſchüchtern und ſeine Reden trocken und ſtockend. Man mußte ihn anſprechen und damit ſeiner Schüchternheit zu Hülfe kommen. War dies geſchehen, ſo konnte er, wie geſagt, namentlich in franzöſiſcher Converſation ſehr beredt, ja redſelig ſein und er ſprach dann auch gut: es wohnte ihm eine ſehr richtige Kritik und Würdigung der jedesmaligen Verhältniſſe und Umgebungen bei. Auf Reiſen aber, beſonders wenn die Beamten und Landes-Autoritäten ſich ihm nahten, gab er nur wenige Worte, rhapſodiſch und in dem ihm ganz habituellen Infinitiv hervorgebracht, zu vernehmen. Weil er wußte, daß Aller Ohren und

Augen auf ihn gerichtet waren und jedes Wort aus königlichem Munde auf die Goldwage gelegt werde, hütete er ſich, viel zu ſprechen. Er war allerdings ein kluger Herr, beſonders unter Fremden ſehr zurückhaltend, die er nicht genau kannte. Unter den Sprichwörtern, die er häufig citirte, war auch das: „Durch Schweigen Niemand ſich verräth.“

Mit dieſer Schweigſamkeit ſteht die Vorliebe des ſonſt ſo ernſten kirchlichen Herrn fürs Theater in genauem Zuſammenhange. Dem Fürſten von Wittgenſtein gab der König einſt ſelbſt hierüber Aufſchluß, indem er ihm ſagte: „Im Theater brauche ich nicht aufs Reden zu hören; alle anderen Reden ſind entweder an mich gerichtet, oder doch mit der Abſicht, daß ich ſie hören ſoll, geſagt. Wo ich auch ſein mag, überall bin ich in Anſpruch genommen. Hier bin ich nicht einſam und doch mit mir allein, hier will man nichts von mir.“

In ſeiner Jugend hatte der König keine Neigung fürs Theater bezeigt. Die prachtvollen italieniſchen Opern im Carneval unter ſeinem Vater hatten ihm Langeweile gemacht, die Vorgänge bei dem Privattheater der Gräfin Lichtenau empört und eine Abneigung beigebracht. Erſt als Iffland 1796 als Theaterdirector nach Berlin kam und ſeine Stücke aufführte, nahm er Intereſſe, wozu der bürgerliche Stoff derſelben, der ihm zuſagte, viel beitrug, er gab Iffland ſogar den rothen Adlerorden. Aber die Königin Luiſe mußte ihn auffordern und bitten, mit ihr ins Theater zu gehen, namentlich auch, wenn ein neues

Stück von Schiller, der damals ſo große Senſation machte, gegeben wurde. Der regelmäßige Beſuch des Theaters datirt erſt von dem Aufenthalt in Paris in den Befreiungskriegen. „Viel hat, ſagt ein Aufſatz in der Eylert'ſchen Biographie, nach dem Urtheile des General von Witzleben, die Anſchauung der Pariſer Theater und des dort ſo deutlich ſich kund gebenden Volksantheils an einer nationalen Bühne dazu beigetragen, den König zu veranlaſſen, ein Intereſſe an der Beſſergeſtaltung der Bühnenverhältniſſe in der Hauptſtadt zu nehmen. Nach dem beiſpielloſen Pompe in Paris, London und Wien, nach errungenem Siege war der Abſtand zu faſt klöſterlicher Einſamkeit in Berlin zu groß. Der König ſehnte ſich, inmitten ſeines Volks zu erſcheinen, ohne die Majeſtät einer zu nahen Beziehung zum Volke auszuſetzen. Dazu war das Theater der Ort. Hier konnte er mitten im Publikum und doch geſchieden von ihm ſein. Der Geſchmack des Königs an charakteriſtiſcher, beſonders aber ſolcher Muſik, die einen heroiſchen, kriegeriſchen Charakter hatte, veranlaßte das Engagement Spontini's, deſſen Veſtalin und Cortez ihm in Paris in vollendeter Ausführung entgegengetreten waren und mit dieſem Engagement begann offenbar die großartige Periode der Berliner Oper. Der König betrachtete die Oper gleich von Anfang keineswegs blos als eine Hofſache, als einen Pomp, ſondern als ein Eigenthum des Volks, wohl geeignet, den Sinn zum Idealen zu wecken. Berlin wurde in dieſer Zeit Sammelplatz vieler fürſtlichen Beſuche, denen die ein-

ſache, faſt bürgerliche Sitte des preußiſchen Hofs nicht die geeignete Aufnahme gewähren konnte. Große Jagden liebte der König nicht. Glänzende Hoffeſte, Maskeraden, Bälle waren koſtſpielig und das Publikum konnte ſie nicht theilen. Das alles kam zuſammen, daß das Theater die Aushülfe wurde.“

Trauerſpiele ſah der König gewöhnlich nur einmal — und das blieb ſich gleich bei Shakespeare, Goethe und Schiller, wie bei Raupach, der damals für die Berliner Bühne ſchrieb; er meinte, „das Leben hat Tragödien genug.“ Er liebte nicht „das Echauffement“ und „das Exaltirte.“ Schiller's Räuber, Fiesko und namentlich Don Juan waren ihm in der Seele zuwider, eben ſo die Teufeleien im Freiſchütz. Wilhelm Tell und Egmont wurden aus Vorſicht wegen der demagogiſchen Umtriebe nicht gegeben. Am liebſten waren dem Könige ſolche Stücke, die harmloſe Schilderungen aus dem bürgerlichen Leben zum Gegenſtande hatten. Bei ſeiner Abgeſchloſſenheit und eignen Richtung, nur mit wenig Perſonen zu verkehren, war noch ganz beſonders das Theater ihm eine erfreuliche Veranlaſſung, mit den Zuſtänden des Lebens in allen Ständen des Volks, nicht blos mit den der privilegirten, die ſeine Hofumgebungen bildeten, in Bekanntſchaft zu kommen und mit den Zeitbeſtrebungen und Zeiterforderniſſen in Berührung ſich zu erhalten. Was ihm perſönlich nicht geſagt und geſchrieben werden durfte, hörte er im Theater in ungebundener Freiheit und unbeſchränkter Form. Darum begünſtigte er vorzugsweiſe die neueren Erzeugniſſe. Immermann

ward gern gehört, Zedlitz und Bauernfeld ſchickten aus Wien ihre Stücke ein. Luſtſpiele und Poſſen ſah der König ungemein gern, zu ihrer Aufführung ließ er das zweite Theater in Berlin, das Königsſtädter Theater, bauen und beſuchte es oft. Kotzebue's „U. A. W. G.“ und die „Sieben Mädchen in Uniform“ erheiterten ihn ungemein. In U. A. W. G. trat Unzelmann auf, nach der Aufführung erhielt er ein Cadeau mit den Worten:

„Und Ananas wird gegeſſen
Und Ausbruch wird getrunken.“

Von 1816 an bis 1840 beſuchte der König faſt ohne Ausnahme alle Abende das Theater, ſelbſt im Sommer, ſelbſt in Töplitz beim allerſchönſten Wetter. Schlag ſechs Uhr erſchien er bei ſeiner Pünktlichkeit in ſeiner kleinen Proſceniumseckloge rechts vor der Bühne im bequemen grauen Militairüberrock und wartete, in eine Ecke gedrückt, bis zu Ende. Befand er ſich in Potsdam und kam zum Theater nach Berlin, ſo war die Zeit der Fahrt genau ſo berechnet, daß mit dem Glockenſchlage ſechs die Thür zur Loge ſich aufthat. Das Repertoir der Vorſtellungen für die nächſte Woche wurde jedesmal vom Generalintendanten dem König vorher zur Genehmigung vorgelegt. Er pflegte zu ſtreichen, was ihm nicht gefiel, nie aber trat er den Wünſchen des Publikums geradezu entgegen. Gefiel ein Stück ſehr, das ihm nicht gefiel, ſo ließ er das Publikum gewähren und fuhr ins Königſtädter Theater.

Generalintendant des Theaters von 1815 bis 1828 war Graf Brühl, ein Enkel des berüchtigten sächsischen Premier, ein Neffe des Oberhofmeisters des Königs Carl Brühl, ihm folgte der Graf Redern. Beiden war der König persönlich gewogen und zählte sie zu seiner täglichen Umgebung. In den Zwischenacten der großen Opern, wo der König aus seiner Loge auf die Bühne ging, eben so in den Generalproben zu den neuen Opern und Balleten, in denen er bis fünf Jahre vor seinem Tode regelmäßig erschien, sprach er nicht nur und ermunterte diese Vorstände, sondern auch die Acteurs und Actricen, die Tänzer und Tänzerinnen; nie unterließ er, gastirenden Künstlern von Ruf ein Wort der Anerkennung und des Beifalls persönlich zu sagen. Graf Carl Brühl, geboren 1772 von der bekannten Fräulein Schleierweber, Freundin aller Koryphäen der deutschen Literatur, vermählt 1814 mit Inny von Pourtales aus Neufchatel, gestorben 1837, war ein vollendeter Meister im correcten Theatercostüm und ein ausgezeichneter Festordner. Das prachtvolle Fest, das von ihm in den Räumen des königlichen Schlosses zu Ehren der Großfürstin, nachmaligen Kaiserin von Rußland, angegeben wurde und wozu der Stoff aus Moore's Lalla Rookh entlehnt war, übertraf Alles, was man bisher in Berlin gesehen hatte, an Pracht. Brühl hatte auch den glücklichen Gedanken, in dem seit dem Brande 1817 neu erbauten Schauspielhause zu bestimmten Zeiten im Winter alle Stände der Residenz um den König und seinen Hof zu versammeln, auf den

ſ. g. Brühl'ſchen Bällen. Nach Brühl's Abgang übernahm Prinz Carl von Mecklenburg-Strelitz, des Königs Schwager, die Anordnungen zu den Familienfeſten des königlichen Hauſes, unter denen das 1828 der Kaiſerin von Rußland zu Ehren in Potsdam angeſtellte Turnier beſonders glänzend war und mit Aufführung eines dramatiſchen Feſtſpiels beſchloſſen ward, das der Prinz ſelbſt gedichtet hatte: „Der Zauber der weißen Roſe.“ Graf Redern, der Nachfolger Brühl's als Intendant, Herr der Herrſchaften Lanke und Schwandte in der Uckermark, heirathete, wie ſein Vorfahr, der erſte Graf die reiche Banquierstochter Orguelin, ebenfalls eine Dame aus der Bürgerreihe, Fräulein Bertha Jeniſch aus Hamburg.

Die Coexiſtenz der Vorliebe des alten königlichen Herrn fürs Theater und für die Sprünge der ſchlanken Tänzer und Tänzerinnen, wie Madame Lemmière und Conſorten in den mit verſchwendiſcher Pracht ausgeſtatteten Ballets — und wieder für Kirchlichkeit, Agende, Liturgie, Union konnte man ſich gar nicht vereinbaren. Er erhielt ſogar einmal 1834 einen Brief aus dem pietiſtiſchen Wupperthal, aus Barmen, in welchem ihn ein treuer Unterthan in ſeiner Angſt um das Seelenheil des Königs beſchwor, er möge entweder den täglichen Theaterbeſuch unterlaſſen oder ihm ſeine Gründe dafür auseinander ſetzen. Dieſem Begehren fügte ſich der König und ließ durch Witzleben eine Antwort nach Barmen abgehen. Am deutlichſten ſprach er ſich einmal gegen den Biſchof Eylert aus,

bei einem der glänzenden Hoffeſte im Sommer auf dem im Parke von Sanssouci gelegenen großen Neuen Palais, wobei gewöhnlich die Gäſte zu Diner, Theater und Souper eingeladen waren. Der Biſchof war nach dem Diner aus dem großen Grottenſaal in die daran ſtoßenden offnen Zimmer eingetreten, um die dort hängenden alten Bilder zu beſehen. Der König kam ihm nach, ganz allein, und unterhielt ſich mit ihm, die Bilder betrachtend, im Saale auf- und abgehend. Er ſagte ihm, daß heute ein ſchönes Stück gegeben werde und fragte ihn dann geradezu, ob er den Theaterbeſuch für eine Sünde halte? Der Biſchof, ein feiner Hofmann, erwiederte: „wenn es eine Sünde wäre, würde die Majeſtät nicht hingehen.“ Er hielt ihm aber ein, daß im Theater die Sinnlichkeit vorherrſche, daß ſie von allen Seiten eindringe. Darauf entgegnete der König: „Curios, thut das nicht auch die Natur? Die Berge und Thäler, die Bäume, die Flüſſe und ihre tanzenden Wellen, die Singvögel, unter ihnen vorzüglich die Nachtigall, die ſchönen Blumen, alles das, iſt es nicht auch in dem Tempel der Natur eine Decoration? Die reiche Abwechſelung iſt auch ein wahres Schauſpiel. Das Publikum, die Jugend muß auch etwas zu ihrem Vergnügen haben, man muß nicht vergeſſen, daß man auch jung geweſen iſt. Das Schauſpiel iſt noch das Beſte, wenn gute Stücke gegeben werden. Es iſt doch beſſer, als Tabagien und Kaffeehäuſer zu beſuchen.“ Er kam dann auf den Barmer Brief und ſchloß die Unterredung mit den Worten: „Der ehr-

liche Mann meint es gut. Habe das Schreiben Witzleben gegeben und ihm gesagt, was er in meinem Namen höflich antworten soll. Die Menschen sind erschrecklich einseitig und kennen mich nicht. Berlin ist kein Krähwinkel. Gehen Sie nur immer diesen Abend hinein; wird Ihnen schon gefallen!“ Noch denselben Abend bewirthete der Geh. Kämmerier Timm auf des Königs Befehl sämmtliche Schauspieler und die Kinder, die getanzt hatten. Ja, der König erschien selbst in dieser lustigen Gesellschaft und blieb lange in ihr.

Einen merkwürdigen Vorfall im Berliner Theater theilt Eylert mit, der in der Charwoche 1827 Statt fand. Der König hatte am 14. November 1826 eines Morgens auf einer Treppe, die zum königlichen Vortragszimmer führte, wohin er mit Akten unter dem Arme gehen wollte, das Unglück gehabt, auszugleiten und im Fallen ein Bein zu brechen. Der König lag lange zu Bette, unterhalten vorzüglich durch die Herzens- und Segenswünsche, die in die ausgelegten Foliobogen von den nach dem Leidtragenden sich erkundigenden Personen eingetragen wurden. Die Catalani war damals in Berlin. Es wurden Oratorien, Cantaten in der Singakademie und im Theater gegeben. Das Haus war gedrückt voll. Als der Vorhang fiel, wollte das Publikum noch das Lied God save the king von der Catalani hören. Sie trat vor und zwar ganz vor bis ans Orchester, sah sich hier um und blickte auch nach der kleinen ersten Ecktoge rechter Hand. Auf einmal trat sie, sichtbar erstaunt,

zurück und verbeugte ſich dreimal tief. — Der König war im Theater, zurückgezogen in ſeiner engen dunkeln Loge hatte ihn niemand bemerkt. Er trat jetzt hervor und dankte, ſo daß Alle ihn ſahen. „Der König, der König,“ ging es von Mund zu Mund. Alle Zuſchauer erhoben ſich, wie ein einziger Mann, das ganze Haus ertönte vom Jubel über die Herſtellung des guten alten Herrn. „Er lebe, lebe noch lange, hoch und ewig hoch!“ ſo tönte es, wie aus Einem Munde. Sichtbar gerührt, dankte der König herunter, ſein Winken mit der Hand half nichts, der Jubel wollte nicht enden. Endlich ward es ſtill und die Catalani ſang mit Begeiſterung: God save the king und als ſie geendigt, ſang ſie und das ganze Publikum mit ihr: „Heil Dir im Siegeskranz, Vater des Vaterlands.“

Wie in Preußen alle Regierungsformen einen gewiſſermaßen ſoldatiſchen Charakter hatten, auch die Civilangelegenheiten mit militairiſcher Disciplin geleitet wurden, unterlagen ſelbſt die königlichen Theater in Berlin dieſem Kaſernengeiſte. Friedrich Wilhelm trieb die Liebe für das militairiſche Gedeihen ſeines Reichs auf den höchſten Grad. Es wurden in das Reglement der Generalintendanz der Theater Specialverordnungen aufgenommen, nach denen die Künſtler, welchem Range oder Geſchlechte ſie angehören mochten, bei ihren Uebertretungen auf die Feſtung geſchickt wurden, als wären es Soldaten oder Rebellen.

Friedrich Wilhelm beſaß im höchſten Grade das, was man Gedächtniß des Auges nennen könnte. Hatte

er, ſelbſt bei geringfügigen Anläſſen, das Geſicht irgend Jemands geſehen, ſo vergaß er ſeine Züge nie wieder. Folgendes iſt ein Beiſpiel davon, das zugleich ſeine große Gutmüthigkeit und herzliche Dankbarkeit bezeugt. Der König fuhr einſt auf einer ſeiner gewöhnlichen Wagenpromenaden im Thiergarten ſpazieren. Seine Blicke fielen auf eine Familie, die ruhig in einer der Alleen wandelte. Die kräftigen Rappen der gelben Kaleſche hatten ſchon weit hinter ſich die langſamen Spaziergänger gelaſſen, deren Haupt, ein ehrwürdiger Greis, ehrfurchtsvoll vor dem König den Hut gezogen hatte. Dieſer, der ſeit der Begegnung in Nachdenken verſunken war, gab plötzlich Befehl, umzulenken. Als er die Familie wieder erreicht hatte, ſtieg er aus und ging gerade auf den alten Mann los. „Sind Sie nicht der und der aus Königsberg?“ fragte er ihn — „Ja, Ew. Maj.,“ erwiederte dieſer. — „Das ſind Ihre Frau und Kinder?“ — „Zu Befehl, Ew. Maj.“ — „So erlauben Sie mir, Sie als alte Bekannte und alte Freunde zu bewillkommnen.“ — „Ew. Maj. geruhen der Ehre zu gedenken, die Sie uns früher machten?“ — „Sagen Sie lieber der trefflichen und herzlichen Gaſtfreundſchaft, die ich in den Tagen meines Exils in Königsberg von Ihnen erfuhr. Sie halten ſich in Berlin nur einige Zeit auf? Und wo wohnen Sie?“ — „In der Stadt Rom, Ew. Maj.“ — „Leben Sie wohl, ſagte Friedrich Wilhelm. Sie ſehen, ich vergeſſe keinen meiner Freunde.“ — Und er beſtieg wieder ſeinen Wagen. Als die Familie wieder im Gaſthof anlangte, fand ſie einen Hofbedienten, der

die ganze Familie auf den andern Tag zum König zur Tafel einlud und da er vorausgeſehen hatte, daß es den Damen auf der Reiſe vielleicht an der nöthigen Toilette mangeln möchte, um der Einladung Folge zu leiſten, ſchickte der König zugleich den Putzhändler der königlichen Prinzeſſinnen mit einer großen Auswahl fertiger Kleider und andern Putzſachen und ließ bitten, Mutter und Töchter möchten ohne Umſtände ſeine Galanterie annehmen. Am folgenden Tage empfing der König zur feſtgeſetzten Stunde ſeine lieben Königsberger Gäſte oben an der Treppe, wie er es bei Fürſten gemacht hätte. Er ließ die Mutter und die älteſte Tochter bei der Tafel neben ſich ſitzen, erzählte der ganzen königlichen Familie den Grund ſeiner Dankbarkeit und entließ die Reiſenden mit Geſchenken überhäuft und ihrerſeits von der lebhafteſten Dankbarkeit durchdrungen. So erzählt ein Franzoſe in einem Aufſatze der Revue de Paris, der am Berliner Hofe bei der königlichen Familie wohl bekannt war, für das königliche Privatpalais kleine Stücke machte und ſich mit P. de C. unterzeichnet hat.

So beliebt ſich der König auf alle Weiſe zu machen ſuchte und ſo ſehr er dieſe Liebe verdiente, ſo tadelte man doch an ihm, daß er zu wenig Vertrauen in ſich ſelbſt ſetzte. Das frühere Mißgeſchick hatte ihn mißtrauiſch gegen ſich und ſeine Fähigkeiten gemacht. Bekannt iſt, daß der jetzt regierende König über den Punkt des Selbſteinſehens des Regiments mit ſeinem Vater, ſo große Pietät er für ihn empfand, namentlich in früherer Zeit, in der Periode gleich nach den

Befreiungskriegen, mit ihm keineswegs gleichdachte. Eine freilich unverbürgte Anekdote iſt wenigſtens charakteriſtiſch. Der Kronprinz ließ einſt drei Pferde, ein blindes, ein lahmes und ein mageres ſo lange vor dem Palais des Königs herumführen, bis dieſer ſie bemerkte und fragte, was das zu bedeuten habe? Der Kronprinz, der ſich in des Königs Zimmer befand, verſetzte: „Das will ich Ew. Maj. erklären. Das magere Pferd iſt das Volk, das von Ihren ſchlechten Beamten ausgeſogen wird; das lahme das Miniſterium, das nicht zu handeln verſteht, und das blinde ſtellt Ew. Maj. ſelbſt vor, die nicht ſieht, wie man mit Allerhöchſt derſelben Blindekuh ſpielt.“ Darauf, wird erzählt, ſei Arreſt erfolgt, aber der König habe ſich die Sache gemerkt und ſie gebeſſert.

Eylert erzählt, daß das Wort „Calmiren“ einer der oft gebrauchten Lieblingsausdrücke Friedrich Wilhelm's III. geweſen ſei. Und in der That bezeichnet dieſer Ausdruck die Richtung, der der König am Abend ſeines ſturmbewegten Lebens ausſchließlich folgte. Sein Syſtem war ein Calmirungsſyſtem. Nichts in der Welt war ihm ſo zuwider, als „das Echauffement,“ wie er es nannte.

Er calmirte Kirche und Staat. Um den Hader der proteſtantiſchen Confeſſionen von Grund aus zu dämpfen, publizirte er in ſeinen Staaten 1817 bei der 300jährigen Säcularfeier der Reformation die Union, der 1821 die neue Kirchen-Agende und Liturgie folgte. Aber die Einführung dieſer Agende, bei der ſich, wie beiläufig ſchon erwähnt wurde, beſonders der Liebling

des Königs, Witzleben, aus Muſikliebe unvorſichtig tief verſtrickte, brachte große Streitigkeiten. In Schleſien machten dem alten Herrn die widerhaarigen Altlutheraner unter Dr. Scheibel und andern Predigern gewaltig zu ſchaffen; es ward hier mit Bayonnetten calmirt. Der König fragte damals Eylert immer: „Wie geht's in Schleſien? Haben Sie Nachrichten? Widerwärtig! Die Sache iſt mir fatal. Bekomme alle Tage Rapport. Iſt ſehr unangenehm, daß das gute Werk der Eintracht Zwietracht herbeigeführt hat. Habe es aber gut gemeint.“ Die renitirenden ſeparatiſtiſchen ſchleſiſchen Prediger wurden abgeſetzt und kamen zum Theil nach Marienwerder, andere verließen das Land, Dr. Scheibel ſtarb in Nürnberg. Profeſſor Steffens wurde aus Breslau nach Berlin verſetzt, um auch ihn, den Altlutheraner und innigen Freund Scheibel's zu calmiren. Auswanderungen ganzer Gemeinden aus Schleſien folgten, auch in Pommern, in der Neumark, in Magdeburg, in Erfurt renitirten und emigrirten die Altlutheraner. In Königsberg zeigte ſich die Muckergemeinde. Dieſe Myſtiker in Königsberg ſtanden mit denen in Berlin in naher Verbindung, ſie waren hier durch alle Stände, beſonders die höheren, verbreitet und reichten bis zum Throne: Witzleben trat, wie erwähnt worden iſt, zu ihnen und beſuchte ihre Erbauungsſtunden eine Zeit lang. In Berlin ſchrieb Profeſſor Hengſtenberg, ein Sohn der ſtreitbaren Grafſchaft Mark, die ſtreitbare „evangeliſche Kirchenzeitung.“ Der König berief im Preußiſchen mit Vorbedacht lutheriſche Prediger in

reformirte Gemeinden und reformirte Prediger an lutheriſche Kirchen. Er hielt dies für das Rechte ausdrücklich, auch ward die Union wirklich in den meiſten Kirchen durchgeſetzt, ſie kam dem herrſchenden Zeitgeiſte entgegen. Dennoch aber glückte das Calmirungsſyſtem in der Kirche nicht völlig. In den letzten Lebensjahren des Königs kam es ſogar noch zu einer ſchlimmen Verwickelung mit den Katholiken wegen der gemiſchten Ehen: 1837 wurde der Erzbiſchof von Cöln, 1838 der von Poſen ſuspendirt, jener nach Münſter, dieſer nach Colberg transportirt.

Beſſer gelang die politiſche Calmirung des Staats.

Vor allen Dingen wurden die unruhigen, enthuſiaſtiſch echauffirten Freiheitsmänner beſeitigt. Der Turnmeiſter Jahn wurde in ein kleines thüringiſches Städtchen confinirt. Dem Profeſſor Arndt in Bonn wurde abſolut zwanzig Jahre lang, von 1820 bis zum Tode des Königs, der Lehrſtuhl verboten, er kam ſogar 1821 bis 1822 in ſchwere Criminal-Unterſuchung wegen der damals allerwärts ſpukenden demagogiſchen Umtriebe. Erſt Friedrich Wilhelm IV. reſtituirte den alten über ſiebzigjährigen wackern Arndt, nachdem er zwanzig Jahre „wie altes Eiſen ſtill gelegen und eingeroſtet“ war. Er hat den Bericht über ſein Leiden in zwei Bänden 1847 veröffentlicht. Mürbe wurden die Exiſtenzen: es macht einen eignen Eindruck, wenn ein anderer gegen ſiebzigjähriger Mann, wie Graf Geßler, der Enkel des Geßler's von Hohenfriedberg und langjähriger preußiſcher Geſandter in Dresden

aus Schmiedeberg 28. December 1822 an ſeinen Leidensgefährten Arndt ſchreibt: „In unſerer Erziehung iſt es nun einmal verſehen, lieber Freund. Wir werden freilich, will's Gott, kaltblütiger handeln, als vor Jahren, aber was verdorben iſt, läßt ſich nicht ändern. Verhunzt haben wir unſere Exiſtenz einmal und das blos, weil wir unbehutſam geweſen ſind und mit dem Kopf durch die Mauer rennen wollten. Welches nun einmal nicht geht. — Gewöhnen Sie Ihre Kinder, Gewalt und Unrecht zu leiden, nicht wie Knechte, ſondern wie freie Leute."

Männer des höchſten Verdienſts fanden keine oder keine dauernde Anſtellung, wie Stein, der zur Zeit der Stürme noch zuletzt als Chef der Landesorganiſation in Sachſen, Weſtphalen und den Rheinprovinzen verwandt worden war und Wilhelm von Humboldt, der bei den Friedensſchlüſſen die wichtigſten diplomatiſchen Dienſte geleiſtet hatte.

Stein hatte preußiſcher Geſandter beim deutſchen Bundestage werden wollen, ſich aber alle Beſoldung verbeten. Darauf hatte der König geäußert: „wenn er Diener hätte, die ſein Geld nicht nöthig hätten, ſo könne ihm das ganz recht ſein; ſolche aber möge er nicht haben, die zu ſtolz wären, es zu nehmen." Stein hatte den Haß verdient, den ihm das Haupt der preußiſchen Tories Fürſt Wittgenſtein und die ganze Hofcoterie weihte, die ihn von den Geſchäften fern hielt. Er hatte einmal aus Troppau 6. Auguſt 1809 an ſeinen ehemaligen Nachbar und Freund in

Königsberg, den freimüthigen Scheffner geſchrieben: „Nur vom Bauernſtande und Mittelſtand kann man im nördlichen Deutſchland etwas erwarten; der reiche Adel will ſein Eigenthum genießen, der arme will Stellen und Auskommen, den öffentlichen Beamten beſeelt ein Miethlingsgeiſt.“ Das war genug geſagt, um alle dieſe nur zu einflußreichen Leute des Junkerthums und der Bureaukratie, „die gut Geld für wenig Arbeit gern nimmt,“ gegen ihn zu kehren. Jedermann wußte in Preußen, daß Stein ſo geſinnt ſei; er machte deſſen kein Hehl, er war ein rauher Mann, nicht ohne große Schwächen, aber er war ein durchaus ehrlicher, ehrenwerther, aufrichtig treuherziger Mann ohne Menſchenfurcht, Rückhalt und Falſch: er gab ſeine Sympathien und Antipathien nur zu laut und zu rückſichtslos zu erkennen. „Nur zwei Menſchen ganz ohne alle Menſchenfurcht kenne ich, Stein und Blücher,“ ſagte einmal Scharnhorſt. Stein ſchrieb in der Prüfung des Hardenberg'ſchen Finanzplans 1810: „Die große Menge armen, güterloſen oder verſchuldeten Adels im Preußiſchen iſt dem Staat äußerſt läſtig; er iſt ungebildet, hülfsbedürftig, anmaßend, er drängt ſich in alle Stellen vom Marſchall bis zum Poſthalter und Stadtinſpector, er ſteht allen übrigen Bürger-Claſſen durch die Stellen, die er ihnen entzieht, durch die Anſprüche, die er aufſtellt, im Wege und er ſinkt unter ſie durch ſeine Armuth, ſeine

verwandtſchaftlichen Verbindungen und ſeine wenige Bildung herunter."

Das Seigneurleben, wie es in neueſter Zeit zwei Adelsgenoſſen aus den erſten Familien Preußens in Schleſien und am Rheine notoriſch geführt haben, zeigt allerdings die Corruption dieſer hohen Schicht der Geſellſchaft in abſchreckenden Farben. Der eine dieſer grands seigneurs des achtzehnten Jahrhunderts war der mit vierunddreißig Jahren 1848 in Frankfurt ermordete Fürſt Felix Lichnowsky, ein Mann von unläugbar großen Gaben, aber durch die Fäulniß des Standes verfault. Das allerdings in an die Burleske auſtreifender Humoriſtik geſchriebene Buch „Schnapphanski" von Weerth zeigt dieſen modernen Ritter in ſeinen Abenteuern als braunen Huſaren (Nr. 4) zu O. in Schleſien, die ſchöne Gräfin S. entführend und auf offner Landſtraße, als der Gemahl ihnen entgegengeritten kommt, aus ſeinem Wagen ſie wieder ausſteigen laſſend, worauf der Gemahl den Entführer den Stöcken ſeiner Lakaien empfiehlt; es zeigt den modernen Ritter weiter zu Troppau im Duell mit dem in der Perſon ſeiner Schweſter beleidigten Grafen G., gegen deſſen Säbelwunde durch um die Bruſt gewundene naſſe Foulards gefehmt — und ſo fort über die carliſtiſche Epiſode in Spanien hinweg bis an das letzte romantiſche Verhältniß mit der alten und von der ehemaligen Schönheit verfallenen, aber ſehr reichen Herzogin von Dino Sagan, welche den jungen über und über verſchuldeten Ritter mit ihrem Vermögen wieder arrangirte. Draſtiſcher noch, als dieſes Bild

des ſtattlichen ſchönen Lichnowsky iſt das des nicht ſchönen „krummen“ Grafen Edmund von Hatzfeld-Schönſtein, der durch die famoſe Eheſcheidungs- und Prodigalitätsklage ſeiner Gemahlin, der Schweſter des Fürſten Hatzfeld-Trachenberg und durch den Cölner Caſſetten-Diebſtahl bekannt geworden iſt. Die nur als Manuſcript in hundert Exemplaren abgezogene Scheidungsklage der Gräfin zeigt den Grafen vor und während einer 1822 geſchloſſenen fünfundzwanzigjährigen mit zwei Söhnen und einer Tochter geſegneten Ehe, in ſeinen mit Hunderttauſenden bezahlten Liaiſons mit einer verheiratheten Gräfin Neſſelrode-Ereshoven (von der Familie des ruſſiſchen Staatskanzlers), einer Generalin Gräfin Hompeſch, gebornen Neſſelrode-Ereshoven und einer in Paris als ruſſiſche Spionin bekannten Frau von Meyendorff; ſie zeigt den Grafen zahlloſe Beamten-Frauen und Töchter und weibliche Dienſtboten mit Geld und Gewalt zur Proſtitution verführend, in fortgeſetzten Orgien in den Rheinſtädten mit Theaterdamen, Franzöſinnen, öffentlichen Mädchen; ſie zeigt ihn wiederholt von galanten Krankheiten angeſteckt — und ſelbſt noch mittelalterlich-ritterlich ſeine Bauern und Pächter plackend und das jus noctis poſtulirend.

Der Kriegsminiſter Hermann von Boyen theilte Pertz mit: daß in einer der geheimen Berathungen, denen nur Stein, Scharnhorſt, Gneiſenau, Grolmann, Boyen beiwohnten, Stein ſogar den Vorſchlag gemacht habe, bei Ausbruch des Kriegs auf Tod und Leben gegen

Frankreich die Aufhebung des Adels zu erklären: der König ſollte nur den Adel derer anerkennen, die ſich im Kriege auszeichnen würden.

Stein zog ſich nach der königlichen Verſchmähung in ſein Vaterland Naſſau zurück, wirkte noch als weſtphäliſcher Landtagsmarſchall und gründete die Frankfurter Geſellſchaft für die ältere Geſchichtskunde Deutſchlands. Er ſtarb im Privatſtande 1831, vierundſiebzig Jahre alt, auf ſeinem Landgute Kappenberg mit den geliebten einſamen Waldumgebungen in Weſtphalen. Er hinterließ nur zwei Töchter, die Gräfinnen Henriette Giech und Thereſe Kielmannsegge. Letztere ſcheint ſein Liebling geweſen zu ſein, ſie brachte oft Monate lang bei dem Vater in Kappenberg zu, „ihr guter reiner Verſtand, ihr einfältiges, frommes, wohlwollendes Gemüth macht mir ihren Umgang ſehr erfreulich," — ſo ſchreibt Stein einmal an Arndt 30. März 1826. Nicht ohne Dornen ſcheinen aber die Roſen der Ehe des Staatskanzlers mit der Gräfin Wallmoden geweſen zu ſein, einer Dame, die wohl mehr für einen kühlen hannöveriſchen Tory, als für einen enthuſiaſtiſchen preußiſchen Whig paßte. Eine Auslaſſung Stein's in einem Briefe an Frau von Berg, ſeine und der Königin Luiſe Specialin, giebt hierüber hinreichende Andeutung. „Banen Sie, ſchrieb ihr Stein ſchon ſechs Jahre nach ſeiner Hochzeit 24. März 1799, auf die Anhänglichkeit eines Mannes, der in Ihnen, meine innigſt geliebte Freundin, die Wahrheit und von aller Härte entfernte Selbſtſtändigkeit Ihres Charakters, den ausgebildeten

und immer hochſtrebenden Verſtand und eine Ihnen ganz eigenthümliche Amenität der Sitten und des Umgangs liebte, welche das Product eines ſehr feinen und richtigen Gefühls iſt ꝛc. Auch Sie meine Freundin ſind Dulderin, haben vieles und manches ſchweigend und ſanft gelitten, auch Sie leben in Reminiscenzen, in betrogenen Erwartungen. Dieſe Aehnlichkeit der Situation giebt unſeren Empfindungen einen Einklang, unſern Maximen des Lebens eine Uebereinſtimmung, die uns mehr als alle bürgerliche Inſtitute vereinigt."

Eins der charakteriſtiſchſten Urtheile über Stein fällte Gneiſenau in einem Briefe an Arndt im Sommer 1814: „Dieſem edelſinnigen Deutſchen verdanken wir viel. Er war faſt der Einzige, der mir in Vertheidigung der Behauptung beiſtand, man müſſe nach Paris gehen und könne nur dort den Frieden erobern. Möchte man ihn ferner gehört haben und noch ferner hören wollen! aber die Schwachen und die Boshaften ſtehen im Bund gegen ihn; jene fürchten ihn, dieſe haſſen ihn. Die öſtreichiſchen Diplomaten beſonders halten ihn für einen leibhaften Satanas und möchten ihn aus ihrer Gegenwart heraus exorciſiren!"

Stein ſprach ſich in der damaligen Lebensfrage Preußens, der Verfaſſungsfrage, gegen die öſtreichiſche Diplomatie, für das preußiſche Princip des Fortſchritts, mit einem Worte ganz unumwunden poſitiv für das Erlaſſen einer Conſtitution aus, aber auf eine höchſt

verſtändige Weiſe: er kannte das Hauptübel, an dem Preußen krankte und noch krankt, gründlich. Charakteriſtiſcher als alles, was mir von Aeußerungen Stein's in dieſer Beziehung zu Geſicht gekommen iſt, ſcheint mir ein Brief an Arndt aus Frankfurt vom 8. Jan. 1815 zu ſein, ein Brief, den die gegen letzteren geordnete Unterſuchungscommiſſion mit Beſchlag belegte und den Arndt in ſeinem „Nothgedrungenen Bericht aus ſeinem Leben“ mitgetheilt hat. Man erkennt aus dieſem Briefe, daß Stein wirklich ein echter, großer Staatsmann war, der das Organiſiren verſtand, der auf der ſoliden Grundlage der gegebenen Verhältniſſe einen großartigen neuen Staatsbau würde gegründet haben — wenn Oeſtreich ihn hätte bauen laſſen.

„Die Frage wegen landſtändiſcher Verfaſſungen wird gegenwärtig von allen Seiten abgehandelt; die Mehrheit will dergleichen Inſtitutionen in das Leben gebracht haben, Manche und leider die Machthaber ſuchen ſie zurückzuhalten und zu beſeitigen. Ew. Wohlgeboren iſt es nicht unbekannt, zu welcher Partei ich gehöre ꝛc.

Die wahren Widerſacher der guten Sache ſind das Beamtenheer. Dieſe wünſchen, gut beſoldet mit Bequemlichkeit, durch pensions pragmatiques für das Leben geſichert, ihr geheimnißvolles Schreiberwerk fortzutreiben; ſie ahnen es, daß durch eine Repräſentativ-Verfaſſung für ſie eine wahre Verantwortlichkeit, nicht eine Scheinverantwortlichkeit wie jetzt gegen ihre ſiebzig Meilen ent-

fernten überladenen Oberen vorhanden ſein wird und daß ihre Zahl ſich verringern muß. Statt nun die aus dieſem Zuſtand der Dinge entſtehenden Hinderniſſe zu beſeitigen, ſpricht man gegen die Ariſtokraten, die ohne wahren Einfluß ſind, und predigt den reinen Demokratism, begeht Narrheiten wie die (ein unleſerlicher Name) Oken und Jahn und giebt den Widerſachern Gelegenheit, das Ganze verdächtig und den Fürſten gehäſſig zu machen.

So gehen wir blind in der Irre und hetzen uns auf die tollſte Art gegen einander; der eine will das Volk in einen großen Brei auflöſen, alle Gliederungen und Abſonderungen zerſtören, der andere will die Bauern in Tagelöhner, die Bürger in patentiſirte Pfuſcher und das Ganze in ein Aggregat von Geſindel, Juden, neuen Reichen, phantaſtiſchen Gelehrten verwandeln ꝛc.

Wir leben in einer Zeit des Uebergangs, wir müſſen alſo das Alte nicht zerſtören, ſondern es zeitgemäß abändern und uns ſowohl den demokratiſchen Phantaſien, als den gemietheten Vertheidigern der fürſtlichen Willkür widerſetzen. Beide vereinigen ſich, um Zwietracht unter den verſchiedenen Ständen der bürgerlichen Geſellſchaft zu erregen, in entgegengeſetzteſten Abſichten, die einen, um alle Verſuche, eine repräſentative Verfaſſung zu bilden, zu vereiteln, die andern, um eine unhaltbare ins Leben zu bringen ꝛc.

Die Stände müſſen neben einander beſtehen, nicht durch einander gemengt: ein Geſchlechts- und Güter-

Adel, kein Dienſt-Brief-Adel, ein tüchtiger Bürger- und Gewerbſtand, ein ehrſamer freier Bauernſtand, kein Tagelöhnergeſindel ꝛc.

Auf dieſe Art wird nicht alles zertrümmert und ein neues aus der Luft gegriffnes Gebäude ohne Feſtigkeit und Haltung aufgeführt."

Drei Jahre darauf ſchrieb Stein aus Kappenberg unterm 30. September 1821 an Arndt: „Wir leben in einer Entwickelungs- und Uebergangszeit: die ältere Generation, zu der ich gehöre, leidet durch den Untergang des Gewohnten, Beſtehenden; das neue Geſchlecht ſucht wild zu neuern, ohne Schonung und Beſonnenheit."

Stein ſtarb lebensſatt. 30. März 1826 ſchrieb er: „Ich freue mich alt zu ſein, täglich löſen ſich die Bande, die an das Leben feſſeln, täglich mindert ſich der Kreis der Jugendgenoſſen, der Freunde, der Verwandten. — Ich bin mit meinen äußern und Familienverhältniſſen zwar ſehr zufrieden, aber lebensſatt: mich verlangt, daheim zu ſein bei den Geliebten, die vor mir hingegangen ſind."

Stein ſtarb in gutem Andenken der Weſtphälinger, bei denen man noch in vielen Häuſern und Hütten ſein Bildniß antrifft mit der etwas emphatiſchen Legende:

„Alles Böſen Eckſtein
Alles Guten Grundſtein
Deutſcher Ehre Schlußſtein."

Humboldt ward als Geſandter nach London geſchickt; er hatte zwar von Hardenberg die Zuſage

des Miniſteriums des Auswärtigen erhalten, 1818 aber wurde Graf Chriſtian Bernſtorf, Sohn des berühmten däniſchen Miniſters, zeither däniſcher Geſandter am preußiſchen Hofe, mit dieſem Miniſterium betraut. Humboldt erhielt nur die Section der „ſtändiſchen Angelegenheiten," die ſtehen blieben. Er konnte ſich nur etwas über ein Jahr noch halten, begab ſich dann in den Privatſtand und ſtarb 1835 auf ſeinem Landgut Tegel bei Berlin.

Beide Männer, Humboldt und Stein, waren in heutigem Sinne des Worts entſchiedene Conſervative, in gewiſſem Sinne ſogar einſeitige Ariſtokraten — wir haben aus den Briefen Stein's, die Pertz 1818 herausgegeben hat, erfahren, wie ſchwarzgallig einſeitig er von Männern wie Börne als Publiziſten dachte — für das damalige preußiſche Calmirungsſyſtem konnten nicht einmal ſolche Männer wie Humboldt und Stein vernutzt werden.

Mit Stein in demſelben Jahre 1831, dem Jahre der polniſchen Revolution und der Choleranoth, war Held Gneiſenau an der Cholera geſtorben, zu Poſen, einundſiebzig Jahre alt. Er hinterließ drei Söhne und drei Töchter, von denen die eine einen Sohn Scharnhorſt's, die andere den Sohn des Oberhofmeiſters Friedrich Wilhelm's III., Grafen Brühl, und die dritte den ſächſiſchen Grafen Hohenthal-Püchau heirathete.

Held Blücher war bereits im Jahre 1819, ſiebenundſiebzig Jahre alt, ebenfalls im Privatſtand,

zurückgezogen auf seine Güter in Schlesien zu Kriblowitz bei Breslau zu seinen Vätern versammelt worden. Er hinterließ nebst seiner Wittwe, gebornen von Colomb, zwei Söhne, die sein Geschlecht fortpflanzten, und eine Tochter, die sich mit dem Grafen Max von der Asseburg vermählt hat.

Von den übrigen Helden des Befreiungskriegs war nach Scharnhorst zuerst gestorben: Graf Bülow-Dennewitz. Carl von Raumer, der ihn während der Schlacht von Laon zum erstenmal sah, wo er nebst Blücher und Gneisenau, und seinem Generalstabschef Oberst Boyen auf dem Laoner Berge bei einer Windmühle, wo das Schlachtfeld zu übersehen war, auf Stühlen saß, während die Kanonenkugeln Streifen im Schnee machten, beschreibt ihn also: „Bülow hatte ein sehr bescheidnes Aeußere, man hätte in ihm eher den Schüler des trefflichen Musikers Fasch und den Componisten von Psalmen erkannt, als den großen Sieger von Dennewitz. Er zeigte die größte Seelenruhe. Als seine am Laoner Berge aufgestellten Truppen von denen Ney's im Sturmschritt angegriffen wurden und diese ziemlich hoch zu uns herauf drangen, sagte er ganz gelassen: „bin ich bei Dennewitz mit Ney fertig geworden, werde ich's heute auch.“ Bülow starb schon 1816, einen Sohn und zwei Töchter hinterlassend. Darauf folgte Graf Kleist-Nollendorf 1823, einen Sohn und eine Tochter und Graf York-Wartenberg 1830, einen Sohn hinterlassend. Am längsten blieb Grolmann am Leben.

Unter allen dieſen Helden glänzt Gneiſenau nicht nur als Militair, ſondern zugleich auch als höchſt weiſer Staatsmann: ihm war es klarſte Ueberzeugung, daß Preußen ſofort eine Conſtitution erhalten müſſe. „Die Nothwendigkeit, ſchrieb er, 28. Auguſt 1814 an Arndt, Preußen bald, ſogleich eine Conſtitution zu geben, habe ich mündlich und ſchriftlich dargethan und dazu angetrieben. Sogar Motive, die nur der Staatskunſt angehören, gebieten dies. Es giebt kein feſteres Band, um die Einwohner der zu erwartenden Länder an unſere älteren zu knüpfen, als eine gute Conſtitution. Ueberdies müſſen wir dadurch die Meinung in Deutſchland für uns gewinnen. So etwas erwirbt uns den Primat über die Geiſter. Der dreifache Primat: der Waffen, der Conſtitution, der Wiſſenſchaften — iſt es allein, der uns zwiſchen den mächtigern Nachbarn aufrecht erhalten kann.“

Als ſpäter der Kampf zwiſchen Abſolutismus gegen Liberalismus eintrat, ſprach Gneiſenau in einem Briefe an Carl von Raumer vom 30. Septbr. 1826 das merkwürdige Wort aus: „Es iſt unmöglich, ſich einer ſtreitenden Partei zuzugeſellen und der Wahrheit treu zu bleiben. Einmal angeworben, muß man helfen vertuſchen und verheimlichen, um unſern Mitſtreitern nicht zu ſchaden.“ So wahr und treffend konnte nur ein Mann ſich äußern, der ſchon im Jahre 1809 in Bezug auf Schill an einen jungen Offizier geſchrieben hatte: „Mich plagt kein Ehrgeiz!“

Der friedliche und freundliche Fürſt Hardenberg führte noch bis 1822 das preußiſche Staatsſchiff. Er war aber in dieſer letzten Zeit nicht mehr der Lage der Dinge gewachſen. Er war alt geworden, neben der phyſiſchen Schwäche der Taubheit, die ihn plagte, traten auch die geiſtigen Schwächen des Mannes jetzt hervor, das berüchtigte Finale der Staatsmänner: das die Dinge Gehen laſſen, das Schwanken und Zögern. Eitel genug auf ſeine Stellung, um ſie ſo lange zu halten, als es nur gehen wollte, unfähig aber die große Bewegung, die die Befreiungskriege hervorgerufen hatten, auf eine würdige und großartige Art zu leiten, warf er ſich, um dieſer Bewegungspartei Widerpart zu halten, der Reactionspartei in die Arme. Hardenberg war es, der es verſchuldete, daß ſonach die große Bewegung ſo kleinlich ausging. Hardenberg verbündete ſich, um nur am Ruder zu bleiben mit dem Fürſten von Wittgenſtein, der als das Haupt der Widerſtandspartei, der preußiſchen Tories und Abſolutiſten galt, weil er in ausgezeichnetem Maaße das Vertrauen des Königs genoß, er verbündete ſich ſogar mit dem Mecklenburger Carl Albert Chriſtoph Heinrich von Kamptz, dem Demagogenriecher. Die Conſtitution, die Preußen erwartete, nach den großen Opfern, die es gebracht hatte, erwarten durfte und die der König ihm ausdrücklich in der Noth verſprochen hatte, erhielt es nicht.

Schon im Finanz-Edict vom 27. October 1810, das Hardenberg entworfen hatte, war eine nationale

Repräſentation der Nation, ſowohl in den Provinzen, als für das Ganze zugeſagt worden. Am 22. Mai 1815 vor Eröffnung des letzten Feldzugs gegen Napoleon kam dann die berühmte vielbeſprochene Verordnung über die zu bildende Repräſentation des Volks. § 3. beſtimmte: Aus den Provinzialſtänden wird die Verſammlung der Landesrepräſentanten gewählt, die in Berlin ihren Sitz haben ſoll. § 4.: Die Wirkſamkeit der Landesrepräſentation erſtreckt ſich auf die Berathung über alle Gegenſtände der Geſetzgebung mit Einſchluß der Beſteuerung. Und § 7. war beſtimmt, daß ohne Zeitverluſt 1. September 1815 eine Commiſſion aus einſichtsvollen Staatsbeamten und Eingeſeſſenen der Provinzen zuſammentreten ſolle.

Aber dieſe Commiſſion trat weder am beſtimmten Tage noch ſpäter zuſammen. Die berühmte Coblenzer Mahn-Adreſſe der rheiniſchen Landſchaft, am 12. Jan. 1818 überreicht von Görres, der damals in Coblenz den Rheiniſchen Mercur redigirte, (ein ſo wichtiges Blatt, daß ſelbſt Napoleon es die cinquième puissance nannte,) ward bei Hofe mißfällig aufgenommen. „Der König, ſchreibt Schleiermacher an Arndt 14. März 1818 ſoll verdrießlich darüber ſein und das würde ich glauben, wenn ich es auch nicht gehört hätte. Seine Perſönlichkeit wird immer ein ungeheures Hinderniß ſein, die allgemeinen Angelegenheiten vorwärts zu bringen; nie wird ſich der Mann in ein frei öffentliches Weſen finden lernen, und wie ihm ſchon die Univerſität

hier zu viel iſt, wie ſollte er je eine frei redende Verſammlung in ſeiner Nähe dulden? Ich glaube, muß es endlich einmal ſo weit kommen, ſo begiebt er ſich während der Sitzungen an einen ſeiner Lieblingsörter Paris oder Petersburg.“ Der König erklärte am 21. März: „Nicht jede Zeit ſei die rechte, eine Veränderung in der Verfaſſung des Staats einzuführen, und er, der die Verheißung gegeben, behalte ſich auch das Recht vor zu beſtimmen, wann die Zuſage einer landſtändiſchen Verfaſſung in Erfüllung gehen ſolle. Der öſtreichiſche Einfluß war durchgedrungen, Hardenberg ward Metternich's „Knappe.“ Die Ermordung Kotzebue's 23. März 1819 durch Sand brachte die volle Reaction, „Selbſt ganz honnette Leute, ſchreibt Schleiermacher, Berlin 28. April 1819, an Arndt, laſſen ſich thörichtes Zeug vorſchwatzen und einreden. Gneiſenau z. B. hat mich ſeit dieſer Zeit gar nicht geſehen und zu Hüſer (ſeinem Adjutanten) geſagt, das ſei doch nun die Folge von dem, wie die Jugend gelehrt werde und ein ordentlicher Mann dürfe damit keine Gemeinſchaft haben.“ Es kamen nun am 20. September 1819 die berüchtigten Carlsbader Beſchlüſſe, es kam die Büchercenſur, es kam die Mainzer Unterſuchungscommiſſion. Auch im Politiſchen traten jetzt an die Stelle der Calmirung polizeiliche Verhaftungen, Inquiſitionen wegen der demagogiſchen Umtriebe und Cenſur-Edicte gegen Zeitungen und Bücher. Die liberalen Miniſter nahmen theils ihren Abſchied, wie die Militairs, der, ſeit 1814 ein-

getretene Kriegsminiſter, ehemalige Generaladjutant Hermann von Boyen, General Carl Wilhelm Georg von Grolmann, theils erhielten ſie ihn, wie Wilhelm von Humboldt, der die Carlsbader Beſchlüſſe für „ſchändlich, unnational, ein denkendes Volk aufregend“ erklärte und ſelbſt der ſonſt ſo hochbetraute Beyme mittelſt Cabinetsordre vom 31. Dec. 1819. So weit war Hardenberg, bearbeitet durch den Fürſten Wittgenſtein heruntergekommen.

1822 ſtarb der Staatskanzler Hardenberg auf der Reiſe nach Italien, wo eben der Congreß zu Verona ſaß, zu Genua einundſiebzig Jahr alt. Er hatte ſich in den letzten Jahren mit ſeiner Gemahlin entzweit und ſie gütlich abgefunden: die Verwandten waren geſchäftig geweſen, die ihnen ſo anſtößige Verbindung zu zerſprengen. Die getrennte Fürſtin lebte mit ihrem Freunde, dem Geheimrath Dr. Koreff, einem jüdiſchen Genie, aus Breslau gebürtig, Leibarzt des Fürſten, in Dresden, von wo ſie ſpäter mit ihm nach Paris ſich begab. „Man beſchuldigte die Fürſtin, erzählt Lang in ſeinen Memoiren, eines zu vertraulichen Einverſtändniſſes mit Herrn Koreff, ſie ſollten mit einander den Plan gemacht haben, durch unpaſſende ärztliche Behandlung des Fürſten ſeinen Tod herbeizuführen und ſich dann ſeines Erbes zu bemächtigen. Ich glaube kein Wort davon, wohl aber, daß gute Freunde dies abgeſchmackte Mährchen geltend zu machen wußten. Der Fürſt, wo er auch immer ſich befand, war ſtets von einem Schwarm

ſeiner Nepoten und Muhmen belagert, die auf ſeine Koſten ihre Luſtreiſen mitmachten, Theil an ſeinen Repräſentationen nahmen und den alten Herrn immer dahin drängten und dahin drückten, wo eigentlich ſie gern ſein wollten. Auf dieſe Art hatten ſie den alten müden Herrn bis nach Genua, wo er ſonſt nichts zu thun hatte, hinein und herumgehetzt.“ Der Fürſt arbeitete noch bis zu ſeinem letzten Tage und ward dann durch einen vollſtändigen Nervenſchlag der Welt entrückt. „Wie ſchrecklich, ſchreibt Ludwig von Voß an Dorow, des Edlen Tod! Wäre ſeine Gemahlin ihrem Herzen gefolgt, ſo wäre der Staatskanzler nicht in ſo unwürdiger Umgebung geſtorben, wie die der Demoiſelle H—. Sein letzter Blick, der wie aus hellerem Schein auf die H— gefallen, die ihm ein böſer Geiſt geweſen, ſoll abſchreckend, vorwurfsvoll, entſetzlich geweſen ſein. Es war vielleicht der ſchneidendſte Aufblick ſeines Lebens!“

Hardenberg hinterließ einen Sohn und eine Tochter: der Sohn war däniſcher Geheimer Conferenzrath und Hofjägermeiſter und beſaß die mütterlichen Güter, die däniſche Lehnsherrſchaft Hardenberg-Reventlow auf Laland. Die Tochter hatte das Schickſal ihres Vaters: ſie ward zweimal geſchieden, zuerſt von dem bairiſchen Grafen Pappenheim, dann von dem bekannten Schriftſteller, Fürſt Hermann Pückler. Sie beſitzt das vom Staatskanzler geſtiftete Familienfideicommiß in Poſen. Hardenberg ſtarb mit einer ziemlichen Schuldenlaſt, was, wie Lang in ſeinen Memoiren

ſchreibt, bei einer ſolchen Uneigennützigkeit, Großmuth und Herzensgüte nicht zu verwundern war. Sein Sohn, der Graf Hardenberg-Reventlow, der reiche Erbe der Reventlow'ſchen Güter in Dänemark, begab ſich des ihm gebührenden fürſtlichen Titels, angeblich aus Beſcheidenheit, im Grunde aber, damit er nicht nöthig habe, die Erbſchaft des Vaters anzutreten und die Schulden zu zahlen. So viel ich weiß, iſt am Ende der Staat dazwiſchen getreten. Nach Hardenberg's Tode wurde kein Staatskanzler wieder ernannt. Von Witzleben, dem Generaladjutanten des Königs wurde zwar Wilhelm Humboldt zum erſten Miniſter vorgeſchlagen, nicht angenommen aber, aus Rückſicht für Rußland. Einen Theil der Functionen Hardenberg's erhielt als Staats- und Schatzminiſter der General Graf Carl Friedrich Heinrich Lottum übertragen, der ſchon unter Stein früher in Königsberg mit Scharnhorſt den Militairvortrag im Cabinet gehabt hatte und eben ſo freundlich und human, aber auch eben ſo ſchwach war, wie der Staatskanzler es in der letzten Zeit geweſen war. Er ſtarb erſt 1841. Dieſelbe Humanität zeichnete auch aus die beiden, aber zugleich ſehr energiſchen, tüchtigen und geiſtreichen Finanzminiſter Friedrich Chriſtian Adolf von Motz, einem Spezial des Oberpräſidenten Vincke, aus Caſſel, Miniſter ſeit 1825, geſtorben 1830 und Carl Georg Maaßen aus Cleve, Miniſter ſeit 1830, geſtorben 1831, von denen jener den Zollvertrag, den er ſchon 1802 als Landrath empfohlen hatte, zur Ausführung und

dieſer zum Abſchluſſe brachte. Der eigentliche Fachmann im Finanzminiſterium, der Geldbeſchaffer, war der vielerfahrene Geheime Oberfinanzrath Rother.

Ein würdevoller aber kränklicher und deshalb reizbarer Mann war der Miniſter des Auswärtigen, Graf Chriſtian Bernſtorf, der die Geſchäfte bis zwei Jahre nach der Julirevolution dem Sinne Stein's, Gagern's und anderer deutſcher liberaler Ariſtokraten wenigſtens ſich annähernd führte. Großartig war die Amtsführung Bernſtorf's nicht, wie aus einem Zuge erhellt, den Graf Münſter, der hannöveriſche Cabinetsminiſter in einer deutſchen Depeſche, die Hormayr in den Lebensbildern mittheilt, berichtet. Der engliſche Geſandte hatte in Berlin eine Note in engliſcher Sprache überreicht aus der Abſicht, um nicht durch die Ueberſetzung den Sinn zu verdunkeln. Bernſtorf proteſtirte dagegen, „als gegen eine völkerrechtswidrige und nicht zu duldende Neuerung," beim Londoner Cabinet, das gewohnt war, alle Noten vom ſpaniſchen Geſandten in ſpaniſcher Sprache entgegenzunehmen, wo daher auch preußiſche Noten in deutſcher Sprache — das einzige, womit Bernſtorf vermeintlich nöthige Repreſſalien eintreten laſſen konnte — ohne alle Schwierigkeit würden angenommen worden ſein. Bernſtorf, einſt der paſſionirte Liebhaber der ſchönen Jüdin Mariane Meyer, nachherigen ſ. g. Prinzeſſin von Eyßenberg, war vermählt mit einer Gräfin Dernath, einer durch ihre große Geſtalt und durch ihre Geſcheitheit

ausgezeichneten Dame, seiner Landsmännin und Cousine und starb 1835, drei Jahre nach seinem Ausscheiden aus dem preußischen Staatsdienst. Aristokratisch gestrenger und herrischer, sagt Eylert, war der Minister des Innern Friedrich von Schuckmann, ein Mecklenburger, früher Kammerpräsident in Baireuth unter Hardenberg und einer seiner Lieblinge, ein von Lang sehr gerühmter, energischer, tüchtiger Geschäftsmann, Minister seit dem Jahre 1814, gestorben 1834. Er bezeigte sich so herrisch, daß sogar der sonst so unterwürfige Bischof Eylert, der bei ihm als einem Feinde der Hoftheologen einmal lange hatte antichambriren müssen, über ihn die Anmerkung macht: „Minister heißt auf Deutsch ein Diener.“

Endlich von den beiden schon zu Anfang der Hardenberg'schen Verwaltung angestellten Fachmännern, dem Justizminister Friedrich Leopold von Kircheisen, Minister seit 1810, gest. 1827 und dem Kriegsminister von Haake, Minister seit 1810 bis 1833, gest. 1835 zu Castellamare, sagt Eylert: „jener controlirte und hielt die Rechtsformen fest — dieser hatte mit der Armee zu thun und studirte nebenbei Homöopathie,“ Nachfolger Kircheisen's war Kamptz, Nachfolger Haake's waren General Jobst von Witzleben und nach dessen Tode 1837, General von Rauch, worauf unter Friedrich Wilhelm IV. 1841 wieder der 1819 entlassene General Hermann von Boyen als Kriegsminister eintrat.

Nächst diesen Ministern wirkten und nützten sehr tüchtig unter Friedrich Wilhelm III. zwei berühmte

Oberpräſidenten, einer in Weſtphalen, und einer in Preußen: als Nachfolger Stein's in Weſtphalen Friedrich Ludwig Wilhelm Philipp Baron von Vincke — und Heinrich Theodor von Schön, Oberpräſident von Preußen, ein Liebling von Stein, beide hauptſächlich England's Vorbild im Selfgovernment folgend — mehrerer anderer tüchtiger Oberpräſidenten, wie Merkel's in Breslau, Sack's in Berlin ꝛc. nicht zu gedenken: auch ſie waren aus der Stein'ſchen Schule.

Ueber Schön ſchrieb Stein im Februar 1810 an Pozzo di Borgo: „Er iſt ein Mann von richtigem Blick, im Denken und Generaliſiren geübt', gebildet durch das Studium der beſten Werke über Nationalwirthſchaft, durch Reiſen, einen mehrjährigen Aufenthalt in England und die Uebung der Geſchäfte. Er iſt ein Mann von reinem erhabenen ſtarken Charakter, ein wenig exaltirt durch die Moral der neueren Philoſophie." Er war mit einer Auerswald vermählt und ſeine Familie ſchon 1586 von Kaiſer Rudolf II. geadelt worden. Statt Altenſtein hatte Stein Schön 1808 zu ſeinem Nachfolger vorgeſchlagen: zum Finanzminiſter war er nach des in dieſem Fach ſtarkbeſchlagenen Niebuhr Urtheil der fähigſte Mann, den Preußen beſaß.

Vincke, von einem uralten eingebornen weſtphäliſchen Dynaſtengeſchlechte ſtammend, der Vater des in unſern Tagen vielgenannten, in ſtraffer ariſtokratiſcher Haltung und ſchlagend ſarkaſtiſchen Witzworten aus-

gezeichneten Georg Vincke iſt der berühmteſte unter dieſen Oberpräſidenten und die Grenzboten haben neuerlich ein recht gutes Genrebild von ihm gegeben. „Vincke ſchwärmte ſchon als Jüngling für das engliſche Vorbild einer volksthümlichen Verfaſſung, für Selbſtregierung der Bürger und patriotiſche Aufopferung der Ariſtokraten. Sein claſſiſches Büchlein: Darſtellung der inneren Verwaltung Großbritanniens, 1815 von Niebuhr herausgegeben, legt ſeine Anſichten in kühnen Erörterungen dar. — Nachdem Vincke vom franzöſiſchen Despotismus verfolgt worden war, wie ſein Freund Stein, wurde er bei der Reoccupation Oberpräſident in Münſter und zeichnete ſich aus als Führer des Landſturms, als Napoleon von Elba zurückkehrte. Aus dieſer militairiſchen Wirkſamkeit ſtammte als beſcheidenſtes Abzeichen eine alte Soldatenmütze, die er fortwährend trug, er mochte im Frack vor dem König erſcheinen oder im blauen Kittel als Chef der Provinz eine Dienſtreiſe unternehmen. — Gemüthlich war ſein Anblick, wenn er auf Reiſen den blauen Fuhrmannskittel trug, wie es im Münſterlande gebräuchlich iſt, die Militairmütze auf dem ſtarken grauen Haar, die kurze Pfeife im Munde und den Knotenſtock in der Hand, wanderte er oft meilenweit zu Fuße oder fuhr mit der ordinairen Poſt. Nicht ſelten hielt man ihn für einen ſchlichten Bauersmann und höchſt ergötzliche Mythen knüpfen ſich an derartige Verwechslungen. Noch weit zahlreicher ſind die Hiſtörchen über ſeine unbegrenzte Gutmüthigkeit im Wohlthun und über ſeine

Sparſamkeit gegen Anforderungen des Luxus in ſeiner Häuslichkeit. Seine raſtloſe Thätigkeit für ſeine Provinz hatte nach und nach ſeine univerſelle politiſche Richtung abſorbirt. Er, der in ſeiner Jugend gegen das Zuvielregieren der Beamten geeifert hatte, wollte in ſpäteren Jahren mit väterlicher Sorge das Kleinſte wie das Größte in ſeinem Bezirk ſelbſt leiten und überwachen. Er nahm ſeine geliebten Actenſtöße mit auf das Sterbebette. Er folgte ſogar den erſten kühnen Schritten ſeines Erſtgebornen Georg auf den Weg der Oppoſition mit mißbilligenden Blicken. Als Familienvater war er eben ſo vortrefflich, als glücklich; er hinterließ vier Söhne und ſieben Töchter, die in die erſten Familien des Landes geheirathet haben. Dieſer deutſche Originalcharakter ſtarb 2. December 1844 an Ueberanſtrengung ſeiner Kräfte."

Erſt 1823, ein Jahr nach Hardenberg's Tode, wurden die Provinzialſtände verwilligt, die Landes-Repräſentation blieb ungewährt bis zum Tode des Königs. Die Verhandlungen der Provinzialſtände wurden bei verſchloſſenen Thüren gehalten. Die oſtpreußiſchen Stände nannten dieſe Stände in ihrer Denkſchrift vom 7. Septbr. 1840 „eine in hemmenden Schranken veralteter Formen ſich ſchwerbewegende Vertretung einzelner und bevorrechteter Stände, auf welche ſie zum Wohl gemeinſamen Rechtes zu verzichten bereit ſeien."

Im Jahre 1817 war das Miniſterium des Cultus neu gegründet worden. An die Spitze deſſelben ſtellte

Hardenberg den ehemaligen Finanzminiſter von 1809, den gelehrten Freiherrn Carl Stein zum Altenſtein, denſelben, den unter Connivenz Hardenberg's, der König nach Stein's Abgang 1808 zum Miniſter-Chef ernannt hatte. Er führte das Cultusminiſterium länger als das der Finanzen, bis zu ſeinem Tode 1840, dem Todesjahre des Königs, dreiundzwanzig Jahr. Schleiermacher äußerte ſich in einem Briefe an Arndt aus Berlin 28. Juni 1819 ſo über Altenſtein: „Er iſt ein gar wunderlicher Menſch, von ſehr gutem Willen in dem gewöhnlichen Sinne des Worts, aber er thut gern vielerlei, was er nicht will; denn er ſcheint ſich in eine große Abhängigkeit geſtellt zu haben von Wittgenſtein auf der einen und Koreff auf der andern Seite.“ Altenſtein iſt durch ſein langes Cultminiſterium nicht wenig berühmt geworden, er berief den abſoluten Idealiſten, den Mann, der zu Pope's berühmten Worte: „What ever is, is right!“ ſich bekannte, den ſehr berühmten Hegel.

Hauptſächlich um zu calmiren, um die Gedanken der Jugend von den Freiheitsgelüſten abzuziehen, ward durch Altenſtein 1818 Hegel nach Berlin berufen: die Philoſophie dieſes umfaſſenden und klaren ſchwäbiſchen Kopfes ſollte die Macht werden, wodurch die praktiſchen Tendenzen, die in den Gemüthern der Jugend in der Periode der Freiheitskriege aufgetaucht waren, wieder in ein theoretiſches Bett zurückgeſtauet und ſo unſchädlich gemacht werden ſollten. Dieſe Macht ward Hegel allerdings, er ſtiftete die Berliner Jahrbücher

für Kritik 1826, es gelang bis zu ſeinem Tode, der 1831 an der ſchlimmen Cholera erfolgte, die Philoſophie, die ſchon zweimal in Preußen durch Kant und Fichte Triumphe gefeiert hatte, zu ihrem höchſten Triumphe zu bringen.

Das theoretiſch geiſtige Intereſſe an der Hegelſchen Philoſophie bemächtigte ſich mit einem überraſchend rapiden Erfolge der jungen hoffnungsvollen Bevölkerung Preußens und abſorbirte nach und nach glücklich und völlig das praktiſch politiſche Intereſſe, die Demagogie. Hegel's gefährlichſter Schüler, Arnold Ruge, wurde zuletzt von Halle nach Leipzig herübergedrängt und gab darauf ſtatt ſeiner „Halliſchen" die „Deutſchen Jahrbücher" heraus, bis auf einmal dieſe ziemlich unverholen mit praktiſchen Tendenzen hervortraten und darauf im gemeinſamen Intereſſe des Calmirungsſyſtems ihr Verbot fanden. — Mit der Hegelſchen Philoſophie glückte in Preußen das Calmirungsſyſtem völlig. Aber auch ſonſt noch durch mannichfache andere Verordnungen ward dahin gearbeitet, auf öſtreichiſche Weiſe den legitimiſtiſchen und religiöſen Auctoritätsglauben wieder herzuſtellen. Verordnungen in dieſem Sinne ergingen an die preußiſchen Schulen, es ward alles darauf hingearbeitet, das geſammte Unterrichtsweſen mehr im monarchiſchen Sinne zu modeln.

Dieſe, ich kann ſie nicht deutlicher bezeichnen, als „öſtreichiſche" Richtung Friedrich Wilhelm's III. hatte ihre Wurzel in der Ueberzeugung, daß ſeinem Volke die „Intelligenz und Gewitztheit" abgehe. Er

ſelbſt drückte ſich wiederholt in dieſen Ausdrücken aus in den Noten, die er zu einem Aufſatz von General Clauſewitz machte, der ſich in den in Arndt's Unterſuchung mit Beſchlag belegten Papieren befand, er betraf die Levée en masse im Jahre 1812. Es heißt da: „Bei einer Nation die gewitzt iſt und Intelligenz hat, geht ſo etwas zur Noth an; aber bei uns?“

„Ohne Intelligenz und Gewitztheit? Wo die nicht iſt, wie ſoll das alles gehen? von üblem Willen und gleichgültiger Trägheit nicht einmal zu reden.“

Friedrich Wilhelm blieb bei dieſer Anſicht auch nach dem Enthuſiasmus des Volks von 1813, 1814 und 1815. Er hörte nicht die Stein und Gneiſenau, er folgte dem Fürſten Hardenberg, dem Knappen Metternich's und dem kalten Hofmann Fürſten Wittgenſtein.

Kälte und Ruhe waren im außerordentlichen Grade vorherrſchende Haupteigenſchaften des Königs: deshalb das Bedürfniß zu calmiren. Am außerordentlichſten calmirte er einmal die engliſche Hofprüderie. Seine galante Schwägerin, die Prinzeſſin Ludwig, nachher Solms, zuletzt Cumberland und Königin von Hannover, ſollte, als ſie Cumberland 1815 geheirathet hatte, nicht am engliſchen Hofe empfangen werden, weil, wie die alte Königin Charlotte (von Strelitz) dem Lordkanzler Eldon erklärte, ihrer Nichte „derſelbe Umſtand entgegenſtehe, wie der Prinzeſſin von Wales,“ der durch ihren berühmten Prozeß

bekannten Königin Caroline. Darauf erquickte und calmirte Friedrich Wilhelm, der ſehr gut von den engliſchen Hofzuſtänden unterrichtet war und den Schleier der Decenz, den Alt-England über ſeine ultra-faſhionablen Sitten zu breiten ſo höchſt meiſterhaft verſteht, nicht reſpectirte, dieſe Londoner Hof-Hypokriten mit folgendem Billet: „Was denn das ſein? Noch immer nicht am Hofe eingeführt und angenommen ſein? Doch meine Schwägerin ſein. Sehr unangenehm ſein. — Die Andern auch nichts nütz ſein — die Andern kein Haar beſſer ſein.“ Auf dieſes Billet ward die Vorſtellung durch Graf Münſter beim Prinzregenten durchgeſetzt, der ſeine Mutter zu bedeuten genöthigt war und den zuletzt die Vorſtellung überwand: „surtout parcequ'elle (die neue Herzogin von Cumberland) donne à présent au bon dieu les beaux restes du diable.“

Den materiellen Intereſſen im Volke kam der kluge König nach der Julirevolution, wo wieder die Wünſche nach der ſo klar zugeſagten Conſtitution recht fatal laut wurden, auf einem andern Wege entgegen. Der deutſche Zollverein ward 1833 abgeſchloſſen. Er brachte viele deutſche Freiheitsſtimmen zum Schweigen und verſchaffte Preußen — als er ſo überraſchend glückliche Erfolge förderte — auch wieder ein großes Gewicht in der öffentlichen Meinung in Deutſchland.

Was aber hier an Terrain gewonnen ward, ward nach einer andern Seite hin wieder verloren.

Im Jahre 1832 war Ancillon Bernſtorf im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten gefolgt. Ancillon war der erſte Bürgerminiſter im preußiſchen Cabinet, der auch (wie der Ritter Bunſen) bürgerlich blieb. Er ſtammte von der franzöſiſchen Colonie zu Berlin und war früher Geiſtlicher derſelben geweſen. Der eleganten Formen der höheren Geſellſchaft war er völlig mächtig, ſein Ausdruck gebildet, geiſtreich, ja glänzend, und ſeine Unterhaltung durch den Reichthum ſeines Geiſtes anziehend und feſſelnd. Er ward daher durch Stein, der ihn ſehr vorzog, auch in Bezug auf Charakter, Erzieher des Kronprinzen und parvenirte ſo ins diplomatiſche Fach. Er führte das Miniſterium von 1832—1837, wo er ſtarb. Ancillon ließ ſich von Metternich noch in ganz anderer Weiſe wie früher Hardenberg und Bernſtorf gebrauchen, ſein „Knappe“ zu werden. Das öſtreichiſche Cabinet gebrauchte das preußiſche, um das Reactionsverfahren gegen den Liberalismus in Deutſchland ins Werk zu ſetzen. Ancillon unterſchrieb 1834 in Wien, wo ihn Metternich durch den ſchmeichelhafteſten Empfang fetirte, die berüchtigten freiheitsmörderiſchen Ordonnanzen.

Schon kurz nach dem Fall von Warſchau, der Polen wieder in die alten Feſſeln ſchlug und „die Ordnung“ wieder in Europa herſtellte, waren vom öſtreichiſchen Cabinette Schritte geſchehen, die die in Deutſchland in Folge der Julirevolution ebenfalls geſtörte „Ordnung“ wiederherſtellen ſollten. Metternich

beabsichtigte dem Unwesen in den sogenannten constitutionellen deutschen Staaten ein Ziel zu setzen, und wandte sich deshalb an Preußen, um sich dessen Zustimmung zu versichern. Schon im Spätherbste 1831 gelangte an das Berliner Cabinet eine vertrauliche Eröffnung in diesem Sinne. Der „erleuchteten Einsicht und Weisheit“ des preußischen Cabinets ward anheimgegeben, Vorschläge zu machen, die geignet sein könnten, dem Uebel auf radicale Weise abzuhelfen. Mit größter Schlauheit überließ Metternich Preußen die Initiative, um es dadurch der Abneigung in der öffentlichen Meinung Deutschlands zuzuführen. Er wußte sehr wohl, daß man es Oestreich, von dessen System keine Fortschritte erwartet wurden, nicht verdenken würde, die Reaction veranlaßt zu haben. In demselben Maße aber, in dem Preußen, das sich in der Bahn dieser Reaction voranstellte, sank, mußte Oestreich in der Wage der öffentlichen Zuneigung sich heben. Der preußische Bürger-Cabinetsminister war wirklich so blind, diese greifbar perfid-schlaue Berechnung Oestreich's nicht zu merken, er fand sich von der Höflichkeit, mit der Metternich ihm die Initiative überließ, geschmeichelt, er beeilte sich „die Vorschläge“ in dem Sinne zu machen, wie sie nachher in den berüchtigten Juni- und Juliordonnanzen von 1832 mit bloßer Redactionerweiterung ausgeführt wurden. Sehr schlimm für Preußen war, daß Hannover und dann auch Baiern hinter die geheimen Unterhandlungen zwischen den beiden großen Höfen kam, und beide

kleinere Höfe ſich durch die Zurückhaltung nicht wenig gekränkt fanden. Auch dieſe Kränkung ward Preußen weit ärger verdacht, als Oeſtreich. Metternich wußte ſogleich Baiern geſchmeidig zu machen, indem er durch den nach Wien geſchickten Fürſten Wrede König Ludwig ein Handbillet zuſtellen ließ, worin wahrſcheinlich von geheimen Artikeln des Rieder Vertrags und König Otto's Erhebung zum König von Griechenland die Rede war, wenigſtens berief Ludwig ſogleich einen Staatsrath und erklärte ſich mit den öſtreichiſchen und preußiſchen Vorſchlägen einverſtanden. Am allerſchlimmſten aber war für Preußen, daß Metternich den Frankfurter Präſidialgeſandten Grafen Münch-Bellinghauſen nach Wien, „um mit Rath bei der Hand zu ſein," berufen hatte und deshalb der preußiſche Geſandte von Nagler der Bundesverſammlung präſidirte. So erſchien die Form und definitive Redaction der freiheitsmörderiſchen Ordonnanzen mehr als ein Machwerk des temporären preußiſchen Präſidiums, als ein Reſultat gemeinſchaftlicher Berathung.

Carl Ferdinand Friedrich von Nagler war ſchon ſeit lange eine wichtige Perſon. Er war, wie Altenſtein, ſein Schwager, ein (um's Jahr 1770 geborner) Anſpacher. Er war ein Protégé Hardenberg's und kam ſchon vor der Kataſtrophe von Jena als Geheimer Legationsrath mit dem Vortrag ins Geheime Cabinetsminiſterium, wo er ſich als einer der größten Widerſacher Lang's, auf den er

eiferſüchtig und argwöhniſch war, erwies: Lang hat ihn wiederholt als N..... in ſeinen Memoiren beleuchtet. Nagler ward damals geadelt und erhielt nach und nach eine Menge Orden. Sogar Stein wußte er ſich genehm zu machen. Als ein glatter, gewandter Mann gelangte er ſogar dahin, ſich in Königsberg, wohin er die königliche Familie begleitete, in der Gunſt der ſchönen Königin feſtzuſetzen. Wie aus dem Leben Stein's von Pertz hervorgeht, war Nagler aber, von der Königin und zuletzt auch vom König befragt, ein Hauptrathgeber zur Entlaſſung Stein's, der ihn ſpäter mit den Epitheten „thätig, gewandt, ehrgeizig, neidiſch, platt, ſeicht, eitel, gemeinpfiffig, bebändert" genugſam charakteriſirte. Nagler hatte durch fleißige Beſuche, Beſorgung kleiner Aufträge, den Zutritt bei der Oberhofmeiſterin der Königin Voß erlangt, er ward ein geheimer Vertrauter der Königin. Nagler wünſchte Stein's Entfernung und ſeines Schwagers Altenſtein Anſtellung, um durch dieſen ſelbſt zu herrſchen, er ſagte Stein nichts von ſeinen geheimen Berathſchlagungen, ſondern benutzte jede Gelegenheit, um ihm zu rathen, ſich ganz zu entfernen und nach Breslau zu gehen. Wenn die Worte, die Stein kurz vor ſeinem Austritt 22. November 1808 an den König richtete: „Es iſt nöthig, daß der Hof nur aus Perſonen von vollkommener Rechtſchaffenheit und Verſchwiegenheit beſtehe, die es verdienen, dem Regenten nahe zu

ſtehen. Herrn ..... wirft man einen Hang zum Klatſchen und eine Neigung zum Lügen vor, verdient ein ſolcher Mann an dem ganzen Leben der königlichen Familie Theil zu nehmen?“ — wenn dieſe Worte auf Nagler zu deuten ſind, ſo hatte dieſer ſeinen Feind erkannt und die Contremine wohl angelegt. Stein hatte geradezu gerathen, ſolche Leute „einzuſperren oder in entlegene Winkel zu verweiſen.“ Nagler ſtieg, als ſein Schwager 1809 wirklich Stein als Miniſter — anderthalb Jahr lang nur — gefolgt war, mit wachſendem Erfolge in der Hofgunſt, je mehr ſich ſeine Bekanntſchaft mit dem untergeordneten Perſonal deſſelben ausbreitete und ſeine grenzenloſe Bereitwilligkeit zu jedem Geſchäft, ſeine Zufriedenheit mit allen Dingen, die ihm begegneten, ihm bei den Höhergeſtellten Eingang verſchaffte. Nagler begleitete den Hof auch 1809 nach Petersburg als Geheimer Staatsrath. 1821 ward er Chef des Poſtweſens und dazu ſeit 1824—1835 als Nachfolger des Grafen von der Goltz auch Bundestagsgeſandter. Die Poſtverbindung wußte er für den diplomatiſchen Dienſt vortrefflich auszubeuten und eben ſo für ſeine Privatliebhabereien zu vernutzen: er war ein eifriger Curioſitäten-, Antiquitäten-, Kunſt-, ſeltner Druck- und Autographen- und dergleichen Sammler, wie der General Radowitz in unſern Tagen. Die preußiſchen, wie die engliſchen Archive klagten über die fatalſten Einbußen durch die Autographen-Sammlungspaſſion: aus England war die

Paſſion auf den Continent gekommen. Nagler entledigte ſich mit Behagen der durch die Abweſenheit Münch-Bellinghauſen's ihm anheimgegebenen Präſidialaufgabe in Frankfurt. Er entwarf die definitive Redaction der Ordonnanzen in gewohntem Legitimitätseifer mit ſeiner ungeſchickten und brusquen Manier ſo hart als möglich: ſie erſchien ſelbſt in Berlin zu hart und der Geſandte erhielt Zurechtweiſung ſtatt Dank. Nagler ward 1835 — aber als Geheimer Staatsminiſter nach Berlin rappellirt. Die kleineren deutſchen Staaten wurden durch Metternich's Stratagem Preußen mehr abgeneigt, als Oeſtreich. Als Ancillon aber im Jahre 1831 nach Wien kam, ließ Metternich dem Bürgerminiſter, indem er ihn gleich nach ſeiner Ankunft mit der erſten Viſite überraſchte, dergeſtalt aufmerkſame und zuvorkommende Behandlung zu Theil werden, daß er ſogar die noch berüchtigteren Wiener Miniſterialbeſchlüſſe gegen die Preſſe, die politiſchen Vereine, das Steuerverweigerungsrecht der Landſtände und gegen die Univerſitäten unterſchrieb, die der Bundestag ſelbſt 1848 wieder ausdrücklich hat aufheben müſſen.

Seitdem ward die preußiſche Diplomatie conſtant von Wien influirt. Es ging gar nicht in Erfüllung, was die preußiſchen Patrioten hofften und hoffen durften. Unmittelbar nach dem Eintreffen der Nachricht vom Sieg bei Waterloo ſchrieb Eichhorn aus Berlin 24. Juni 1815 an Arndt: „Alter Freund,

ſei nicht verdrießlich, das elende Geſindel von Diplomaten, das weder für eigene, noch weniger für ſeines Volkes Ehre Gefühl hat, kann es unmöglich lange mehr machen. Neben ſolcher Kraft und Tüchtigkeit, die in ſo vielen ſich erweckt und mit jeder Uebung, deren es wohl noch mehrere geben wird, ein neues Wachsthum gewinnt, kann ſolche Schwäche und Leerheit nicht lange mehr beſtehen." Der auf eigne Kraft mißtrauiſche König war aber gerade ganz entſchieden für das leere, bequeme öſtreichiſche Syſtem, das nur immer die Materie gewähren ließ und den Geiſt dämpfte. Er war überhaupt für das ſtete Anlehnen an Oeſtreich. In allen Dingen mußte das Wiener Cabinet, „der sly cunning politician M., großer edler Anſichten nicht fähig," wie ihn Stein einmal in einem Briefe an Arndt aus Kappenberg 25. März 1828 bezeichnete, befragt werden. Der König meinte ausdrücklich wiederholt: „Dort verſteht man es am Beſten!" — ſo berichten die 1818 erſchienenen, dem preußiſchen Geſandten in Rom von Uſedom zugeſchriebenen politiſchen Briefe und Charakteriſtiken.

Von den Nachfolgern Aneillon's trat Baron Werther kurz nach Friedrich Wilhelm's III. Tod ab, als Diplomat „von Leder," wie er durch ein hohes Urtheil nach vorhergehender Befühlung erfunden worden war. Ihm folgte Graf Maltzan, zeither Geſandter in Wien, ein Enkel des ehemaligen Geſandten

in London: er nahm ſich ſelbſt das Leben, wie Caſtlereagh in England. Darauf kam 1842 Baron Bülow, zeither Bundestagsgeſandter in Frankfurt: er endete, weil er Metternich durchaus nicht genehm war und es ihm nicht recht machen konnte, in Schwermuth. Darauf folgte 1845 Baron Canitz, wie Maltzan früher Geſandter in Wien und von Metternich geſchult: er erhielt ſich bis zur Märzrevolution 1848.

Seit dieſem Wendepunkt nahm man den zeitherigen Geſandten in Paris Baron Heinrich Arnim zum Miniſter. Arnim gehörte als ein Intimus König Friedrich Wilhelm's IV. der ehemaligen kronprinzlichen Geſellſchaft der Politiker in der Wilhelmſtraße an. Er wurde in gewiſſer Beziehung die wichtigſte Perſon der ganzen neueſten preußiſchen Geſchichte: den Hof und die Diplomatie des lanzenkundigen Königs brachte er durch die drei Hauptacte, die in dem romantiſchen Spektakelſtück des Jahres 1848 von ihm ausgingen, in eine ganz neue Stellung. Arnim war nicht gerade der liberalſte unter den Romantikern des Hofs, aber der romantiſchſte unter den Liberalen. Er fungirte unter den beiden erſten nach der Märzrevolution gebildeten Miniſterien, dem noch altpreußiſch ariſtokratiſch-liberalen des Grafen Adolf Arnim-Boitzenburg vom 18. und dem neupreußiſch bürgerlich-liberalen des Kölner Kaufmanns Ludwig Camphauſen vom 29. März. Als Arnim in das Miniſterium ſeines Vetters eintrat,

ſteckte er das Panier der Legitimität und deutſchen Ehre auf. Der erſteren diente er übel, indem er dem König, wie die meiſten Berichte ſagen, in der Schreckensnacht des 18. März, wo er mit Graf Arnim auf dem Schloſſe ſich befand, den Rath zum Zurückziehen der Truppen, alſo zum Wendepunkt der Revolution gab — und darauf ſogar den Rath, wie allgemein verſichert wird, zum romantiſchen Ritt mit der Schwarz-Roth-Gold-Fahne Deutſchlands am 21. März durch die Straßen Berlins. Der deutſchen Ehre diente Arnim übel, indem er den anderweiten Rath zur romantiſchen Intervention in Dänemark à la Antwerpen gab. Bismark-Schönhauſen erklärte bei dieſem romantiſchen Dänenzug auf dem Landtage ſehr wahr: „er könne dem Phaëtonfluge der Politik Preußens nicht weiter folgen.“

Arnim war weder ein klarer Kopf, noch ein ausgeprägter feſter Staatsmann. Er fehlte erſt ſtark und wich dann noch ſtärker in der deutſchen Sache, indem er nur träumeriſch dunkel die ganz abſtracte Illuſion feſthielt, daß Preußen in Deutſchland aufgehen müſſe, daß die Reichsangelegenheit dem concreten Staate Preußen voranzuſtellen ſei und es dann gänzlich unterließ, dieſer Angelegenheit irgendwie praktiſche Folge zu geben und nur etwas wirklich zu thun, um eine Einheit und Organiſation in Deutſchland herzuſtellen, ſo daß dieſe ganze deutſche Sache rein den

Demagogen anheimfiel. Er fehlte und wich dann eben ſo ſtark in der däniſchen Sache, indem er erſt aus chriſtlichem Bedenken die üblichen Kaperbriefe auszugeben von ſich wies, obgleich man einer Seemacht, wie ſie angegriffen war, faſt nicht wohl anders beikommen konnte; indem er dann gewaltig vor den ruſſiſchen Noten, als kämen ſie ganz unerwartet, zurückſchreckte und zuletzt die in Holſtein verwendeten Truppen, ſie gegen das Inland verwendend, zurückzog. Ohne chriſtliches Bedenken wurden ſogar von Arnim nicht einmal mäßige Forderungen an Dänemark geſtellt, die wohl damals einen billigen Frieden hätten zu Wege bringen können. Arnim fing, was bei der Diplomatie das Gegentheil des Meiſterſtücks iſt, mit dem Ende an. Statt in der deutſchen Sache die Sympathien Deutſchlands nach und nach, wenn auch zugleich raſch und kräftig, um ſich zu verſammeln, debütirte er romantiſch-phantaſtiſch-ſymboliſch mit der Kaiſergeſchichte, mit dem Knalleffect des Schlußacts, der mit der Zeit ſchon hätte herangeſpielt werden können, wenn es anders auf dieſen Namen ankam. Statt Dänemark in der nach und nach zu gewinnenden imponirenden deutſchen Stellung nur durch behufige, eindringliche Noten nach und nach mürbe und gefügig zu machen, brusquirte er es ſofort mit der ultima ratio regum. Das Schlimmſte war, daß in der däniſchen Sache und durch die romantiſchen, nachher nicht einmal gehaltenen Proclamationen an die Polen Rußland verfeindet

wurde — das seitdem an diplomatischem Gegendruck auf das preußische Cabinet es nicht hat ermangeln lassen. Durch Arnim hat die russische Diplomatie eine Gewaltsteigerung erfahren, die unberechenbar ist.

Der christliche Romantiker Arnim erhielt sich — nachdem er seinem Freunde, dem König, durch seine Brusquerien wohl auf immer sich entfremdet hatte — nur drei Monate, er trat schon am 20. Juni 1848, noch ehe am 25. Juni das Ministerium von Auerswald sich gebildet hatte, ab, empfindlich gekränkt durch die neuen Stände vom 22. Mai 1848 und die Polissons Berlins.*)

---

*) Die Antecedentien Arnim's — Geburt, Erziehung und Schicksale erklären die Handlungen der Menschen — sind folgende. Er ist ein Uckermärker und stammt aus dem Hause Sukkow. Er ist der Sohn eines harten, gewaltthätig leidenschaftlichen Vaters und einer sanften, aber durch ihren Gemahl höchst unglücklichen Mutter, einer gebornen Gräfin Solms-Sonnewalde. Er war Cadet unter dreizehn Geschwistern, von denen mehrere, das unglückliche Naturel ihres Vaters erbend, gewaltsam endeten. Arnim machte, fast noch ein Knabe, die Freiheitskriege mit, verlor ein Pferd unter dem Leibe und erhielt einen Schuß in den Fuß, von dem er noch hinkend ist. Er kam ohne ein eigentliches Staatsexamen in die diplomatische Carriere, zuletzt in Neapel als Legationssecretair. Hier wurde auf seiner italienischen Reise der Kronprinz sein Freund: Arnim gab ihm ein vielbesprochenes schönes Fest auf dem Vesuv. Als

Arnim folgte im Cabinetsminiſterium: Baron Schleinitz, zeither Geſandter in Hannover, der gar kein Romantiker war, aber eben deshalb in dieſer erſten Zeit der Unruhe ſeiner Amtirung nicht einmal

---

Friedrich Wilhelm IV. König ward, erhob er 1840 bei der Huldigung Arnim zum Baron, machte ihn zum Geſandten in Brüſſel und dann in Paris: ſchon hier ward über ſein brusques Weſen geklagt. In Paris verlor er ſeine geliebte Frau, eine reiche Holländerin, Tochter des ehemaligen holländiſchen Geſandten in Stuttgart, eine Baroneſſe Strick von Lindſchotten, die er während ſeiner Studienjahre in Heidelberg kennen gelernt hatte; er verlor auch noch ein paar Söhne, ſo daß ihm nur eine einzige Tochter blieb. Dies Unglück befeſtigte ihn in der religiöſen Richtung, die er ſchon in Neapel gehabt hatte: hier bekehrte er unter andern auf der Inſel Capri den bekannten Sohn der Thereſe Huber, damals Katholik. Schon vor Friedrich Wilhelm's IV. Thronbeſteigung war Arnim, als Geh. Legationsrath im Departement des Auswärtigen, zurückgekehrt und ward (von Radowitz als „Arneburg“ in ſeinen Geſprächen über Staat und Kirche eingeführt) ein Hauptmitglied der geiſtreichen kronprinzlichen Geſellſchaft auf der Wilhelmſtraße, die die ariſtokratiſch-militairiſch-religiös-legitime Richtung in Preußen, zum Theil ſehr ehrenwerth, gegen das bureaukratiſch-militairiſche Altpreußenthum und gegen den bürgerlich radicalen Liberalismus vertrat und vertritt. Arnim iſt ein Freund vom Profeſſor Dahlmann, vom ſchleſiſchen Grafen Dyrrhn, von Beſeler in den Herzogthümern und insbeſondere vom Ritter Bunſen, bei dem er auf einer Reiſe von Paris aus in London wohnte und hier in dem romantiſchen Irrthum über die däniſche Frage beſtätigt ward, endlich iſt er — der Empfehler Haſſenpflug's

ſo lange als Arnim ſich erhielt: von Auerswald, der Repräſentant des ſtändiſchen Liberalismus, mußte ihn erſetzen. Auf dieſen folgte Graf Auguſt Dönhoff, zeither Bundestagsgeſandter, der letzte, der den Bund mit zu Grabe begleitet hatte; dann als Graf Brandenburg Miniſterpräſident ward, Graf Adolf Arnim-Boitzenburg, der ſeinem Vetter ſehr entſchieden den romantiſchen Dänenzug widerrathen hatte; dann kam wieder Baron Schleinitz, welchen General Radowitz 1850 zu einem kurzen Intermezzo ablöſte; endlich der jetzt fungirende Miniſter des Auswärtigen und Premier Baron Otto Manteuffel, der zu Ollmütz den deutſchen Frieden mit Fürſt Felix Schwarzenberg ſchloß, in Folge deſſen die neuen Wallenſteiner an den Ufern der Nordſee erſchienen, um Holſtein zu pacificiren: Preußen ſchlug den Oeſtreichern die Brücke. Die öſtreichiſche Diplomatie feierte ihren Triumph in den Dresdner Conferenzen und in der öffentlichen Meinung von ganz Europa. Selbſt die alten geſcheiten Fortſchritt-Alliirten Preußens ſchütteln über das gefährliche Schachſpiel der deutſchen Oranier mit den deutſchen Stuarts den Kopf. Sie bewundern ſehr die über

---

von Luxemburg aus (als Geſandter in Brüſſel damals) nach Berlin. Er hat ſeit dem Parlamente in Erfurt theils auf ſeinem Schloſſe Lindſchotten bei Utrecht, theils in den Herzogthümern gelebt.

den Canal ihnen herübergeſchickten Kapellſingeknaben, bewundern ſehr die in den Weltausſtellungsglaspalaſt ihnen hingeſetzte Kiß'ſche Amazonengruppe, aber ſie wundern ſich auch gar ſehr über den unharmoniſchen Klang der Noten des preußiſchen Cabinets und über den unplaſtiſchen Ausgang der Berliner Symbolik in der Eſchenheimer Gaſſe zu Frankfurt.

Mit Ausnahme des Staatskanzlers Hardenberg, der in ſeinen Glanztagen allerdings meiſterhaft die Franzoſen durch ſeine Diplomatie täuſchte, hat Preußen ſeit der Regierung Friedrich's des Großen — deſſen Diplomatie in der zweiten Hälfte ſeiner Regierung meiſterhaft daſteht, eben ſo meiſterhaft, wie ſeine Taktik und Strategie in den drei Kriegen um Schleſien — keinen ſelbſtſtändigen und muthvollen Diplomaten wieder gehabt. Mit Recht hat man dem Berliner Cabinet vorgeworfen, daß die Diplomatie gerade ſeine ſchwächſte Seite ſei: ſie iſt es aber, wie ſchon in der Einleitung geſagt, weniger aus Mangel an politiſchem Verſtande, als aus Ueberfluß an Diſſimulation und beſonders aus Mangel an Muth. So ein bedächtiger „Schlittſchuhläufer" der große Friedrich war, 1848 würde er herzhaft zugefahren ſein.

Am erſten Tage des Pfingſtfeſts, am 7. Juni Nachmittags drei Uhr in dem für Preußens Könige nun zum drittenmale verhängnißvollen Jahre vierzig ſtarb Friedrich Wilhelm III. im Schloſſe zu Berlin, vor dem ein dichter Haufen von Menſchen aus der

mittleren und unteren Claſſe des Volks ſtand. Er ſtarb im ſiebzigſten Lebensjahre, zuletzt ſehr gealtert und ſichtbar verfallen, in der Mitte der Seinigen, in der er vorzugsweiſe gelebt hatte. Er war ſchon ſeit langer Zeit überzeugt geweſen, daß er 1840 ſterben würde und ſprach dieſe Ueberzeugung oftmals aus. Als er ſich im Jahre 1815 in Paris befand, war er auf den Gedanken gekommen, Mlle. Lenormand zu ſehen. Man behauptet, daß dieſe geſagt habe, Napoleon werde 1821, Friedrich Wilhelm aber 1840 ſterben. Für den Kaiſer war die Vorherſagung eingetroffen. Jener Franzoſe, der unter der Unterſchrift P. de C. den oben erwähnten Aufſatz in der Revue de Paris gab, erzählt noch einen ſeltſamen Umſtand, der dazu mächtig beigetragen habe, das Gemüth des Königs zu erſchüttern. Er berichtet nämlich, daß im Januar des Jahres 1840 durch ganz Berlin ſich die Sage verbreitet habe, die weiße Frau habe ſich in den Gemächern des alten Schloſſes ſehen laſſen. Wie ſorgfältig man auch dieſes dem König zu verbergen geſucht habe, habe er es doch erfahren und wenn er auch der Sage ſelbſt keinen Glauben beilegte, ſo ſei doch ſein trübes Vorgefühl in ihm verſtärkt worden. Im Carneval gab der Prinz von Preußen einen glänzenden Ball, zu dem alle preußiſche und fremde Notabilitäten geladen waren. Dieſer Abend, an dem die größte Pracht entfaltet wurde und allgemeine Freude herrſchte, ward durch ein merk-

würdiges Ereigniß getrübt. Im Hauptſaal des Palaſtes, einer herrlichen Rotunde mit Marmor und Stuccatur verziert, gab man lebende Bilder. Plötzlich löſte ſich von der Decke in einer bedeutenden Höhe ein Stein los und fiel mit großem Geräuſch zu den Füßen des Königs nieder. „Der Schreck war allgemein, wie man leicht denken kann, berichtet P. de C. Man verſicherte, daß Se. Maj. nicht berührt worden war, doch erinnere ich mich noch recht wohl, daß dieſes Ereigniß einen düſtern Eindruck auf alle Gemüther machte; man begriff ſogleich, daß der König bei ſeiner vorherrſchenden Gedankenrichtung dies als ein Unglück weiſſagendes Zeichen nehmen würde.“

Von dem Verfaſſer dieſes Werkes befindet ſich unter der Preſſe:

Shakespeare

als

Proteſtant, Politiker, Pſycholog und Dichter.

Zwei Theile.

Der erſte Theil erſcheint bis zum 15. Juni 1851.

H. G. Voigt's Buchdruckerei in Wandsbeck.

Filmed by Preservation 1989